

Ewald Hiebl/Ernst Langthaler (Hg.)

Im Kleinen das Große suchen

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes (JGLR)

Herausgeber:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes

Geschäftsführender Herausgeber:

Ernst Langthaler

Herausgeber dieses Bandes:

Ewald Hiebl und Ernst Langthaler

Redaktion dieses Bandes:

Martin Bauer unter Mitarbeit von Gesine Gerhard, Ewald Hiebl, Ernst Langthaler und Bernhard Öhlinger

Wissenschaftlicher Beirat:

Arnd Bauerkämper (Berlin), Markus Cerman (Wien), Andreas Dix (Bamberg), Werner Drobesch (Klagenfurt), Gesine Gerhard (Stockton, California), Ernst Hanisch (Salzburg), Heide Inhetveen (Göttingen), Reinhard Johler (Tübingen), Karl Kaser (Graz), Erich Landsteiner (Wien), Margareth Lanzinger (Wien), Michael Limberger (Gent), Jon Mathieu (Luzern), Wolfgang Meixner (Innsbruck), Michael Mitterauer (Wien), Peter Moser (Bern), Norbert Ortmayr (Salzburg), Roman Sandgruber (Linz), Gloria Sanz Lafuente (Pamplona), Nadine Vivier (Le Mans), Norbert Weigl (Linz), Verena Winiwarter (Wien), Clemens Zimmermann (Saarbrücken)



Institut für Geschichte
des ländlichen Raumes

Ewald Hiebl/Ernst Langthaler (Hg.)

Im Kleinen das Große suchen

Mikrogeschichte in Theorie und Praxis

Hanns Haas zum 70. Geburtstag

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2012

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

WISSENSCHAFT · FORSCHUNG
NIEDERÖSTERREICH



STADT : SALZBURG



Redaktionsadresse:

Ernst Langthaler, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbezirk 4, A-3109 St. Pölten
Tel.: +43-(0)2742-9005-12987, Fax: +43-(0)2742-9005-16275

e-mail: ernst.langthaler@noel.gv.at, Internet: www.ruralhistory.at

Das Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes erscheint jährlich im Umfang von etwa 250 Seiten. Einzelpreis € 29,-/sfr 50,70; Abonnementpreis € 22,-/sfr 38,60; Einzelpreis für Studierende € 23,50/sfr 41,20; Abonnementpreis für Studierende € 17,60/sfr 31,10 (gegen Vorlage einer Inskriptionsbestätigung). Abonnementpreise inkl. 10 % MWSt. zuzüglich Versand. Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Abbestellungen müssen mindestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

© 2012 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck

E-Mail: order@studienverlag.at, Internet: www.studienverlag.at

Die Drucklegung dieser Arbeit wurde durch das Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Abteilung Wissenschaft und Forschung), das Amt der Vorarlberger Landesregierung (Abteilung Wissenschaft), die Kulturabteilung des Amtes der Tiroler Landesregierung, das Amt der Salzburger Landesregierung (Abteilung Kultur), die Universität Salzburg, die Stiftungs- und Förderungsgesellschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg, die Stadt Salzburg und die Leopold-Kohr-Akademie ermöglicht.

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder

Satz: Studienverlag/Maria Strobl · maria.strobl@gestro.at

Umschlag: Studienverlag/Karin Berner

Umschlagabbildung: © Ernst Langthaler

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7065-5216-5

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Einleitung

Ewald Hiebl/Ernst Langthaler

Einleitung: Im Kleinen das Große suchen. Mikrogeschichte in Theorie und Praxis 7

Debattenbeiträge

Otto Ulbricht

Divergierende Pfade der Mikrogeschichte. Aspekte der Rezeptionsgeschichte 22

Angelika Epple

Globale Mikrogeschichte. Auf dem Weg zu einer Geschichte der Relationen 37

Margareth Lanzinger

Das Lokale neu positionieren im *actor-network*-Raum –
globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken 48

Ernst Langthaler

Vom Behälter zum Netzwerk? Raum in mikrohistorischer Perspektive 57

Lukáš Fasora

Mikrogeschichte und Arbeiterkulturgeschichte.
Beispiele aus der neuen tschechischen Forschung 69

Christoph Boyer

Geschichte als Wissenschaft? 79

Fallstudien und Werkstattberichte

Andrea Griesebner

Vom Brief zum Forschungsprojekt.
Rekonstruktion des Forschungsprozesses oder Mikrogeschichte angewandt 92

Norbert Schindler

Die Konflikte um das Salzburger Wetterläutverbot von 1785.
Zum pragmatischen Gebrauch der Mikrogeschichte 106

<i>Norbert Franz</i>	
Handlungsspielräume ländlicher Gemeinden im 19. Jahrhundert. Zwei ostfranzösische Beispiele im mikrohistorischen Vergleich	121
<i>Robert Hoffmann</i>	
„Es ist dies der Ausfluß meines ‚in sich lebens‘ gegenüber des äußeren Gesellschaftslebens“. Aus dem Tagebuch eines Gemischtwarenhändlers	139
<i>Hans Heiss</i>	
Der globale Ort. Franzensfeste/Fortezza: Festung, Dorf, Metapher	155
<i>Stefan Eminger</i>	
Die „Oberen“ und die „Unteren“. Eine Fallstudie zur Dorfpolitik in Niederösterreich zwischen Monarchie und Gemeindereform (1900–1960)	170
<i>Peter Melichar</i>	
Ein Fall für die Mikrogeschichte? Otto Enders Schreibtischarbeit	185
<i>Brigitte Entner</i>	
Ein Dorf in Aufruhr – widerständiges Handeln als kollektive Praxis?	206
<i>Franz Pötscher</i>	
Mauthausen – Lebenswelten neben dem Konzentrationslager. Erfahrungen aus lebensgeschichtlichen Interviews	222
<i>Niklas Perzi</i>	
Kautzen und Český Rudolec: Zwillingsorte an der Systemgrenze?	235
<i>Grazia Prontera</i>	
Aufuhr für die Demokratie. Die apulische Landarbeiterbewegung (1949–1951)	251
<i>Johannes Hofinger</i>	
Mikrogeschichte und Oral History. Das Projekt <i>MenschenLeben</i> – Erzählebenen lebensgeschichtlicher Interviews und Fragen der Auswertung in der Sekundäranalyse	266
Abstracts	281
Autorinnen und Autoren	289

Einleitung: Im Kleinen das Große suchen

Mikrogeschichte in Theorie und Praxis

Hanns Haas und die Mikrogeschichte

Die vorliegende Publikation hat ihre Wurzeln in zwei mikrogeschichtlichen Ereignissen, die in die Jahre 1943 und 1964 zu datieren sind. Mitten im Zweiten Weltkrieg erblickt Hanns Haas im nördlichen Waldviertel das Licht der Welt, und 1964 wird er als einer der ersten wissenschaftlichen Mitarbeiter an die neu gegründete Universität Salzburg gerufen. Als der Historiker 2011, nach 47 Dienstjahren, emeritierte, wurde vom Fachbereich Geschichte eine Tagung zum Thema *Im Kleinen forschen, das Große suchen. Neue Diskurse zur Mikrogeschichte* veranstaltet. Die Tradition an österreichischen Universitäten, verdienten Kollegen zu runden Geburtstagen eine „Festschrift“ zu widmen, führte dazu, dass rechtzeitig zum 70. Geburtstag der vorliegende Band publiziert wird. Es handelt sich hier jedoch – darauf sei ausdrücklich verwiesen – nicht um eine Festschrift im klassischen Sinne, in der Weggefährten und Weggefährtinnen des Jubilars Texte zu dessen wichtigsten Forschungsthemen beisteuern. Vielmehr wurde ein Thema ausgewählt, dem sich Haas besonders intensiv gewidmet hat, nämlich der Mikrogeschichte mit ihrem Fokus auf kleine räumliche und soziale Einheiten. Dieser Forschungsstrang, der seit Kurzem auch in der Geschichtswissenschaft neue Konjunktur erfährt, wird hier – ganz im Sinne Haas’ – durchaus (selbst-)kritisch beleuchtet.

In dutzenden Studien machte und macht sich Hanns Haas – inspiriert durch die Vorgehensweise der Vertreter/-innen der Ethnologie, Anthropologie oder Soziologie – daran, den oft verborgenen sozialen Geflechten und kulturellen Deutungspraktiken im Kleinraum auf die Spur zu kommen. Seine Forschungsreisen führen ihn in „staubige“ Archive ebenso wie zu allzu gesprächigen oder anfänglich reservierten Zeitzeugen oder Zeitzeuginnen, und nie reicht ein einziger Blick auf das Kleine, um die Komplexität des Mikroräum zu erfassen. Immer wieder werden die Blickwinkel verändert, wird gezoomt und geschwenkt, werden erste Hypothesen verworfen, um neuen Platz zu machen. Haas’ Hauptaugenmerk liegt dabei auf den sozialen Praktiken des Dorfes, auf dem ungeschriebenen und doch fixierten Regelsystem der dörflichen Gesellschaft und den Lebenswelten, in welche die historischen Akteure eingebunden sind und welche sie (mit-)schaffen. Der in den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften häufig verwendete Begriff der „Lebenswelt“ stammt aus der Philosophie und Soziologie. Er hat seine Wurzeln in der phänomenologischen Soziologie von Alfred Schütz. Diese baut auf der verstehenden Soziologie Max Webers auf und versuchte zunächst, den bei Weber bereits verwendeten Sinnbegriff genauer zu fassen. Um Prozesse der Sinndeutung genauer beschreiben zu können, griff Schütz vor allem auf die Phänomenologie Edmund Husserls zurück, deren Grundlage die Annahme darstellt, dass

der Mensch nur über das Bewusstsein Zugang zur Wirklichkeit findet. Husserl prägte auch als erster den Begriff der „Lebenswelt“, die er als allen subjektiven Deutungen und auch der wissenschaftlichen Erkenntnis vorausliegende Welt definierte.¹

Das Verdienst von Alfred Schütz besteht darin, den Begriff der „Lebenswelt“ für die Sozialwissenschaften zu adaptieren. Als Lebenswelt definiert er den umfassenden Sinnhorizont verschiedener geschlossener Sinngebiete. Eine besondere Rolle spielt darin die Lebenswelt des Alltags, die als „vornehmlichster Wirklichkeitsbereich“ von den anderen Sinngebieten wie den Welten der Fantasie oder der Wissenschaft abgehoben ist. Diese Lebenswelt des Alltags ist es nämlich, an der Menschen regelmäßig teilnehmen, die sie durch ihr Handeln verändern und in der sie sich mit den Mitmenschen verständigen. Somit stellt die Lebenswelt die selbstverständliche Grundlage jeglichen Handelns und Denkens dar.

Die Alltagswelt bildet somit einen Sinnzusammenhang, der von den Menschen zu interpretieren ist. Diese Interpretationen bauen auf dem Wissensvorrat auf, der dem handelnden Subjekt – je nach biographischem und sozialem Kontext – verfügbar ist. Das Alltagswissen sorgt dafür, dass die Welt nicht als mannigfaltig und ungeordnet erscheint, sondern dem Einzelnen bereits als vorstrukturiert und typisiert erscheint. Diese Strukturierung ist in hohem Maße sprachlich vermittelt und wird tradiert. Somit sind der Wissensvorrat des Einzelnen und einzelner sozialer Gruppen und seine Ergänzung qua Wissenserwerb durch eine Art Filtersystem geprägt, das die Relevanz von Daten für die eigene Lebenswelt prüft. Diese Relevanzstrukturen sind sowohl tradiert als auch subjektiv und prägen Erfahrungen und Handlungen wesentlich mit.²

Hanns Haas gebührt das Verdienst, das „lebensweltliche Paradigma“ in der österreichischen Geschichtswissenschaft zunächst – wie er noch im Jahr 2000 bescheiden meinte – erprobt und schließlich wesentlich zu seiner Etablierung beigetragen zu haben. Vor allem die Entstehung, Tradierung und Auflösung dauerhafter Sinnbezüge, so genannter Sinnprovinzen, stehen im Mittelpunkt des Interesses. Damit wird die soziologische Theorie durch die Dimension der Zeitlichkeit ergänzt. Haas weist vor allem darauf hin, dass das lebensweltliche Paradigma sehr schnell an methodische und heuristische Grenzen stößt. Oral History und die Existenz von Ego-Dokumenten wie Briefen oder Tagebüchern, die zeitgenössische oder zumindest Ex-Post-Interpretationen widerspiegeln, sind als Quellen fast unerlässlich. Deren Ersatz durch obrigkeitliche Quellen kann nur in manchen Fällen das Fehlen der subjektiven Sichtweisen wettmachen. Somit stellen viele als lebensweltlich bezeichnete Studien im Grunde klassische Sozialanalysen oder alltagsgeschichtliche Fallstudien dar, wobei subjektive Faktoren häufig bloß illustrativ und nicht als heuristische Kategorie herangezogen werden.³

Schon Mitte der 1990er Jahre hatte es sich ein österreichisch-tschechisches Forscherteam zur Aufgabe gestellt, die Lebenswelten von Dörfern an der tschechisch-österreichischen Grenze in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu untersuchen. Vereinfacht gesagt ging es darum zu analysieren, wie das Große in den kleinen Raum eindrang und ihn veränderte, wie (Ethno-)Nationalismus und Rassismus die „Lebenseinheit“ Dorf zerstörten. Eines der Ergebnisse des dreijährigen Projekts war die Erkenntnis, dass die großen Entwicklungen im Kleinen zumindest bis zur deutschen Okkupation der Sudetengebiete deutlich weniger Wirkkraft hatten als zunächst angenommen. Die häufig gemischt-ethnischen und -sprachlichen dörflichen Gesellschaften erwiesen sich lange Zeit als erstaunlich resistent gegen die neuen nationalistischen Denkschemata und deren Forderungen, sich zu

jeweils einer „Nation“ oder „Volksgruppe“ zu bekennen. Ein Grund für das Weiterbestehen der dörflichen Solidarität war der erlernte Umgang mit der ethnischen und sprachlichen Vielfalt im Kleinraum, wo die Kooperation über die Grenzen der eigenen ethnischen oder Sprachgruppe hinaus notwendig war und wo gesellschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen über die Sprachgrenzen hinaus üblich waren. Einmal mehr zeigen Untersuchungen aus historischen Nachbardisziplinen, in diesem Fall der Ethnologie, wie die dörfliche Gemeinschaft mit den ethnischen und sprachlichen Unterschieden umgegangen ist, nämlich durch die Verdoppelung kultureller Angebote: Zwei Wirtshäuser oder zwei Dorffeste boten den Angehörigen der beiden sozialen Großgruppen kulturelle Identifikationsangebote. Die jeweilige „Hausprache“ an Höfen und in Häusern wurde respektiert.⁴ Detailstudien zu den gemischtsprachigen Dörfern Podmoli/Baumöhl und Gnadlersdorf/Hnanice vertieften nach Ende des großen Forschungsprojekts die Studien zur Wirkkraft des Nationalen im kleinen sozialen Umfeld.⁵

In diesen Studien berücksichtigte Hanns Haas – abseits vom Fokus auf Ethnizität und Nation – auch die Formen dörflichen Zusammenlebens, die er in den zahlreichen Mikrostudien zu Salzburger Dörfern untersucht hat.⁶ Hier ging es um Fragen der Selbstorganisation der dörflichen Gesellschaft, etwa in Form der Rotten, um Nachbarschaftshilfe, aber auch um den Umgang mit Gemeineigentum, etwa der Nutzung der Allmende. Hier zeigten sich je nach ökologischen Grundlagen oder ökonomischer Entwicklung des Dorfes spezifische Entwicklungstypen. So waren Dörfer in der Nähe von Städten und Märkten stärker außenbezogen als die eher auf Subsistenzwirtschaft orientierten peripheren Ansiedlungen. Dabei – und das zeigen vor allem Haas' Studien zum Wanderhandel – sollte jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass die Gesellschaft auch in den peripher gelegenen Alpengebieten mobiler war, als heute vielfach angenommen wird. So gestalteten sich die dörflichen Lebenswelten immer auch durch die Einspeisungen von außen, die durch Wirtschafts- und Sozialkontakte in den Kleinraum drangen.

Schließlich interessiert Haas auch die Verortung des Politischen im Kleinraum. Politik – so seine These der wechselseitigen Beeinflussung – wird zunächst vor allem in staatlichen Zentren und Subzentren konzipiert. Staatliche Einrichtungen und Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit vermitteln ihre Inhalte und Organisationsprinzipien der regionalen und lokalen Ebene, sei es als verpflichtende Vorgaben, sei es als Partizipationsangebot. Aus lebensweltlicher Perspektive hingegen ist Politik ein importiertes Sinnsystem, zusätzlich zu den eingeübten Sinnorientierungen und Organisationsprinzipien einer lokalen Welt. Diese Herausforderung gefährdet einerseits die soziale Kohärenz der Lebenswelt, indem sie bestehende Trennlinien vertieft. Sie erleichtert andererseits die Orientierung in einer Welt des sozialen Wandels und der kommunikativen Vernetzung, insbesondere der staatlichen Integration.⁷

Wie die politischen Zäsuren des 19. und 20. Jahrhunderts in die Dörfer eindringen und verarbeitet wurden, steht im Mittelpunkt von Studien über das liberale Bürgertum im Konstitutionalismus und *fin de siècle* oder bildet das Forschungsinteresse zur Verarbeitung und Verortung des Kommunismus in den Dörfern. Es braucht nicht erwähnt werden, wie sehr die großen Ideologien auch im Kleinraum rezipiert wurden und damit die lokalen Lebenswelten veränderten. Interessant sind jedoch die Adaption der ‚großen‘ Entwürfe und deren Instrumentalisierung im sozialen Gefüge des Kleinraumes. So kann Haas im detaillierten Blick auf die Dörfer in der 1945 wieder gegründeten ČSR zeigen, wie sehr

politische oder – um genauer zu sein – ideologische Aspekte häufig auch zum Instrument für innerdörfliche Rivalitäten und Machtkämpfe wurden.

Es geht also beim Blick auf den Kleinraum nie bloß um die akribische Beschreibung eines kleinen, klar umgrenzten Untersuchungsraumes. Mikrogeschichte ist keine Heimatforschung, auch wenn sie viel zu letzterer beiträgt. Große Fragestellungen wie eben jene zu Nationalismus oder Kommunismus werden auf den Kleinraum übertragen und generieren ‚Forschungs sonden‘, mit denen die unbekannte Welt des Kleinen untersucht wird. Der mikroskopische Blick erweitert sich schließlich aber wieder, um die gewonnenen Erkenntnisse in den breiten historiographischen Diskurs einordnen zu können. Haas hat diesen Perspektivenwechsel erst kürzlich in einer Studie über die kleine Waldviertler Katastralgemeinde Oedt an der Wild thematisiert und gezeigt, wie das Große und das Kleine zu verbinden sind. Ihm geht es um die „Tiefenwirkungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformation zur Nachkriegszeit“, also zwei abstrahierte Entwicklungstypen, „zwei Wege in die Moderne“. Das Kleine, der untersuchte Mikrorraum in Form des Dorfes Oedt an der Wild, wird dabei aber nicht als abgegrenzter Sozialraum verstanden, sondern steht in vielfältigen Interaktionszusammenhängen mit dem Außenraum, vor allem den benachbarten Dörfern.⁸

Deutlich wird an den Arbeiten von Haas auch die Notwendigkeit eines multimethodischen Zugangs zu den untersuchten Kleinräumen. Beschreibende Quellen wie Seelsorgerberichte sowie Pfarr- und Schulchroniken stehen neben historischem Kartenmaterial, seriellen Massenquellen wie den Urmaterialien der Volkszählungen, die etwa für die untersuchten tschechischen Dörfer in der Zwischenkriegszeit vorliegen, oder Ergebnissen der Oral History. Diese Multiperspektivität erlaubt den *close-up* auf die Kleinregionen und deren Beschreibung, die schließlich zur Grundlage der Erklärung wird. Die Vielzahl von Ego-Dokumenten, subjektiven Schilderungen erlaubt schließlich erst die Analyse der Lebenswelten und ihrer „Sinnprovinzen“, die in zahlreichen Arbeiten Haas’ im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Es sind also zahlreiche und enge Bezüge, die zwischen den Forschungen von Hanns Haas im Klein- und Kleinraum und den viel diskutierten Grundfragen der Mikrogeschichte hergestellt werden können. Das liegt nahe, zumal die Rezeption der Debatte über die Mikrogeschichte die theoretische und methodische Grundlage der empirischen Arbeiten von Haas darstellt. Doch sein Beitrag zur Weiterentwicklung liegt nicht allein im ‚Austesten‘ der theoretischen Modelle zur Mikrogeschichte an konkreten Beispielen, sondern auch in deren Ergänzung, vor allem was die subjektiven Interpretationsleistungen der historischen Akteure betrifft. Die Mikrogeschichte erlaubt demnach nicht bloß die „dichte Beschreibung“ des Kleinraums, sondern auch das Verstehen der historischen Akteure und schließlich das Erklären von Einstellungen und Handlungen durch die Analysen von Handlungsmotivationen.

Was heißt Mikrogeschichte?

„Mikrogeschichte“ zählt zu jenen Begriffen im Geschichtsdiskurs, deren zunehmender Gebrauch mit abnehmender Klarheit einhergeht: „Es ist nicht alles mikro, wo mikro draufsteht.“⁹ Er wurde im programmatischen Sinn in den 1970er Jahren von einer Gruppe

italienischer Historiker/-innen um die Zeitschrift *Quaderni Storici* geprägt, bevor ihn französische, deutsche und US-amerikanische Forscher/-innen aufgriffen.¹⁰ Zur Unschärfe des Begriffs haben auch jene, die sich dieses Etikett auf ihre Fahnen heften, beigetragen; denn in den Kreisen der Mikrohistoriker/-innen gelten der Verzicht auf ein einheitliches Leitkonzept und die konzeptuelle Vielfalt nicht als Not, sondern als Tugend.¹¹ So etwa betont Hans Medick, ein deutschsprachiger Pionier der Mikrogeschichte, die „polyphone Vielfalt der Perspektiven und Darstellungsweisen“.¹² Programmatische Klärungsversuche wie jener Giovanni Levis, eines italienischen Mikrohistorikers der ersten Stunde, bilden eher die Ausnahme als die Regel.¹³ Levi umreißt das Feld der *microstoria* mit einer Reihe von Merkmalen: der Vergrößerung des Beobachtungsmaßstabs, der gesellschaftlichen Vielfalt „begrenzter Rationalitäten“, des Spurenlesens als Forschungsparadigma, der Normalität des Außergewöhnlichen, des relationalen Kontextverständnisses, der dialogischen Erzählweise und der Zurückweisung eines „postmodernen“ Relativismus.¹⁴ Dieses Merkmalsprofil sieht Levi eingebettet in den Versuch, historiographische Konsequenzen aus der Legitimitätskrise der „großen Erzählungen“ historisch-materialistischer oder modernisierungstheoretischer Provenienz zu ziehen. Die diesen Meta-Narrativen folgende Geschichtsschreibung inszeniere ein „große[s] Marionettentheater, in dem die einzelnen Individuen als hilflose Figuren an den Fäden der anonymen Strukturen und Prozesse hängen“¹⁵. Dementsprechend anerkenne die Mikrogeschichte die „relative Freiheit“ der Menschen gegenüber – jedoch nicht außerhalb – scheinbar übermächtiger Gesellschaftsordnungen. Folglich verfügten die Einzelnen und Gruppen zwar nur über eine begrenzte Zahl an Praxismöglichkeiten, aber stets über mehr als nur eine, strukturell festgelegte Denk- und Handlungsmöglichkeit. Diese Manövrierräume ergeben sich aus den Widersprüchen, die in jeder Gesellschaftsordnung mehr oder weniger wirksam sind.¹⁶

Nehmen wir Levis Mikrogeschichte-Definition unter die Lupe. Das erste Merkmal scheint zugleich das wichtigste zu sein: Mikrogeschichte zeichnet sich, entgegen einem verbreiteten Missverständnis, nicht durch die Kleinheit ihrer Gegenstände, sondern die „Verkleinerung des Untersuchungsbereichs“ – oder, wie sich auch sagen ließe, die „Vergrößerung des Maßstabes“ – aus.¹⁷ Eine Person oder ein Ort wird nicht um ihrer oder seiner selbst willen untersucht, sondern als Brennpunkt darüber hinausweisender, größerer Zusammenhänge – Mentalität¹⁸, Bodenmarkt¹⁹, Verwandtschaft²⁰, Naturaneignung²¹, Protoindustrie²² und so fort – begriffen. „Historians do not study villages, they study in villages“²³, so Levis oft zitierte Paraphrase des Ethnologen Clifford Geertz.²⁴ Mittels der Maßstabsvergrößerung hoffen Mikrohistoriker/-innen bislang übersehene oder verkannte Aspekte ihrer Untersuchungsgegenstände genauer zu erfassen.²⁵ Manche Vertreter/-innen leiten daraus auch eine „größere Realitätsnähe“²⁶ der Mikrogeschichte gegenüber anderen historiographischen Ansätzen ab. Gemessen am Anspruch, das Große im Kleinen zu beforschen, verdient nicht jede lebens- oder lokalgeschichtliche Arbeit das Etikett „mikrohistorisch“ – obwohl dies fallweise zutreffen kann.²⁷

Levis zweites Erkennungsmerkmal leitet sich aus der Auseinandersetzung mit Geertz' *interpretative anthropology* ab. Die *microstoria* folgt der „dichten Beschreibung“ insofern, als Theorien nicht vorgegebene Gerüste zur Einordnung und kausalen Verknüpfung empirischer Phänomene, sondern bestenfalls Interpretationswerkzeuge bei der schrittweisen Entschlüsselung der zeichenhaften Äußerungen einer Kultur darstellen. Um Ethnozentrismus zu vermeiden, verbietet sich Geertz jeden Anti-Relativismus; jede Kultur müsse

gemäß ihrer Eigenlogik dechiffriert werden. Levi weicht von diesem „anti-anti-relativistischen“ Kulturbegriff in zweifacher Hinsicht ab: Einerseits konzipiert er Kultur eher heterogen als homogen; folglich sei es „necessary to examine the plurality of forms of the limited rationality at work in the particular reality under observation“²⁸. Andererseits erfordere jede Kulturanalyse stets auch eine differenzierte Gesellschaftsanalyse im Hinblick auf Solidar- und Konfliktbeziehungen.²⁹ Unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Einbettung trifft die häufige Etikettierung der Mikrogeschichte als „kulturalistisch“ – zumindest für die von Levi skizzierte *microstoria* – kaum zu.

Als drittes und viertes mikrohistorisches Merkmal nennt Levi das Lesen der dokumentierten Spuren besonderer, außergewöhnlicher Fälle – nicht um ihrer selbst willen, sondern im Hinblick auf allgemeine, normale Aspekte der Gesamtheit.³⁰ Edoardo Grendi hat mit dem Oxymoron vom „außergewöhnlich Normalen“ eine Alternative zur statistischen Repräsentativität als Auswahlmodus formuliert:³¹ Ausgangspunkte mikrohistorischer Untersuchungen sind meist nicht quantitativ, sondern qualitativ herausragende Fälle. Wenn die verfügbaren Massenquellen bestimmte Aspekte einer zeit- und raumbezogenen Normalität nicht oder nur unzureichend dokumentieren, kann eine einzelne, oft zufällig überlieferte oder aufgefundene Quelle eines außergewöhnlichen Falles weitaus erhellender sein. Der als Ketzer von der Inquisition verfolgte Müller Menocchio entsprach wohl kaum dem ‚Durchschnitt‘ der friulanischen Gesellschaft im 16. Jahrhundert; dennoch vermag Carlo Ginzburg in seiner Pionierstudie *Der Käse und die Würmer* an den Äußerungen dieser Person vor dem Inquisitor zentrale Aspekte einer „bäuerlichen Kultur“ zu entschlüsseln.³² Gemäß Ginzburgs „Indizienparadigma“ erlauben „unendliche feine Spuren, eine tiefere, sonst nicht erreichbare Realität einzufangen“.³³ Die Mikrogeschichte huldigt jedoch keinem „Königsweg“, sondern zeigt eine enorme methodologische Vielfalt: Die ‚qualitative‘ Strategie, die Spuren einer Person durch namentliche Verknüpfung verschiedener Quellenarten (Kirchenbüchern, Grundbesitzregistern, Gerichtsprotokollen usw.) in vielfältigen Kontexten zu verfolgen,³⁴ wird ergänzt durch die ‚quantitative‘ Strategie, eine größere Zahl an Fällen – etwa Landtransfers im Zusammenhang mit Sozialbeziehungen³⁵ – zu vergleichen. Mikrohistorische Quantifizierung heißt, „das einzelne, in den Quellen aufzufindende gelebte Leben nicht im statistischen Durchschnitt untergehen zu lassen“³⁶. Somit lassen sich ein eher sozial- (z.B. Levi) und ein eher kulturgeschichtlicher Strang (z.B. Ginzburg) der *microstoria* unterscheiden. Die bisweilen vorgenommene Selbst- und Fremdbeschränkung auf das „Indizienparadigma“ wird der methodologischen Weite der Mikrogeschichte kaum gerecht.

Eng verknüpft mit den bisherigen Merkmalen ist die fünfte Eigenschaft, das Kontextverständnis der Mikrogeschichte. Levi grenzt die Mikrogeschichte von zwei verbreiteten Arten der Kontextualisierung ab: einerseits von der Ableitung des Handelns als Anpassungsleistung an ein soziales System, andererseits von der Ableitung des Denkens als Anpassungsleistung an ein sprachliches System. Gegenüber solchen Funktionalismen folge eine mikrohistorische Kontextualisierung einem *relationalen* Verständnis von Wirklichkeit: Ein beobachtetes Element steht weder für sich allein, noch leitet es sich aus einem – wie auch immer gearteten – „Kontext“ ab; vielmehr lässt es sich nur in seinen Beziehungen zu anderen Elementen angemessen begreifen. Relevant sind weniger die Eigenschaften der Elemente selbst, sondern die Eigenschaften ihrer Positionen in umfassenden Netzwerken – Nachbarschaft, Verwandtschaft, Tausch. Auf diese Weise lassen sich „familienähnliche“

Gruppierungen von Einzelementen bestimmen.³⁷ Hier zeigt sich die Mikrogeschichte methodologisch anschlussfähig an die Analyse sozialer Netzwerke.³⁸ Insofern verfehlt der Vorwurf der Detailverliebtheit, der „Neigung zum mikrohistorischen Klein-Klein“³⁹, das Kontextverständnis der Mikrogeschichte; im Zuge einer „Detailgeschichte des Ganzen“⁴⁰ erscheint das Einzelne über seine Beziehungen eingebettet in das Ganze.

Als sechstes Merkmal nennt Levi die Art, wie Mikrohistoriker/-innen ihre Ergebnisse an die Leser/-innen ihrer Bücher – sofern sie nicht andere Medien wie Ausstellung, Film oder Internet wählen – kommunizieren. Die Mikrogeschichte bevorzugt (im engeren Sinn) *erzählerische* Darstellungsformen – wenn wir einmal davon absehen, dass jegliche Form der Geschichtsdarstellung im weiteren Sinn als „narrativ“ betrachtet werden kann.⁴¹ Levi misst der mikrohistorischen Erzählung zwei Aufgaben zu: Erstens schildert sie „the true functioning of certain aspects of society“, also die Art und Weise, in der historische Akteure die Spielräume des Denkens und Handelns innerhalb umfassender, aber in sich widersprüchlicher Systeme zu nutzen vermochten. Zweitens relativiert sie auch den vermeintlich ‚absoluten‘ Beobachterstandpunkt des Historikers und der Historikerin, indem sie Einblicke in den Forschungsverlauf und die dabei auftretenden Probleme – der Quellenbasis, der Interpretation, der Darstellung und so fort – bietet. Auf diese Weise treten die Schreibenden – in gewollt „experimenteller“ Weise⁴² – mit den Lesenden bei der Konstruktion des Geschichtsnarrativs in eine Art Dialog ein.⁴³ Mikrohistorisches Erzählen erscheint somit nicht zwingend als Rückfall in einen naiven „Neo-Historismus“, sondern bewegt sich in Richtung einer (selbst-)reflexiven Geschichtsdarstellung.

Das siebente Merkmal betrifft die Position der Mikrogeschichte in der Debatte um die „Postmoderne“. Als Versuch, historiographische Konsequenzen aus dem Legitimationsverlust der modernen Groß Erzählungen zu ziehen, wird die Mikrogeschichte – zusammen mit Alltagsgeschichte und Historischer Anthropologie – manchmal in einen Topf mit „postmodernen“ Geschichtsauffassungen geworfen.⁴⁴ Levi grenzt die *microstoria* jedoch klar ab von jenen „metahistorischen“⁴⁵ Ansätzen, die Geschichtsschreibung nicht als Wissenschaft, sondern allein als Literatur betrachten. Die Mikrogeschichte versuche den Gegensatz zwischen „modernen“ und „postmodernen“ Ansätzen zu überbrücken: „The problem lay in finding a way of both acknowledging the limits of knowledge and reason whilst at the same time constructing a historiography capable of organizing and explaining the world of the past.“⁴⁶ Eine ähnliche Position vertritt Medick: „Die Mikro-Historie versucht einen methodischen Ausweg jenseits der Konzepte einer makrohistorischen Synthesen-historie, aber auch jenseits der (zu) häufig als unausweichlich angesehenen Einbindungen historischen Forschens, Interpretierens und Darstellens in den Zustand postmoderner ‚Fragmentarisierung‘ und seiner Abwendung von globalen Sinneinheiten und Zusammenhängen.“⁴⁷ Die simple Zuordnung der Mikrogeschichte zu den „postmodernen“ Strömungen verfehlt diesen doppelten Anspruch.

Mikrogeschichte in den Bandbeiträgen

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes bilden keine ‚Glaubensgemeinschaft‘, was die Konzeption von Mikrogeschichte betrifft. Sie vertreten durchaus unterschiedliche, bisweilen gegensätzliche Positionen. Die Stimmen dezidierter Anhänger/-innen, die seit

Jahrzehnten die mikrohistorische Debatte mitbestimmt haben, treffen auf die Äußerungen jener Kritiker/-innen, die diesen Forschungsansatz teilweise oder gänzlich für problematisch halten. Zwischen diesen – nach den heftigen Debatten der 1980er und 1990er Jahre aufgeweichten, aber bisweilen noch immer polemisch akzentuierten – Fronten melden sich Vertreter/-innen zu Wort, die die Mikrogeschichte in Verbindung mit anderen, etwa geschlechter-, postkolonial- oder globalhistorischen Ansätzen weiterzuentwickeln trachten. Somit birgt dieser Band das Potenzial für eine vielstimmige Auseinandersetzung über Möglichkeiten und Grenzen der Mikrogeschichte in der gegenwärtigen Forschungslandschaft.

Mit *Otto Ulbricht* und *Norbert Schindler* sind in diesem Band zwei Pioniere mikrohistorischer Forschungsansätze im deutschsprachigen Raum vertreten. Beide sind sich im Rückblick auf die Debatte „Mikro“ versus „Makro“ der vergangenen drei Jahrzehnte darin einig, dass die Mikrogeschichte heutzutage zur Grundausstattung des geschichtswissenschaftlichen Werkzeugkastens gehöre, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten: Ulbricht spricht von einer „Erfolgsgeschichte“, Schindler von einem zunehmend „pragmatischen Umgang“. Ulbricht benennt die wichtigsten „Eckpfeiler“ – er verneint die Existenz eines „festen Programms“ – der Mikrogeschichte: die „Vergrößerung des Maßstabs, also die kleine Untersuchungseinheit“; die „vollständige Erfassung der Quellen“ und deren „intensive Lektüre“; die Interpretation der Phänomene im (lokal- oder personen-)spezifischen Kontext der Beziehungsgeflechte; das Erkenntnispotenzial des „außergewöhnlichen Normalen“; die „Abneigung gegen Großbegriffe und gegen ein teleologisches Verständnis des Geschichtsverlaufs“; schließlich die Offenheit gegenüber „neuen Präsentationsweisen“. Vehement wendet sich Ulbricht gegen „Missverständnisse des theoretischen Ansatzes“, etwa die Gleichsetzung von Untersuchungsausschnitt und -gegenstand, die Vermischung von Mikrogeschichte und lokal- oder lebensgeschichtlicher Fallstudie sowie die schroffe Entgegensetzung von Mikro- und Makrogeschichte, zumal – so auch Schindler – „der ‚mikroskopische Blick‘ auf das Detail auch die großformatigen historischen Entwicklungsprozesse in ein anderes, differenzierteres Licht zu rücken vermag“. Schindler setzt diese Perspektive in seiner Fallstudie über das Salzburger „Wetterläutverbot“ Ende des 18. Jahrhunderts souverän um. Von der Grundsatzdebatte ausgehend skizziert Ulbricht schließlich die Rezeption des mikrohistorischen Ansatzes in zwei unterschiedlichen Kontexten, der deutschen Globalgeschichte und der US-amerikanischen Sozial- und Kulturgeschichte.

Eine Gegenposition, die sich nicht vorrangig gegen die Mikrogeschichte, sondern „die Kulturalisten“ insgesamt wendet, vertritt der Essay von *Christoph Boyer*. Er stellt die Frage nach der „Wissenschaftlichkeit“ der Geschichte und beantwortet diese mit der „notwenige[n] (und auch bereits hinreichende[n]) Bedingung“, über das bloße Beschreiben von Phänomenen hinaus *Erklärungen* – also Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, am besten mit Bezug auf „Theorien größerer Reichweite“ – hervorzubringen. Diese Eingrenzung von Geschichte als „erklärende Gesetzeswissenschaft“ – und die damit verbundene Ausgrenzung „kulturalistischer“ Ansätze – fußt, wie uns scheint, auf zwei Engführungen: Erstens klammert sie das dem Erklären dialektisch verbundene *Verstehen*, das auf die (Eigen-)Logik des Denkens und Handelns historischer Akteure abzielt, aus der „historischen Methode“ (Jörn Rüsen) aus.⁴⁸ Zweitens verzerrt sie die – in der Geschichtswissenschaft vorgeblich hegemonialen – „kulturalistischen“ Ansätze bis zur Karikatur, etwa wenn Boyer „empathische, flickenteppichartige Abschilderungen nach dem Zufallsprinzip

ausgewählter, in der Regel mikrokosmischer Erfahrungswelten – und dies häufig im Medium impressionistischer, kontextfreier Nacherzählungen so genannter Diskurse“ aufs Korn nimmt. Worauf auch immer diese Polemik abzielt – sie verfehlt zentrale Grundorientierungen der Mikrogeschichte, etwa die radikale Kontextualisierung Levi'scher Prägung und auch das „lebensweltliche Paradigma“ von Hanns Haas, das Boyer als möglichen Weg der Vermittlung zwischen der „Makro-Struktur-“ und der „Mikro-Kultur-Geschichte“ zumindest nicht ausschließt. Auch Boyers – offenbar als Vermittlungsangebot gemeinter – Vorschlag einer Arbeitsteilung, der zufolge die hermeneutischen („kulturalistischen“) Ansätze die („dichten“) Beschreibungen zuliefern und die analytischen Ansätze die Erklärungen fertigen, schreibt die für die behauptete Hierarchie zwischen den *two cultures* der Geschichtswissenschaft konstitutiven Engführungen fort. Eine synergetische Arbeitsteilung auf selber Augenhöhe müsste, jenseits der Trennung von Zulieferungs- und Fertigungsfunktion, die Gleichrangigkeit oder, mehr noch, die Wechselseitigkeit hermeneutischen Verstehens und analytischen Erklärens in der geschichtswissenschaftlichen Fabrikation von Erkenntnis ernst nehmen.

Neben Boyers pointierter Fundamentalkritik an den „Kulturalisten“ stellt *Peter Melichar* in seiner Fallstudie zum österreichischen Landes- und Bundespolitiker Otto Ender ein einzelnes, jedoch zentrales – und für den Titel dieses Bandes leitmotivisches – Prinzip der Mikrogeschichte in Frage: das Große im Kleinen zu beforschen. Melichar verwirft die „Vorstellung, man könne im ‚Kleinen‘ das ‚Große‘ erkennen, da es sich dort spiegle, oder da das winzige Elementarteilchen auf geheimnisvolle Weise das Große oder Ganze in sich trage, oder zumindest so etwas wie eine Strukturhomologie zwischen den entgegengesetzten Polen bestünde“. Die Begründung: „Die Studie über ein kleines oder auch größeres Dorf, über eine Straße oder einen Stadtteil kann niemals die Geschichte eines Landes, einer Nation oder einer Metropole enthalten und auch nicht deren Struktur oder Wesen,“ trifft jedoch unserer Ansicht nach nicht die Art und Weise, in der Mikrohistoriker/-innen das Verhältnis zwischen dem ‚Einzelnen‘ und dem ‚Ganzen‘ begreifen. Im Kleinen das Große zu beforschen, heißt nicht, das Kleine aus dem Großen (‚Spiegel‘-Metapher) oder das Große aus dem Kleinen (‚Partikel‘-Metapher) logisch abzuleiten, Einzelphänomene als ‚Spiegel‘ oder ‚Partikel‘ des Ganzen zu (v)erkennen. Es geht der Mikrogeschichte vielmehr darum, aus der Nahsicht auf einzelne Personen und Orte das *Praktisch-Werden* umfassender Strukturen und Prozesse nachzuzeichnen. Die Geschichte einer Person oder eines Ortes „enthält“ gewiss nicht die Geschichte eines Nationalstaates oder Weltmarktes; dennoch vermag sie die praktische „Aneignung“⁴⁹ – und damit die Reproduktion und Transformation – übergreifender Strukturen und Prozesse der Staats- und Marktbildung durch denk- und handlungsmächtige Akteure zu erhellen. Damit ist die Frage nach dem Verhältnis von Mikro- und Makrogeschichte aufgeworfen, die Melichar (ähnlich wie Schindler und anders als Ulbricht) mit Hinweis auf deren „grundsätzliche Nichtvermittelbarkeit“ beantwortet. Geht man hingegen von der „Doppelkonstitution“⁵⁰ historischer Wirklichkeit durch die Dialektik von Strukturen und Praktiken aus, erscheinen Mikro- und Makrogeschichte – *close-ups* und *long shots* im Sinn Siegfried Kracauers⁵¹ – als einander ergänzende, nicht sinnvoll trennbare Forschungsperspektiven.

Melichars Auffassung von Mikrogeschichte als „Feinanalyse mit Nahperspektive“ deutet ein erweitertes, über die engere Definition der *microstoria* hinausreichendes Begriffsverständnis an. „Mikrogeschichte“ wird so zum Etikett für eine Vielzahl theoretisch,

methodologisch und inhaltlich unterschiedlich gelagerter Studien, die einzig und allein die Kleinheit des Beobachtungsausschnitts oder -gegenstands gemein haben. Ein solches erweitertes Begriffsverständnis liegt auch *Lukáš Fasoras* Essay über die tschechische Arbeiterkulturgeschichte sowie den meisten lebens- und lokalgeschichtlichen Fallstudien dieses Bandes zugrunde. Wenn Fasora für die Zeit der kommunistischen Herrschaft von „Mikrogeschichte“ spricht, meint er lebens- und lokalgeschichtliche Studien, die sich in das herrschende Geschichtsbild einordneten. Bezüge zur mikrohistorischen Diskussion werden erst nach 1989, vor allem von Seiten jüngerer, akademisch wenig verankerter Historiker/-innen geknüpft. Neuere mikrohistorische Forschungen entfalten gegenüber den älteren Personen- und Ortsstudien ein kritisches Potenzial, indem sie affirmative Bilder der Arbeitergeschichte, etwa jenes vom „Helden der Arbeit“, als Mythen entlarven.

Gegenüber der Ausweitung des Mikrogeschichte-Etiketts skizzieren die folgenden Beiträge, mehr in die Tiefe gehend, Perspektiven jenseits der klassischen *microstoria*. *Norbert Franz'* Fallstudie über zwei französische Landgemeinden in der „Durchstaatlichung“ im 19. Jahrhundert überwindet die – vor allem in der deutschsprachigen Mikrogeschichte gängige – Konzentration auf *ein* Dorf. Seine Mikrogeschichte ist vergleichend angelegt und verknüpft quantitativ-analytische und qualitativ-hermeneutische Erkenntniswege. Der systematische Vergleich mehrerer Nahsichten wird hier zum erkenntnisfördernden Instrument, das in der Erforschung des Besonderen einen „Beitrag zur allgemeinen Geschichte“ zu leisten vermag. *Angelika Epple* entwirft mit Bezug auf *gender* und *postcolonial studies* eine – in Fortführung von Levis Überlegungen – strikt relationale Konzeption von Mikrogeschichte, die auch eine globalgeschichtliche Perspektive eröffnet. Das Lokale und das Globale erscheinen nicht wie so oft, als vorgegebene, voneinander getrennte Ebenen; vielmehr wird das Globale als weitgespannte Verknüpfung von unterschiedlichen Lokalitäten und deren Akteuren gedacht. Mikro- und Makrogeschichte in einem relationalen Verständnis erweisen sich demzufolge nicht als Gegner, sondern als Verbündete in der Überwindung des „methodologischen Nationalismus“, der den Nationalstaat als quasi-natürlichen Forschungsrahmen betrachtet. Epple möchte sinngemäß das „Ineinandergreifen von Mikro- und Makroprozessen zum Dreh- und Angelpunkt der historischen Analyse“ machen. Einem relationalen Raumkonzept folgt auch *Margareth Lanzinger*, die sich dabei auf die Akteur-Netzwerk-Theorie bezieht. Sie plädiert dafür, das Globale nicht vom Lokalen abzuheben und diesem entgegenzusetzen, sondern unterschiedliche Orte und deren Akteure in ihren translokalen Verflechtungen zu betrachten; dies wird an den Auseinandersetzungen um die Steuerpolitik in den Illyrischen Provinzen während der Napoleonischen Ära veranschaulicht. Einem ähnlich gelagerten praxeologisch-relationalen Raumverständnis folgend, skizziert *Ernst Langthaler* vor dem Hintergrund der Debatte um den *spatial turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine *transterritoriale Mikrogeschichte*, die die Vorstellung eines Gesellschaft oder Kultur determinierenden Behälterraumes zugunsten eines sozial oder kulturell „produzierten“ Verflechtungsraumes überwindet. Denkt man diese weiterführenden Beiträge zu Ende, erscheint die Trennung in „Mikro“ und „Makro“ überflüssig; das Globale gliedert sich auf in ein weitgespanntes, von Machtbeziehungen durchdrungenes Geflecht von Lokalitäten.

Neben diesen Beiträgen zur Theorie- und Methodendebatte bietet der Band auch Beispiele mikrohistorischer Praxis im engeren Sinn, aber auch lebens- und lokalgeschichtlicher Studien in einem weiteren, mikrohistorisch inspirierten Verständnis. *Andrea*

Griesebner fokussiert in ihrem Beitrag die engen persönlichen Beziehungen zwischen Eheleuten. Ausgangspunkt ist ein Brief aus dem 18. Jahrhundert, in dem eine Frau auf das Scheidungsansinnen ihres Mannes antwortet. Die Autorin verbindet diesen Blick auf den Mikroraum mit jenen auf Meso- und Makroräume, etwa Rechtslage und Rechtsprechung. *Griesebner* zeigt, wie die Multiperspektivität wichtige Einblicke in soziale und kulturelle Beziehungen eröffnet. Mikrogeschichte dient dabei ganz bewusst nicht als Illustration der Makrogeschichte, sondern als selbständiger Zugang, der neue Erkenntnisse liefert und die großen Erzählungen relativieren und vertiefen kann.

Auch im Beitrag von *Robert Hoffmann* steht eine der ‚klassischen‘ Quellen der Mikrogeschichte im Mittelpunkt, das Tagebuch. *Hoffmann* skizziert die Lebenswelt des Gemischtwarenhändlers Alexander Haidenthaller in einem Salzburger Vorort. Das Tagebuch beinhaltet den „jahrzehntelang geführten inneren Monolog eines Autodidakten“ und ist nicht nur eine Spiegelung der ‚großen‘ Geschichte durch den ‚kleinen Mann‘. *Hoffmann* zeigt, wie Haidenthaller stets seine Rollen als Ehemann, Kaufmann oder Bürger reflektiert und somit implizit das an ihn herangetragene Normensystem skizziert, um sich als Individuum davon auch partiell zu distanzieren. Das Tagebuch wird aber auch zum Ort, in den sich der Tagebuchschreiber angesichts der Herausforderungen der äußeren Welt zurückzieht. Bemerkenswert ist, dass Haidenthaller offensichtlich bewusst war, dass dieser private Ort seiner intimsten Gedanken ein öffentlicher werden wird, adressiert er doch des Öfteren direkt den Leser des Tagebuches.

Neben Briefen und Tagebüchern bietet die Oral History der Mikrogeschichte eine Quellengrundlage. *Johannes Hofinger* berichtet vom groß angelegten Projekt *MenschenLeben* und zeigt, wie die Oral History das „außergewöhnlich Normale“ (Edoardo Grendi) der Biografien zum Vorschein bringt. Doch *Hofinger* zeigt auch, dass lebensgeschichtliche Interviews – trotz all ihrer Heterogenität – gewissen Mustern folgen können und ähnliche inhaltliche Schwerpunkte aufweisen: Sie beinhalten neben Ego-Aussagen auch Erzählungen über soziale Einheiten und Netzwerke, aber auch Narrative über ‚abstrakte‘ Bereiche wie Politik oder Nation. Gespeicherte Interviews bereichern schließlich den Quellenfundus für künftige mikrohistorische Forschungen enorm. Um die Sekundäranalyse wissenschaftlich zu fundieren, ist es unumgänglich, Metadaten zu den Interviews anzulegen und mit ihnen zu speichern. Nur so sind die Unebenheiten und Unwägbarkeiten, mit denen die Oral History stets ringt, in den Griff zu kriegen, sind doch Oral-History-Interviews gerade für die mikrohistorische Forschung „gewinnbringend und unumgänglich“.

Eine Reihe von Beiträgen widmet sich dem Dorf als einem ‚klassischen‘ Schauplatz mikrohistorischer Forschung. *Hans Heiss* richtet seinen detailgenauen Blick auf das Alpendorf Fortezza/Franzensfeste, das von überlokalen Einflüssen sozio-ökonomischer Art – Festungsbau, Eisenbahnbau, Arbeitsmigration – nicht nur geprägt, sondern gleichsam ‚produziert‘ wurde. Auch die ‚große Politik‘ – die Annexion Südtirols durch Italien, die Machtübernahme und der Sturz des Faschismus, das EU-Grenzregime – haben vor Ort ihre Spuren hinterlassen. Entgegen dem verbreiteten Klischee vom autonomen, beständigen Dorf erweist sich das Alltagsleben in Fortezza/Franzensfeste vom späten 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert als hochgradig außenabhängig und brüchig.

Stefan Eminger zeigt, was das Dorf im Inneren auseinandertreibt, aber auch zusammenhält. Dorfpolitik erscheint hier weniger als von Weltanschauungsparteien außenbestimmt, sondern vielmehr als Kräftefeld innerdörflicher Fraktionierungen zwischen

sozioökonomisch, ethnisch und ideologisch ähnlichen, aber verwandt- und nachbarschaftlich unterschiedlichen Gruppen – den „Oberen“ und den „Unteren“. Auf diese Weise werden die politisch-ideologischen Eingriffe am dörflichen „Eigensinn“ (Alf Lütke) gebrochen, umgeformt und eingepasst. Die lokalen Aneignungsversuche überlokaler Systemlogik werden vor allem an den politischen Systembrüchen 1918, 1934, 1938 und 1945 fassbar. Die Fallstudie zeigt aber auch, wie die traditionelle Dorfpolitik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr und mehr erodierte und schließlich der Verflechtung mit Landes- und Bundesparteiorganisationen wich.

Brigitte Entner widmet sich den Akteuren des slowenischen Widerstands in einem Südkärntner Dorf und versucht, „hinter den ‚harten Fakten‘ von Widerstand und Verfolgung in einem überschaubaren Raum sowie dem nachfolgenden Erinnern und Vergessen die ‚weichen Fakten der Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungen‘ aufzuspüren“. Mit einer detaillierten Schilderung der verschiedenen Widerstandsgruppen, deren ideologischer Ausrichtung und Motivation, zeigt sie unter anderem, wie sehr der gemeinsame Widerstand gegen den Nationalsozialismus katholische und kommunistische Widerstandsgruppen einander nahe bringen konnte oder wie schwierig die Trennung dieser beiden Bereiche überhaupt war, verstanden sich doch auch zahlreiche kommunistische Widerstandskämpfer als gläubig. Die nach 1945 im kollektiven Bewusstsein vorgenommene Bewertung von gutem, ‚autochthonen‘ Widerstand und dessen Abgrenzung zum von slowenischen Partisanen geleiteten Widerstand und das Ignorieren oder gar Diffamieren kommunistischer Widerstandskämpfer zeigt, wie sehr die Erinnerungskultur diesen Bereich der Geschichte überformt hat. Der genaue Blick zeigt an diesem Beispiel, dass die Realität „doch sehr viel differenzierter [war] als zahlreiche transportierte Klischees vermuten lassen“. Mikrogeschichte dient also hier als Korrektiv zu gängigen Geschichtsbildern.

Der Untersuchungsort der Studie von *Franz Pötscher* ist – wie kaum ein zweiter – Schauplatz von Makro- und Mikrogeschichte zugleich. Mauthausen ist Synonym für NS-Verbrechen, und im ehemaligen Konzentrationslager ist von der Republik Österreich eine Gedenkstätte eingerichtet worden. Mit dem alltäglichen Nationalsozialismus im Markt selbst beschäftigte sich die Forschung bislang deutlich weniger als mit den Massenverbrechen im Konzentrationslager. Anhand lebensgeschichtlicher Interviews unternimmt Pötscher den Versuch, die *Lebenswelten neben dem KZ* zu untersuchen. Er zeigt, wie auf vielfältige Weise teils enger Kontakt zwischen der KZ-Belegschaft und dem Ort bestanden, durch räumliche Nachbarschaft, persönliche Kontakte, ökonomische oder institutionelle Beziehungen. Pötscher widmet sich aber auch dem ‚Alltagsleben‘ – so dieser Begriff selbst in Anführungszeichen zu verwenden ist – im Markt abseits des Konzentrationslagers. Erste Ergebnisse der noch weiter gehenden Untersuchung Pötschers zeigen, dass die Beziehungen zwischen den Marktbewohnern und -bewohnerinnen und etwa den SS-Mannschaften äußerst intensiv waren und dass die Grenzen zwischen dem KZ und dem benachbarten Ort nicht scharf gezogen, sondern von einer durchlässigen Grauzone gekennzeichnet waren.

Niklas Perzi vergleicht in seinem Beitrag die niederösterreichische Ortschaft Kautzen und das südböhmische Český Rudolec in den 1970er und 1980er Jahren, „als die unterschiedlichen Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme gefestigt schienen, und dennoch eines davon 1989 gleichsam über Nacht – oder im Fall der Tschechoslowakei binnen knapp zweier Wochen – verschwunden ist“. Mit detaillierten Schilderungen der Ortsentwicklung im ökonomischen, sozialen, aber auch kulturellen Bereich dringt Perzi in die „Lebenswelt“ der

Dorfgemeinschaften ein. Er zeigt aber auch die Vernetzung der Markttorte mit der Ebene der Nation und des Bundeslandes bzw. Kreises. Als makrogeschichtlicher Hintergrund dient der Bezug auf die 1970er Jahre als Zeitalter der „Modernisierung“, die der Autor vorsichtshalber mit einem Fragezeichen versieht. In den 1980er Jahren dient der abstrakte Bezug auf einen „Paradigmenwechsel“ als gemeinsame Klammer in der Beschäftigung mit den beiden Dörfern.

Auch der Beitrag von *Grazia Prontera* widmet sich kleinräumigen Interaktionen, hier der Landarbeiterbewegung, und stellt diese in den größeren Kontext der Demokratisierung Italiens. Auf der Basis zahlreicher Interviews skizziert Prontera die Entwicklung der apulischen Landarbeiterbewegung und vernetzt die lokalen Aktionen mit der ‚großen‘ Politik, etwa in Form der Agrarreform der frühen 1950er Jahre. Deutlich wird in Pronteras Beitrag, wie sehr die mikrogeschichtliche Entwicklung von den übergreifenden Strukturen beeinflusst war, wie der „Eigensinn“ des Kleinraumes auch Widerstand gegen die Anmaßungen von außen erzeugen kann.

Diese vielfältigen Zugänge zeigen, wie wenig ein mikrohistorischer ‚Kanon‘ – weder theoretisch, noch methodisch und schon gar nicht thematisch – besteht. Die hier versammelten Beiträge eint der Blick auf das Detail, der – so eine gängige Kritik an der Mikrogeschichte – noch keinen eigenen Wert besitze. Erst zahlreiche Mikrostudien, in denen die gleichen Strukturen stets wiederkehren, könnten zu neuen Erklärungen der historischen Entwicklung führen. Diese Ansicht verkennt, dass die Geschichte nicht bloß eine erklärende Wissenschaft ist, sondern auch verstehend an den Versuchen der historischen Akteure, ihrer Lebenswelt Sinn zu verleihen, interessiert ist. So ist auch der vorliegende Band der Multiperspektivität der Geschichtswissenschaft verbunden.

Anmerkungen

- 1 Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Den Haag 1954, 48.
- 2 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt am Main 1974, 350.
- 3 Vgl. die Einleitung im Sammelband *Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*: Hanns Haas, Salzburger „Städtische Lebenswelten“ vom Ende des Weltkrieges bis zur Jahrtausendwende, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*, Salzburg 2000, 9–36; ders., *Dörfer an der Grenze – Bericht von einem österreichisch-tschechischen Forschungsprojekt*, in: Hans Lemberg (Hg.), *Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuelle Forschungsprobleme*, Marburg 2000, 209–245; ders., *Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt eines deutsch-tschechischen Dorfes*, in: Vincenz Rajsp/Ernst Bruckmüller (Hg.), *Vilfanov Zbornik. Pravo – Zgodovina – Narod. Recht – Geschichte – Nation*, Ljubljana 1999, 555–688; ders./Peter Mähner, *Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt des deutsch-tschechischen Dorfes Baumöl/Podmolí*, in: *Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften. Flensburger Universitätszeitschrift* 10 (2000), Thema: Heimat und regionale Identität, 45–62.
- 4 Haas, *Dörfer an der Grenze*.
- 5 Vgl. Hanns Haas, *Das südmährische Hnanice/Gnadlersdorf. Drei Dörfer in einem Lustrum 1945–1950*, in: ders./Ewald Hiebl (Hg.), *Politik vor Ort. Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 4)*, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, 107–148; Haas/Mähner, *Ethnikum und Nation*.
- 6 Vgl. Hanns Haas, *Alltag der Politik in den beiden Seekirchner Gemeinden von 1848 bis 1918*, in: Elisabeth Dopsch/Heinz Dopsch (Hg.), *1300 Jahre Seekirchen. Geschichte und Kultur einer Salzburger Marktgemeinde, Seekirchen 1996*, 243–292; ders., *Seekirchens langer Weg in die Moderne*, in: ebd., 293–322; ders.,

- Puch und St. Jakob von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Ammerer (Hg.), Puch bei Hallein. Geschichte und Gegenwart einer Salzburger Gemeinde, Puch 1998, 117–164.
- 7 Hanns Haas/Ewald Hiebl, Politik vor Ort. Sinnggebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten, in: dies. (Hg.), Politik vor Ort, 9–30.
 - 8 Hanns Haas, Die Kraft der Beharrung: Oedt an der Wild, in: So nah, so fern. Menschen im Waldviertel und in Südböhmen 1945–1989, Weitra [2012], 119–154, hier 119.
 - 9 Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main/New York 2009, 31.
 - 10 Zur Gründungsgeschichte vgl. Carlo Ginzburg, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), 169–192; Jürgen Schlumbohm, Mikrogeschichte – Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte, in: ders. (Hg.), Mikrogeschichte Makrogeschichte – komplementär oder inkommesurabel? (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 8), Göttingen 1998, 7–32, hier 18–27.
 - 11 Vgl. Schlumbohm, Mikrogeschichte – Makrogeschichte, 27.
 - 12 Hans Medick, Mikro-Historie, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, 40–53, hier 40.
 - 13 Als weitere Klärungsversuche vgl. Jacques Revel, L'histoire au ras du sol, in: Giovanni Levi, Le pouvoir au village. Histoire d'un exorciste dans le Piémont du 17^e siècle, Paris 1989, I–XXXIII; ders., Micro-analyse et construction du social, in: ders. (Hg.), Jeux d'échelles. La micro-analyse à l'expérience, Paris 1996, 15–36; Carlo Ginzburg/Carlo Poni, The Name and the Game: Unequal Exchange and the Historiographic Marketplace, in: Edward Muir/Guido Ruggiero (Hg.), Microhistory and the Lost Peoples of Europe, Baltimore 1991, 1–10 [italienische Erstfassung 1979, deutsche Kurzfassung: dies., Was ist Mikrogeschichte, in: Geschichtswerkstatt 6 (1985), 48–52]; Ginzburg, Mikro-Historie; Medick, Mikro-Historie; Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Versuch einer Vorstellung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 45 (1994), 347–367.
 - 14 Vgl. Giovanni Levi, On Microhistory, in: Peter Burke (Hg.), New Perspectives on Historical Writing, University Park, PA 1992, 93–113, hier 110.
 - 15 Ulbricht, Mikrogeschichte, 10.
 - 16 Vgl. Levi, Microhistory, 93–95.
 - 17 Ulbricht, Mikrogeschichte, 33. Manchmal ist auch – in mathematisch unzutreffender Weise – von der „Verkleinerung des Beobachtungsmaßstabs“ (Medick, Mikro-Historie, 44) die Rede.
 - 18 Vgl. Carlo Ginzburg, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600, Frankfurt am Main 1979 [italienische Erstfassung 1976].
 - 19 Vgl. Giovanni Levi, Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986 [italienische Erstfassung 1985].
 - 20 Vgl. David W. Sabeen, Kinship in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1998.
 - 21 Vgl. Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne, München 1993.
 - 22 Vgl. Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126), Göttingen 1997.
 - 23 Levi, Microhistory, 96.
 - 24 Vgl. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983, 32: „Ethnologen untersuchen nicht Dörfer (Stämme, Städte, Wohnbezirke ...), sie untersuchen *in* Dörfern.“
 - 25 Vgl. Levi, Microhistory, 97.
 - 26 Ulbricht, Mikrogeschichte, 339.
 - 27 Vgl. Medick, Mikro-Historie, 45. In dieser Hinsicht scheint die Titulierung von Medicks Laichingen-Studie als „Lokalgeschichte“ missverständlich.
 - 28 Levi, Microhistory, 104.
 - 29 Vgl. Levi. Microhistory, 104 f.
 - 30 Vgl. Levi, Microhistory, 108–110.
 - 31 Vgl. Edoardo Grendi, Microanalisi e storia sociale, in: Quaderni Storici 7 (1972), 506–520.
 - 32 Carlo Ginzburg, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600, Frankfurt am Main 1979.
 - 33 Carlo Ginzburg, Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, München 1988, 16.
 - 34 Vgl. Medick, Mikro-Historie, 45.
 - 35 Vgl. Giovanni Levi, Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986.

- 36 Medick, Mikro-Historie, 45. Demgegenüber lehnen manche Mikrohistoriker/-innen quantifizierende Methoden rundum ab (Ulbricht, Mikrogeschichte, 53): „Statistisches Denken dient bekanntlich dazu, Unterschiede zu nivellieren, um Einheitlichkeit herzustellen.“
- 37 Vgl. Levi, *Microhistory*, 106–108.
- 38 Vgl. Johan Scott, *Social Network Analysis. A Handbook*, London u.a. 2000.
- 39 Jürgen Kocka, Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung. Die Herausforderung der Alltagsgeschichte, in: ders., *Geschichte und Aufklärung*, Göttingen 1989, 29–44, hier 43.
- 40 Medick, Mikro-Historie, 45.
- 41 Vgl. Jörn Rüsen, Historisches Erzählen, in: Klaus Bergmann u.a. (Hg.), *Handbuch Geschichtsdidaktik*, 5. Aufl., Seelze-Velber 1997, 57–63.
- 42 Vgl. Revel, *L'histoire*, XV.
- 43 Vgl. Levi, *Microhistory*, 105 f.
- 44 Vgl. Jörn Rüsen/Friedrich Jaeger, Historische Methode, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt am Main 1990, 13–32, hier 29–32.
- 45 Vgl. Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991.
- 46 Levi, *Microhistory*, 95.
- 47 Medick, Mikro-Historie, 43.
- 48 Vgl. Rüsen/Jaeger, *Historische Methode*.
- 49 Vgl. Alf Lüdtke, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg 1998, 557–578, hier 562 f.
- 50 Vgl. Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319, hier 295.
- 51 Vgl. Siegfried Kracauer, *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, Frankfurt am Main 1971.

Divergierende Pfade der Mikrogeschichte

Aspekte der Rezeptionsgeschichte

Mikrogeschichte ist eine internationale Erfolgsgeschichte.¹ Seit gut einem Vierteljahrhundert hat sie sich international etabliert. Das zeigt die Aufnahme entsprechender Artikel nicht nur in historische, sondern auch in Konversations- und Internetlexika.² Immer wieder aufs Neue erfährt sie hohe Anerkennung von prominenten Historikern, die sie selbst nicht praktizieren. So schrieb vor kurzem Keith Thomas, einer der großen englischen Historiker unserer Zeit: „I admire those [historians] who write tightly focused micro-studies of episodes or individuals.“³ Einige Jahre vorher hatte der international bekannte Renaissance-Historiker Anthony Grafton konstatiert, dass in den Vereinigten Staaten von Amerika mikrohistorische Arbeiten in den Lehrplan aufgenommen, in viele Sprachen übersetzt, viele Kollegen verärgert, andere hoch erfreut und viele gute Studierende an die *graduate schools* gelockt haben.⁴

Im Laufe der Zeit erreichten die Mikrogeschichtler nicht nur einen gewissen Organisationsgrad, sondern es sind auch erste Rückblicke erschienen,⁵ während sich gleichzeitig die Ausbreitung immer noch fortsetzt⁶ und die mikrogeschichtliche Diskussion unter den aktuellen Bedingungen der Geschichtswissenschaft weitergeführt wird.⁷ Zwar steht die Mikrogeschichte nicht im Rampenlicht der neuesten geschichtswissenschaftlichen Aufregungen, Moden und Debatten, doch wird die Betrachtungsweise von heutigen Historikerinnen und Historikern in ihrer praktischen Arbeit angewandt. Dabei handelt es sich nach den Untersuchungen, die in den 1990er Jahren von den ersten Praktikern außerhalb Italiens erschienen, oft um eine zweite Stufe der Rezeption.

Der folgende kleine Beitrag möchte einige Aspekte dieser Stufe der Rezeption aufgreifen. Dabei geht es einmal darum, wie Mikrogeschichte auf neuen Forschungsfeldern angewendet wird, zum anderen auch darum, Versuche der Anwendungsverbreiterung wie auch besondere Darstellungsweisen zu skizzieren. Dabei ist der Blick auf den deutschsprachigen Raum und die Vereinigten Staaten gerichtet, um die auseinander gehende Entwicklung – um nicht zu sagen, die Kapriolen der Rezeption – deutlich werden zu lassen.

Notwendig dazu ist als Hintergrund und Ausgangspunkt eine kurze Skizzierung des ursprünglichen mikrogeschichtlichen Unternehmens.⁸ Grundsätzlich gab es kein festes Programm, aber einige Eckpfeiler. Da ist zuerst einmal bekanntlich die bewusste Vergrößerung des Maßstabs, also die kleine Untersuchungseinheit. Große Fragen sollten nun im Kleinen gestellt werden. Dabei geht man davon aus, dass die an dieser Untersuchungseinheit gewonnenen Ergebnisse nicht nur für den jeweiligen Ort oder die Person gültig sind. Die kleine Einheit ermöglicht eine vollständige Erfassung der Quellen (was sonst nicht geleistet werden kann) und ihre intensive Lektüre. Die erarbeiteten Fakten werden nicht vor einem allgemeinen Hintergrund gesehen, sondern mit dem jeweils spezifischen Kontext verbunden. Die Kombination der Quellen kann das Geflecht der Beziehungen

unterschiedlichster Art enthüllen – ein ganz wichtiger Punkt. Es geht mehr um das Wie als um das Warum. Eine besondere Akzentuierung erhielt Mikrogeschichte durch das (unterschiedlich interpretierte) Konzept des „außergewöhnlichen Normalen“. Es kann so verstanden werden, dass in einer außergewöhnlichen Quelle doch ein Element des Normalen zu finden ist. Besonders Carlo Ginzburg betonte darüber hinaus, dass kleinste Hinweise auffälliger Art einen Ausgangspunkt für eine Untersuchung darstellen können. Als induktive analytische Methode zeigt die Mikrogeschichte eine Abneigung gegen Großbegriffe und gegen ein teleologisches Verständnis des Geschichtsverlaufs. In der Darstellungsweise ist sie offen gegenüber neuen Präsentationsweisen. Die Vertreter bildeten keine einheitlich geprägte Gruppe, und so gab es von Anfang an eine stark sozialgeschichtlich ausgerichtete Strömung in der Mikrogeschichte und eine kulturgeschichtliche, die im Einzelfall Züge einer *intellectual history* trug.

Solche groben Richtlinien ließen den Mikrohistorikern viel Spielraum. Die Verschiedenartigkeit wurde dadurch verstärkt, dass die einzelnen Vertreter und ihre Werke sehr unterschiedlich stark hervortraten bzw. bereits in Erscheinung getreten waren. So sind etwa der Name Carlo Ginzburgs und sein Buch mit dem einprägsamen Titel *Der Käse und die Würmer* weltbekannt, der Giovanni Levis – ebenfalls einer der Gründerfiguren – ist es schon deutlich weniger; und der Edoardo Grendis, der zuerst die Idee des „außergewöhnlichen Normalen“ vorbrachte, ist vielen außerhalb Italiens völlig unbekannt. Das hat die Wahrnehmung der Mikrogeschichte stark mitbestimmt.

Diese sich keineswegs durch ein geschlossenes Theoriegebäude oder einheitliche Werke präsentierende Mikrogeschichte traf nun auf jeweils unterschiedliche nationale Traditionen in der Geschichtswissenschaft, auf jeweils gerade aktuelle Debatten (der 1980er und 1990er Jahre) und auf unterschiedliche Buchmärkte. Das beeinflusste die erste Phase der Rezeption in unterschiedlicher Weise. Manchmal wurde ein Zweig mit offenen Armen aufgenommen – so der sozialgeschichtliche in Frankreich –, manchmal der andere; manchmal erntete die *microstoria* nichts als Spott, wie in Deutschland von der damals vorherrschenden Bielefelder Schule der Historischen Sozialwissenschaft; manchmal wurde sie von den Historikern ernsthaft diskutiert, wie in den USA. Auf die Anfänge in Italien folgte in Deutschland eine erste Stufe der Rezeption, für die symbolisch die voluminösen Studien von Schlumbohm, Medick – der in erster Linie ihr Anliegen theoretisch vertrat – und Sabean stehen können. Hier verband sich das Interesse an der empirischen Erforschung der Proto-Industrialisierung mit der Mikrogeschichte, wobei die synchrone Tendenz, zu der die Mikrogeschichte tendiert, logischerweise keine Beachtung fand. Es galt, das Problem über einen längeren Zeitraum an Dörfern zu verfolgen. Diese Studien bilden also den Hintergrund für die aktuelle Rezeption in Deutschland.

Der Name Mikrogeschichte – von dem viele annahmen, dass er eine weitere Beschäftigung damit unnötig mache – hat dazu geführt, dass falsche Vorstellungen und Zuordnungen in die Welt gesetzt wurden. Diese „Missverständnisse“ des theoretischen Ansatzes sollen in diesem Beitrag nicht behandelt, aber der Abgrenzung halber doch kurz aufgeführt werden. Abgesehen von nicht korrekten Zuordnungen in der Geschichte der Geschichtsschreibung, reichen sie von der Verwechslung der kleinen Untersuchungseinheit mit dem Gegenstand der Untersuchung über die Ineinssetzung von Mikrogeschichte mit einer Fallstudie und über die Bezeichnung des Studiums von Maßstabsveränderungen als Mikrogeschichte bis zur falschen Entgegensetzung von „Mikro“ und „Makro“, ist doch in

vielen Fällen das Makro im Mikro enthalten und wird doch durch das Mikro generiert, ohne dass ein Unterschied zu erkennen wäre.

Mikrogeschichte der Globalisierung

Den Nicht-Experten mag dieser Zugang zum aktuellen Thema der Globalisierung verwundern, ja widersinnig erscheinen; denjenigen, die sich näher mit Mikrogeschichte befasst haben, nicht. Trinkt man nicht morgens seine Tasse Tee oder Kaffee und süßt ihn mit Zucker, alles aus fernen Ländern, isst dann im Verlaufe des Tages Bananen oder Kiwi und kauft vielleicht Kleidung bei einem Discounter – in dem Bewusstsein, dass sie in Asien hergestellt worden und möglicherweise ein Produkt schlecht bezahlter Arbeit in *sweatshops* ist? Ersteht man nicht Produkte der amerikanischen Informationstechnologie, hergestellt in China? Die Globalisierung ist Teil unseres Alltagslebens. Oder, um es noch einmal mit den Worten Giovanni Levis vom Beginn der 1990er Jahre zu sagen (frei übersetzt): „Wenn man eine noch so kleine, unbedeutende Handlung vollzieht wie den Kauf eines Brotes, dann stecken darin letztlich die Getreidemärkte der Welt.“⁹ Für Menschen mit diesem Blick ist die Verbindung klar. Statt dem Globalen das Lokale gegenüberzustellen, wie es immer wieder geschieht, sehen sie das Globale im Lokalen¹⁰ und nehmen von dort den Ausgangspunkt für ihre Forschungen. Gleichzeitig wurde bei der Diskussion um den sozialen Gebrauch von Dingen, besonders beim Zucker, und der dem Gebrauch verliehenen Bedeutungen schon auf die globale Dimension verwiesen.¹¹ Daher verwundert es nicht, wenn es apodiktisch heißt: Mikrohistorie und Globalgeschichte sind „keineswegs als Gegensatz zu verstehen“.¹²

Bekannte Mikrogeschichtler haben die globale Dimension für die Epoche der Frühen Neuzeit früh in eigenen Werken umgesetzt: Natalie Zemon Davis mit ihrer Studie zu al-Wazzān (Leo Africanus), einem gefangenen Moslem im Rom des 16. Jahrhunderts¹³, und Carlo Ginzburg mit dem Schweizer Kolonisateur Purry in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.¹⁴

Globalhistoriker halten umgekehrt mit aller Macht Ausschau nach solchen wirklichen Menschen, mit denen sie ihre sozialwissenschaftlich ausgerichteten Studien beleben und ihnen Anschaulichkeit und Spannung verleihen können.¹⁵ Dabei kommt ihnen ein Verständnis von Mikrogeschichte sehr entgegen, das sich in den Vereinigten Staaten entwickelt hat und im dritten Teil dieses Beitrags näher beschrieben wird. Aus der Mikrogeschichte als Erzählung von einer dramatischen Episode im Leben eines einzelnen Menschen in seiner Heimat wird nun die Weltgeschichte aus der Perspektive eines Individuums. Dabei sieht sich die globale Mikrogeschichte allerdings den Problemen der dünnen Quellenlage gegenüber.

Deutsche Historiker/-innen, die mikrohistorisch arbeiten, gehen das Thema Globalisierung anders an. Typischerweise nehmen sie, wenn sie Globalisierung und Mikrogeschichte verknüpfen, Menschengruppen oder Unternehmen als Ausgangspunkt. Diese Studien sind in der späten Neuzeit ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Folgezeit angesiedelt, was nicht überrascht, zeichnet sich diese doch durch eine Intensivierung des Globalisierungsprozesses aus. Es ist nur deshalb erwähnenswert, weil bisher die Frühe Neuzeit das bevorzugte Terrain der Mikrogeschichte war. Es ist fast eine logische Folge, dass nun

überwiegend Bürger der Wirtschaftselite und des Bildungsbürgertums im Mittelpunkt stehen und so, wie konstatiert wird, von der Tradition der Mikrogeschichte abgegangen wird.¹⁶ Von der Tradition wird in der Tat abgewichen, jedoch keineswegs vom Prinzip: Die Konzentration auf unbekannte, sozial unterhalb des Bürgertums einzuordnende Menschen war zeitbedingt.¹⁷

Sieht man sich nun die Heranziehung der mikrogeschichtlichen Betrachtungsweise in diesen Studien an, so muss man – und das ist ebenso überraschend wie enttäuschend – feststellen, dass auf sie noch die langen Schatten der alten Bielefelder Historischen Sozialwissenschaft fallen. Überspitzt gesagt bleibt vom mikrogeschichtlichen Angebot nur, was gegen die Strukturgeschichte gesetzt wird: die Wahl- und Handlungsmöglichkeiten des Menschen mit seinen Strategien und Zielen. Sieht man dann genauer hin, ergeben sich jedoch ganz unterschiedliche Rezeptionsgrade.

So verhält es sich ganz besonders in der Studie von Wiebke Hoffmann, *Auswandern und Zurückkehren. Kaufmannsfamilien zwischen Bremen und Übersee*.¹⁸ In ihrer Untersuchung von zehn Bremer Kaufmannsfamilien, die zwischen 1860 und 1930 nach Übersee gingen und dann in ihre Heimatstadt zurückkehrten, fragt sie unter anderem nach Migrationsgründen, der Lebenspraxis in Übersee, den Geschlechterbeziehungen und den Auswirkungen auf das Verhalten der Zurückgekehrten. Sie nennt ihre Arbeit im Untertitel eine „Mikrostudie“, was für sie einmal heißt, wie ihrer mäandernden Einleitung zu entnehmen ist, dass sie ihre Untersuchungen auf der „Mikroebene“¹⁹ durchführt. Nun hat Mikroebene nicht unbedingt etwas mit Mikrogeschichte zu tun, auch wenn diese Ineinsetzung des Öfteren zu finden ist. Es handelt sich auch um nichts anderes als die Ebene der konkreten Handlungen, Gedanken und Emotionen von (namentlich bekannten) Menschen an einem bestimmten Ort. Mikrostudie könnten sich also Massen von Untersuchungen nennen. Zum anderen – doch in Wirklichkeit fast untrennbar davon – versteht sie unter Mikrogeschichte, dass durch sie „Gesichter von geschichtlichen Personen in der Menge“²⁰ identifiziert werden können und sollen. Diese Vorgehensweise sieht sie dann im Gegensatz zur „strukturelle[n] Sozial- oder Wirtschaftsgeschichte“²¹. Ob sie die zehn Familien als eine Einheit im Sinne der Mikrogeschichte versteht, sagt sie nicht.²² Zu dem Problem, wie man mikrogeschichtlich sinnvoll diachron arbeiten kann – bei der geforderten umfassenden Quellenerschließung und Kombination – fehlt auch jede Äußerung. Die schwachen Hinweise auf die Mikrogeschichte (innerhalb der großen Vielfalt von Ansätzen, denen nachgegangen werden soll, wie zum Beispiel Kulturvergleich, Transkulturalität oder Hybridität) dienen lediglich dazu, die empirische Arbeit mit Selbstzeugnissen und die ernsthafte Berücksichtigung handelnder Menschen zu legitimieren. Letztlich ist die Benennung der Untersuchung als Mikrostudie, sofern damit eine mikrogeschichtliche Betrachtungsweise gemeint ist, nicht gerechtfertigt. Anders formuliert: Was im Rezeptionsvorgang von der Mikrogeschichte übrig geblieben ist, sind die Akteure, die nun der „großen Strukturgeschichte“²³ gegenüber gesetzt werden.

Auf den ersten Seiten der Studie von Angelika Epple, *Das Unternehmen Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung*²⁴, die den Zeitraum von 1839 bis 1932 abdeckt, scheint es fast so, als sei sie nicht weit über ein solches Verständnis hinaus gekommen. Wenn immer die Rede von Mikrogeschichte ist, spricht sie von „handelnden Personen“, von „Akteuren der Globalisierung“ und von „individuellen Akteuren“²⁵, die sie am Ende noch einmal alle aufzählt, vom Lebensmittelchemiker über die Gebrüder Stollwerck selbst

bis zum Handlungsreisenden und den unbekanntem Konsumenten.²⁶ Aber die handelnden Personen werden doch in einem größeren, systematischen Zusammenhang gesehen: In einem Interview zu ihrem Buch gefragt, was denn unter einer „Globalgeschichte von unten“ zu verstehen sei – was an eine mikrogeschichtliche Betrachtungsweise erinnern könnte – antwortet sie, sicherlich vereinfachend, „dass es Menschen sind, die Strukturen produzieren und reproduzieren. Sicherlich sind Menschen oder Gruppen auch durch Strukturen bestimmt, aber sie produzieren und verändern sie eben zugleich durch ihr tägliches Handeln.“²⁷ Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert hatte Hans Medick in einem klassischen Aufsatz die Frage aufgeworfen, wie „die Doppelkonstruktion historischer Prozesse, die Gleichzeitigkeit von gegebenen und produzierten Verhältnissen, die komplexe wechselseitige Beziehung zwischen umfassenden Strukturen und der Praxis der Subjekte [...] erfasst und dargestellt“ werden könne.²⁸ Das war damals gegen die Bielefelder Historische Sozialwissenschaft mit ihrer einseitigen Betonung der Prozesse und Strukturen gerichtet und ein Plädoyer für eine anthropologische Wende der Geschichtswissenschaft. Jetzt berücksichtigt man, was in Medicks Worten die „Praxis der Subjekte“ heißt. Allgemeiner heißt das *agency*, es sind die Wahl- und Handlungsmöglichkeiten von einzelnen Menschen. Ihre Betonung ist ganz vor dem Hintergrund der „ignorante[n] Sozialgeschichte“²⁹ der 1980er und 1990er Jahre zu sehen, so Angelika Epple. *Agency* gehört grundsätzlich auch zu den Einsichten der Mikrogeschichte und tritt in Studien, die von Personen ausgehen, besonders hervor. Die Mikrogeschichte möchte ja grundsätzlich die jeweils besonderen, auch individuellen Elemente der Generalisierung, die sie anstrebt, nicht opfern. Sie teilt diese Einsicht aber mit methodisch und inhaltlich anders orientierten Richtungen. Es ist also die Einbeziehung der anderen Seite des Wechselverhältnisses, die auch hier mit Mikrogeschichte verbunden wird.

Doch das ist nur ein Resultat eines ersten Blickes auf Epples Werk: Andere Aspekte zeigen einen weit eindeutigeren und tieferen Einfluss der Mikrogeschichte deutscher Prägung, d. h. im Wesentlichen von der von Hans Medick vertretenen Richtung. Vor allem ist hier natürlich die bewusste Wahl einer kleinen Einheit – sie spricht vom Mikrokosmos des Unternehmens³⁰ – zu nennen. Daraus folgt für die Autorin ein zentrales Anliegen der Mikrogeschichte, das sie so wiedergibt: „im speziellen Einzelfall übergeordnete Regeln, Normen und Strukturen zu erkennen“³¹. Dazu ist das Ernstnehmen und gründliche Lesen der Quellen unerlässlich.³² „Es ist der intensiven Quellenlektüre der Mikrogeschichte“³³ – in ihrem Fall von Briefen der Gebrüder Stollwerck und näherer Verwandter und anderen Selbstzeugnissen – zu verdanken, dass Angelika Epple den „Fraternalismus“ – die horizontale Führungsebene der fünf Gebrüder Stollwerck –, der das unternehmerische Handeln bestimmte und „sich in die Persönlichkeit der ‚Unternehmer‘ einschrieb“³⁴, aufdecken konnte. Weitere Anregungen, die sie aus der Mikrogeschichte gewonnen hat, sind die Skepsis gegenüber den Großbegriffen³⁵, die zum Beispiel eine falsche ökonomische Rationalität suggerieren. Sieht man sich nämlich die Entscheidungen des Unternehmens *in concreto*, also mikrogeschichtlich, an, so erweist sich, dass die richtige Entscheidung rein zufällig getroffen wurde. Auch wenn nur ein Teil der Studie mikrogeschichtlich ausgerichtet ist,³⁶ und sie anders arbeitet, wenn es um die Standardisierung des Produkts Schokolade geht und vor allem um die Heterogenisierung, die die globale Homogenisierung in sich trägt, so kann man doch feststellen, dass hier ein Fall vorliegt, bei dem die mikrogeschichtliche Betrachtungsweise mit großem Gewinn auf ein Unternehmen angewandt wurde.

In ihrem Aufsatz *Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen*³⁷ greift Rebekka Habermas einen Skandal auf, der sich zeitverzögert in Berlin von 1905 an entfaltete. Hier geht es also nicht um die Globalisierung, sondern um Prozesse globalen Ausmaßes. Voraus gingen Vorwürfe gegen den Bezirksleiter im togolesischen Atakpame wegen Vergewaltigung einheimischer Mädchen, die zu seiner Entfernung wie auch der der Missionare, die ihn dieser Verbrechen bezichtigt hatten, aus der Kolonie geführt hatten. Sie entwirft einen Plan der Behandlung des Skandals und gibt gleichzeitig erste Antworten. Der mediengeschichtlichen Betrachtung folgt die Transfergeschichte. Dieser schließt sich die *connected history* an, bei der es um die Rückwirkungen auf die deutsche Verwaltung in Togo geht, aber auch um die Erforschung der Auswirkungen auf die *situation coloniale* in Form einer „dichten Beschreibung“. Sie verweist für ihr Vorgehen kurz auf den Vorschlag von Natalie Zemon Davis, „global history as local history“³⁸ zu behandeln. Die amerikanische Historikerin zielte damit gegen die These von der völligen Homogenisierung der Welt und der Zwangsläufigkeit dieses Prozesses. Vor Ort, eben in der *local history*, würde sich das nicht bestätigen.³⁹ Über dieses sehr indirekt auf die Mikrogeschichte verweisende Zitat hinaus gibt Rebekka Habermas keinen Hinweis darauf, warum sie diesen Aufsatz „eine Mikrogeschichte“ der Thematik nennt. Einen Skandal kann man schlecht als eine mikrogeschichtliche Untersuchungseinheit betrachten; er ist vielmehr die inhaltliche Klammer für eine Vielzahl von Konflikten und für die zahlreichen damit verbundenen Personen(gruppen) in Berlin und Togo. Auch die Wendung zum Lokalen als Untersuchungsraum unterscheidet sich von einer Untersuchung vom Lokalen aus. Das eine ist ein Verzicht, von vornherein mit abstrakten, generalisierten Begriffen zu arbeiten, das andere eine bestimmte Perspektive. Mit Mikrogeschichte dürfte die so inspirierte Betrachtungs- und Arbeitsweise gemeint sein, die sie schon in einem vorangehenden größeren Werk gezeigt hatte:⁴⁰ die konzentrierte, vertiefte Untersuchung vor Ort, die Großaufnahme des dort fest umrissenen, begrenzten Gegenstandes, die Offenheit für die Komplexität der historischen Welt und schließlich die Heranziehung von Gerichtsakten⁴¹, auf die sie für diese Studie große Hoffnungen für die Erforschung der *situation coloniale*, des Feldes jenseits des Offiziellen setzt. Ein Blick auf die bisherige mikrohistorische Forschung, die der Verfasserin gut bekannt ist,⁴² lässt Warnlampen aufblinken. Allein durch die Verdoppelung der Untersuchungsorte – denkt man an den mikrogeschichtlichen Anspruch der Erfassung und Kombination aller Quellen – erscheint die Herausforderung mehr als immens. Hier stellt sich übrigens neben meist nicht thematisierten Fragen (Menge und Qualität der Quellen, Forschungsfinanzierung, Mobilitätsmöglichkeiten des Forschers)⁴³ ein Problem, das auch auf anderen großen mikrohistorischen Projekten schwer gelastet hat, nämlich „das enorme Ausmaß des Arbeitsaufwands“⁴⁴, der nicht nur bei der Verknüpfung aller nominativen Daten eines Dorfes auftritt – aus einer solchen Studie stammt das Zitat –, sondern auch bei Büchern wie dem weiter unten thematisierten von Robisheaux festzustellen ist.⁴⁵ Daraus resultiert dann eine außerordentlich lange Bearbeitungsdauer.

Nur auf reicher Überlieferung?

Zur Rezeption gehört nicht nur die (partielle) Anwendung der mikrogeschichtlichen Betrachtungsweise auf unterschiedliche neue Forschungsthemen, sondern auch der Versuch,

sie mit anderen Vorgehensweisen und Quellengruppen zu verbinden. So hat Jürgen Schlumbohm bei dem Unterfangen, den Übergang von der agrarischen Wirtschaft zur industriellen am Beispiel des Dorfes Belm zu fassen, Massenquellen mit Konfliktquellen kombiniert. Diese ließen sich dann auf der Basis der ausgewerteten seriellen Quellen besser interpretieren.⁴⁶ Er setzt sich dabei von mikrogeschichtlichen Arbeiten ab, die zentral auf außerordentlich dicht dokumentierte Prozesse zurückgreifen. Besonders Prozessakten mit Aussagen des Angeklagten, der Zeugen und Verteidigungsschriften sowie Gutachten und besonderen Schriftstücken waren und sind immer noch ein besonders beliebter Ausgangspunkt. Oft werden diese Funde als reiner Glücksfall beschrieben; in Wirklichkeit sind sie aber ein Ergebnis intensiver Archivarbeit und -kenntnis, der ein Überlieferungszufall zur Hilfe kam. Auch Historiker, die in Dörfern forschten, haben in der Regel solche ausgewählt, die durch eine reiche Überlieferung vorzügliche Möglichkeiten mikrohistorischen Arbeitens boten.

Es gibt zwei Nachteile der Konzentration auf eine dichte Überlieferung. Ein Nachteil liegt in der Wahrnehmung der anderen, welche die außergewöhnlichen Fälle nur als Ausnahmen betrachten (genauer: missverstehen) und darauf hinweisen, dass die Regel der Ausnahme vorangeht.⁴⁷ Der andere liegt in den Quellenbeständen, die ein Archiv sonst noch enthält. Denkt man an die Gesamtüberlieferung, dann ist klar, dass viele andere Quellen von vornherein nicht (oder nur punktuell) in Betracht kommen. Die Mehrheit der in einem Archiv vorhandenen Dokumente bleibt links liegen. Daran ist nichts zu kritisieren, nur befinden sich darunter auch zahlreiche Quellenbestände, die einen großen Reiz ausstrahlen, weil sie Aspekte erahnen lassen, auf die ganz selten ein Licht fällt, mit anderen Worten: einen Hinweis auf eine allgemeine, nicht erforschte Problematik enthalten. Derartige Fälle erhalten einen besonderen (Beweis-)Wert, wenn nicht zu erwarten ist, dass für den Zeitraum, dem sie angehören, jemals viele Quellen zu dieser Problematik gefunden werden können. Und dennoch werden sie oft nicht herangezogen, weil sie nur wenige Dokumente umfassen und unter Umständen auch noch fragmentarisch überliefert sind.

Ich habe mich in meinem Buch zur Mikrogeschichte entschlossen, auch solche Fälle mikrogeschichtlich zu bearbeiten (selbstverständlich habe ich auch auf sehr gut dokumentierter Grundlage gearbeitet). Als kleinste Einheit diente mir dabei ein Mensch, genauer: ein Ereignis im Leben eines Menschen. Bei den Quellen handelt es sich um die Bittschrift eines Gutsvogts, die Liebesbriefe eines Handwerksgesellen und den Spionagebericht eines Kaufmanns.⁴⁸ Alle Quellen sind ungewöhnlich, alle schienen relevant für selten erforschte Bereiche. Aber von einer dichten Überlieferung konnte nicht die Rede sein, ganz im Gegenteil. Die Frage war, ob man mit mikrogeschichtlicher Herangehensweise auch von diesem Ausgangspunkt her Erkenntnisse gewinnen könnte. Wenn dem so sein sollte, kann man den Anwendungsbereich der Mikrogeschichte als erweitert betrachten.

Die erste Studie, angesiedelt am Beginn des 17. Jahrhunderts, hat einen entscheidenden Konflikt im Leben eines Gutsvogts zum Thema. Da ihm Land genommen und sein Sohn als Leibeigener betrachtet wurde, floh er in die Stadt und bat dort den Landesherrn um Aufnahme in dessen „Schutz und Schirm“. Der Quellenbestand umfasst Supplikationsakten von gut zwanzig Seiten. Die Suche am Ariadne-Faden des Namens, diese typische mikrohistorische Vorgehensweise, war von vornherein aussichtslos, da die Quellenlage für Güter dieser Region allgemein sehr schlecht ist. Die latitudinale Kontextualisierung, die Einbeziehung mehr oder weniger zeitgleicher Fälle, war durch die staatliche Überlieferung

für Menschen, die mit gleicher Bitte an den Herzog herangetreten waren, nur in geringem Maße und punktuell möglich. Ich habe mich entschlossen, einmal alle Angaben der Bittschrift zur Person zu verdichten und gleichzeitig, mit der Funktion und den Tätigkeiten eines Gutsvogts als Leitfaden, alle Gutsarchive zu durchforsten, und zwar auch für spätere Zeiten, wenn bestimmte Bedingungen (noch) gegeben waren. Das mikrogeschichtliche Bestreben, die Dinge von innen her aufzuschlüsseln, musste hier also weitgehend aufgegeben werden. Außerdem habe ich ein *close reading* der zentralen Quelle vorgenommen und bin mit diesem deskriptiv-analytischen Verfahren im Einzelfall heruntergegangen bis zu Bedeutungsschichten eines einzelnen Wortes, die ich dann mit bestimmten Diskursen verbinden konnte. Bittschriften zeichnen sich oft durch eine zielgerichtete Überformung der Wirklichkeit aus und laden daher zu einer vertieften Untersuchung geradezu ein. Verständlicherweise musste ich große Fragen in diesem Fall etwas zurückschieben, aber ich glaube, ich konnte zu einem differenzierteren Bild der Gutsherrschaft und -wirtschaft beitragen. Es ließ sich zeigen, dass Freie zu jener Zeit in Güter im Osten der Herzogtümer Schleswig und Holstein gingen und dort als Bauern und Kreditgeber – denn das war der untersuchte Vogt – zu Wohlstand kommen konnten. Auch die Probleme von Herrschaftsträgern auf der untersten Ebene, die für die Umsetzung gutsherrlichen Wirtschaftens von entscheidender Bedeutung waren, konnten herausgearbeitet werden. Notwendigerweise blieb es stellenweise eine Geschichte der Möglichkeiten, denn ich konnte nicht zeigen, dass das, was ich für andere Vögte nachweisen konnte, definitiv auch für den untersuchten zutraf.

In ganz anderer Weise habe ich in einer zweiten Studie experimentiert. Grundlage war, wie gesagt, ein Spionagebericht aus dem Nordischen Krieg, genau aus dem Jahr 1713. Ich habe mich entschieden, den Bericht gegen den Strich zu lesen, also nicht als autobiografische Erzählung eines Spions, sondern im Hinblick auf einen Beitrag zur Bürgertumsforschung für eine völlig vernachlässigte Zeit. Die notwendigen Ansatzpunkte für eine andere Lesart boten mir das Zusammentreffen des Spions, eines Flensburger Kaufmanns, mit dem König, sein Streit mit adligen Militärs und schließlich ein Gespräch, das er mit dem inzwischen gefangenen Truppenführer des Feindes führte. Aufgrund dieser Passagen habe ich versucht, der bürgerlichen Wahrnehmung des Hofes im Krieg, dem Verhältnis des Bürgers zu den adligen Militärs – denn als Resultat des Streites wurde der Bürger für einen Angriff selbst Soldat und tötete einen feindlichen Reiter – zu erforschen und danach zu fragen, was Patriotismus – denn darum ging es letztlich im Gespräch mit dem schwedischen General – für einen Stadtbürger in dieser Zeit konkret hieß.

Noch ein drittes Mal wollte ich nicht auf eine Auswertung eines Quellenfundes verzichten, obwohl neun kurze Briefe eines Handwerksgehlen an eine geliebte Frau, geschrieben 1716/17, und ein Brief von ihr selbst alles andere als eine breite Quellengrundlage darstellen. Aber man kann sie auch als Einstiegsportal für einige allgemeinere Fragen verstehen: Wie gestaltete sich eigentlich die Beziehung der wandernden Gesellen, für die ganz hohe Maßstäbe im Umgang mit dem anderen Geschlecht galten, zu Frauen? Wie stellt sich die soziokulturelle Ausprägung von Liebe für das Mitglied dieser spezifischen Gruppe um 1700 dar? Welche Möglichkeiten des Ausdrucks für dieses Gefühl besaß ein Goldschmiedegeselle – um einen solchen handelte es sich – überhaupt? Und welche Möglichkeiten gab es, den Widerspruch zwischen dem subjektivem Gefühl einerseits und den internalisierten Normen wie den objektiven Mächten andererseits zu lösen, vor den ihn die Liebe zu dieser

Frau stellte? Wie des Öfteren machte der Quellenbestand es unmöglich, am Ende einen klaren, die Leserbedürfnisse befriedigenden Schluss zu präsentieren. Bei diesen Studien kann letztlich nur der Leser entscheiden, ob er aus dieser Untersuchung neue Erkenntnisse gewonnen, alte vertieft oder Anregungen empfangen hat.

American microhistory

Ein kurzer Blick auf die Rezeption der Mikrogeschichte in den Vereinigten Staaten⁴⁹ zeigt, wie sehr die Kultur der jeweiligen nationalen Geschichtswissenschaft wie auch der Erfolg einzelner Autoren sie entscheidend prägen können. Das Verhältnis der Gesellschaft zu den Geisteswissenschaften kommt hinzu. In den Vereinigten Staaten hat die Mikrogeschichte eine überraschende Entwicklung genommen, weil hier die ersten Werke – sowohl von Italienern wie auch die ersten von Amerikanern – wissenschaftlich kontrovers diskutiert wurden. Dabei erfolgte nicht nur eine intensive Lektüre der Werke selbst, sondern zum Teil auch die der Quellen, auf denen sie basierten, sowie ergänzender anderer. Die Diskussion in führenden Journalen, angefangen von der *American Historical Review* über das *Renaissance Quarterly* bis zum *Journal of Modern History*, sicherte der neuen Betrachtungsweise immense Aufmerksamkeit unter den Fachleuten. Hinzu kommt die Wirkung des bekannten Anthropologen Clifford Geertz, von dem auch Natalie Zemon Davis beeinflusst ist. Ihr Werk *The Return of Martin Guerre*⁵⁰ hat der Mikrogeschichte in den Vereinigten Staaten die entscheidende Richtung gegeben. Sie entschied sich bei diesem Buch für die Erzählung als Darstellungsform. Dieser Entschluss sollte für die amerikanische Version der Mikrogeschichte beispielgebend werden. Das Buch wurde in der *American Historical Review* diskutiert – und ein internationaler Bestseller, dem ein Film voranging und eine auf amerikanische Verhältnisse adaptierte Hollywood-Produktion folgte. Davis konnte nicht auf die Prozessakten zurückgreifen, aber unter anderem auf eine Schilderung eines zentral beteiligten Richters. In einem Zug sollte die spektakuläre Geschichte von der verlassenen Bauersfrau Bertrande de Rols und dem Fremden, der in die Rolle ihres Ehemannes geschlüpft war, gelesen werden können. Davis hatte in dem Buch nicht nur die Frage nach der Identität gestellt, sondern auch den bäuerlichen Alltag thematisiert. Seitdem wird Mikrogeschichte in den Vereinigten Staaten als Erzählung der alltäglichen Erfahrung von gewöhnlichen Menschen und ihrer Mentalität verstanden⁵¹ und mit dem Blick auf eine breite Leserschaft geschrieben. Wenn Carlo Ginzburg in einem Interview mit einem amerikanischen Mikrohistoriker die analytische Dimension der Mikrohistorie betont und sagt, man wolle mehr als nur eine gute Geschichte erzählen,⁵² dann wird klar: Es gibt eine italienische und eine amerikanische Version der Mikrogeschichte.

Deren Praxis zeigen zwei Arbeiten aus den Jahren 2008 und 2009. David Kertzer – in besagtem, gemeinsamen Interview werden er und Carlo Ginzburg als „celebrated practitioners of microhistory“ vorgestellt⁵³ – vertritt das in der US-amerikanischen Geschichtswissenschaft weit verbreitete Verständnis von Mikrogeschichte. Wie gewöhnlich geht auch Kertzer von einem Ereignis im Leben einer Person aus. Das zeigt sich in seinem letzten Buch, *Amalia's Tale*⁵⁴, ebenso wie schon zuvor in *The Kidnapping of Edgardo Mortara*⁵⁵ (durch den Vatikan übrigens), mit dem er in die Endauswahl für den National Book Award kam. Der neue Titel erinnert an Laurel Thatcher Ulrichs *A Midwife's Tale*⁵⁶, ein Buch über

eine Hebamme in Maine, das den Pulitzer-Preis gewann. In ihm schildert die Autorin mit bewundernswerter Kenntnis der lokalen Verhältnisse und ebenso bewundernswertem Spürsinn das Leben dieser Frau am Ende des 18. Jahrhunderts auf der Basis eines Tagebuches, das mancher Historiker als spröde und trivial beiseite gelegt hätte. Die Nominierung und der Preis zeigen, welchen Status solche Werke in der amerikanischen Öffentlichkeit genießen. *Amalia's Tale* thematisiert das Schicksal einer ländlichen Säugamme mit eben diesem Vornamen im Umfeld von Bologna in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kertzer hatte sich vorher schon jahrelang mit weggegebenen Kindern beschäftigt. Waren es früher Oberschichten gewesen, die ihre Kinder zu Säugammen gegeben hatten, sorgten diese nun für Säuglinge von Prostituierten. Durch das Kind aus dem Findelhaus, das wie ihr eigenes bald starb, steckte sich Amalia Bagnacacvalli – wie ihr Ehemann – mit Syphilis an. Der entscheidende Punkt ist nun, dass sie sich im Gegensatz zu anderen, denen das gleiche Schicksal widerfuhr, an einen Rechtsanwalt wandte. Der ehrgeizige junge Vertreter dieses Berufsstandes verklagte darauf das von einem Grafen geleitete Findelhaus und die damit verbundenen Institutionen und bekam nach einem sich über ein Jahrzehnt hinziehenden Streit in einem Urteil des obersten Gerichtshofes Italiens Recht. Die Entschädigung, welche das Hospital zu zahlen hatte, nahm er für seine Arbeit in Anspruch. Mit anderen Worten: Er wurde reich und berühmt und die Frau verblieb in Armut.

Ein auf eine breite Öffentlichkeit⁵⁷ zielendes Buch ist nicht der Ort für theoretische Erörterungen. Ein paar Bemerkungen macht Kertzer dennoch. Während in der ersten theoretischen Schrift zur Mikrogeschichte⁵⁸ vorgeschlagen wurde, anhand des Ariadnefadens des Namens alle Daten über eine Person aus den verschiedensten Quellen zu sammeln und in Bezug zueinander zu setzen, sagt Kertzer, er *ergänze* die Mikrogeschichte, wenn er vitalstatistische Daten der Kirchenbücher und der städtischen Überlieferung heranzieht. Hier zeigt sich, wie ein Interview enthüllt, dass die theoretischen Äußerungen nicht bekannt sind.⁵⁹ Allerdings wird der mikrogeschichtlichen Methodik nichtsdestotrotz gefolgt – doch wahrscheinlich ist es eher der Spürsinn eines Historikers, der, wenn er ein Buch für eine große Leserschaft schreiben will, schon über eine möglichst breite Faktenbasis mit vielen Details verfügen können sollte. Bei der Orientierung an der breiten Öffentlichkeit ist es verständlich, dass er zeitlich manchmal zurück- und räumlich über Italien hinausgreift.

Da Mikrogeschichte für Kertzer unverbrüchlich mit Erzählung verbunden ist, stellen sich für ihn keine Probleme der Theorie oder Methodik, sondern nur der Darstellung. Eine wichtige Frage für ihn ist, wie man eine dramatische Geschichte schreibt, die sowohl den Ansprüchen der Historiker-Kollegen wie auch denen einer breiten Leserschaft gerecht wird.⁶⁰ Das betrifft zum Beispiel die Zitatnachweise oder den Fußnotenapparat, den er mit der Begründung weglässt, dass er nur für eine Handvoll Menschen von Nutzen gewesen wäre.⁶¹ Eine andere Frage ist die der Faktentreue: Er bedauert gegenüber dem Leser, dass er nicht beschreiben kann, wie Amalia aussah,⁶² und wehrt sich dagegen, dass eine Passage in einem anderen Buch, in der er beschreibt, dass eine Frau vom Küchentisch aufstand und zur Tür ging, als Erfindung betrachtet wurde, obwohl sie quellenmäßig belegt werden kann.⁶³ Das Problem ist bekannt, seit Eileen Power den fränkischen Bauern Bodo mit seinen Ochsen pfeifend in die Kälte hinausgehen ließ. Es ist die Frage, was man in populären Darstellungen legitimerweise an Kleinigkeiten hinzufügen kann und welchen Status (Spekulation oder plausible Annahme) solche Aussagen dann beanspruchen können.⁶⁴

Thomas Robisheaux' Verständnis von Mikrogeschichte weicht von dem Kertzers nur wenig ab: „a method that explores events on a small scale in which people experience everyday life.“⁶⁵ Anderes war auch nicht zu erwarten. Wenn Robisheaux aber die kleine Einheit besonders betont, dann weil er in *The Last Witch of Langenburg. Murder in a German Village*⁶⁶ auch eine Geschichte auf Dorfebene erzählen will, sozusagen ein erzählerisches Gegenstück zu den voluminösen mikrogeschichtlichen Studien in Dörfern, wie sie Jürgen Schlumbohm, Hans Medick und David Sabeau verfasst haben. Der dramatische Gegenstand ist die letzte Hexenverfolgung in Langenburg (Hohenlohe). Dafür ist, wie für jede Untersuchung der Hexenverfolgung, der Blick auf die Dorfebene unerlässlich. Robisheaux berichtet denn auch in bewundernswerter Dichte von Nachbarschaftsverhältnissen, mithin von Freundschaften und Feindschaften, vom gegenseitigen Anzeigen und Verklagen, von Frauennetzwerken – die ganze *face-to-face*-Gesellschaft des Dorfes tritt vor die Augen – und vom dörflichen Brauchtum und vom Volksglauben.

Im Mittelpunkt steht die Geschichte der Müllerfamilie Schmiege, die durch die letzte Hexenverfolgung zerstört wurde: Die Mutter wurde 1672 als Hexe hingerichtet; die Tochter, letztlich zum Verrat ihrer Mutter getrieben, wegen ihres Lebenswandels für ewig aus der Herrschaft verwiesen; ihr Vater und Bruder flohen aus dem Gefängnis und wurden nie wieder gesehen. Doch die Dorfperspektive wird bald geweitet. Zuerst richtet sich der Blick auf die Herrschaftsträger: Der Hofprediger und der als Ankläger zuständige Hofrat werden bei ihrer Arbeit beobachtet. Dann weitet sich der Kreis noch weiter: die Universitäten Altdorf und Straßburg und Professoren des Rechts und der Medizin kommen in den Blick. Man erfährt, wie und warum sie zu ihrem Urteil gekommen sind. Wie in neueren amerikanischen Arbeiten üblich⁶⁷ integriert er auch die Geschichte der Geschichte, ihre Aufbreitung und Umgestaltung in der Schönen Literatur.

Robisheaux macht dem Leser oft vertiefende Angebote. So stellt er etwa, als er auf den Müller Hans Schmiege näher eingeht, die Gruppen der Unehrliehen vor⁶⁸ oder erzählt alles über Scharfrichter im Allgemeinen, wenn ein bestimmter auftritt.⁶⁹ Das breite Publikum kann also viel lernen. Damit stellt sich aber auch die Kertzer'sche Frage, wie man einen Historiker-Kollegen überzeugt und gleichzeitig den Leser fesselt. Breite Wissensvermittlung, die Kontextualisierung in jede Richtung, basierend auf intensiver Quellenlektüre, seien sie nun handschriftlich oder gedruckt, weist für den Kollegen die gründliche und vielseitige Forschungsarbeit nach; sie hat aber auch Einfluss auf das Erzähltempo und damit auf die Spannung: Eine Tendenz zu epischer Breite ist unverkennbar. Auch sonst tritt der Historiker als Wissenschaftler deutlich in den Vordergrund, der in einer erzählenden Darstellung doch eigentlich in den Hintergrund zurücktreten sollte.⁷⁰ Man kann zum Beispiel bezweifeln, dass der Leser unbedingt wissen muss, welche Bedeutung der Fastnachtsdienstag in anderen Teilen Deutschlands hatte oder welche Fähigkeiten Hunden in andern Regionen zugeschrieben wurden.⁷¹ Wenn dann von „Eklektizismus“ und „Synkretismus“ die Rede ist, wird die breite Leserschaft ganz vergessen.⁷² Im umfangreichen Endnotenapparat zeigt sich die Problematik, zwei Herren zugleich dienen zu wollen, noch einmal. Doch wenn der Historikerkollege nachschaut, entsteht der Eindruck einer gewissen Willkürlichkeit der Nachweise. Der Leser ist immer auch am Schicksal der Hauptfiguren interessiert, er möchte wissen, was aus ihnen geworden ist. Der Historiker kann diesem Wunsch oft nicht genügen. Thomas Robisheaux schreibt, dass das Schicksal der Tochter Eva Schmiege ein Geheimnis bleibt. Eine Spur der des Landes verwiesenen Frau führt nach Heilbronn. Ob er sie

aufgenommen hat, bleibt unklar.⁷³ Das ist einer der Fälle, bei denen der Historiker-Kollege in dem üppigen Endnotenapparat nachsieht und doch enttäuscht wird.

Als Ginzburg *Der Käse und die Würmer* schrieb, trieb ihn, nachdem er den Unterschied zwischen den Büchern und der Aneignung durch Menocchio bemerkt hatte, die Frage nach (den Werten) der verschütteten Volkskultur, mithin eine große Frage, an. Warum die Hexenprozesse in Langenburg ihr Ende fanden, bleibt aber unklar, ganz besonders wenn sie geführt wurden, so Robisheaux, um Ordnung zu schaffen und beendet wurden mit dem gleichen Ziel, nur mit anderer Intention: Ordnung aufrecht zu erhalten. Allerdings wäre diese Frage auch in einem analytischen Text nicht leicht zu beantworten gewesen.

Fazit

Der in Frankreich arbeitende Mikrohistoriker Maurizio Gribaudi hat seinen im letzten Jahr erschienenen Aufsatz zur Entwicklung der Mikrogeschichte überschrieben: *Von der Politik zur Ästhetik?*⁷⁴ Mit den wenigen Grundsätzen der Mikrogeschichte, wie sie hier anfangs geschildert wurden, verband sich in der Tat auch eine bestimmte politische Einstellung, auf die Gribaudi Bezug nimmt. Sie wurde hier nicht weiter ausgebreitet, da der politisch-gesellschaftliche Hintergrund nicht berücksichtigt wurde. Es läge nahe, auch hier eine Entwicklungslinie zu konstruieren, etwa von einer neuen Art der Sozialgeschichte zur erzählenden Mikrogeschichte. Aber dagegen sprechen Zeit und Ort. Was in diesem kleinen Beitrag vorgestellt werden konnte, kann man eher so charakterisieren: neue, streng wissenschaftliche Studien mit selektiver Nutzung der Mikrogeschichte einerseits und sich an ein breites Publikum wendende Arbeiten, die auf einem divergierenden Verständnis von Mikrogeschichte beruhen, andererseits. Im Augenblick sind die deutschen mikrohistorisch orientierten Studien der Globalisierung und des Globalen gekennzeichnet durch die Absetzung von der Historischen Sozialwissenschaft – durch die Berücksichtigung und Betonung der Akteure. „[H]uman agency is back in vogue“⁷⁵. Die amerikanischen dagegen lassen in ihren historischen Erzählungen die Menschen einfach handeln. Theoretische Probleme werden allenfalls in den Vor- oder Nachworten gestreift. Auch wenn vieles aus Amerika übernommen wird: In diesem Fall muss man wohl skeptisch sein. Ein Fragezeichen wie bei Gribaudi erübrigt sich.

Anmerkungen

- 1 Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main/New York 2009, 38–48.
- 2 Art. Mikrogeschichte, *Mikrohistorie*, in: Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 18, 21. Aufl., Leipzig/Mannheim 2006, 433; <http://de.wikipedia.org/wiki/Mikrogeschichte> (17.7.2012); Karl Appuhn, *Microhistory*, in: *Encyclopedia of European Social History*, Bd. 1, Detroit u.a. 2001, 105–112.
- 3 Keith Thomas, *Diary*, in: *London Review of Books* 32 (2010) H. 11, 36 f., hier 37. Das bleibt eine Wertschätzung, auch wenn die Aussage einen Bescheidenheitsgestus gegenüber der eigenen Leistung impliziert.
- 4 Vgl. Anthony Grafton, *History's postmodern fates*, in: *Daedalus* 135 (2006) H. 2, 54–69, hier 62, 69.
- 5 Vgl. z.B. Gianna Pomata, *Telling the truth about micro-history: a memoir (and a few reflections)*, <http://www.hum.ku.dk/histnet/publikationer/arbejdsrapport3/pomata.html> (17.7.2012).

- 6 Vgl. Mônica Ribeiro de Oliveira/Carla Maria Carvalho de Almeida (Hg.), *Exercicios de micro-historia*, Rio de Janeiro 2009. Der brasilianische Sammelband präsentiert klassische Aufsätze von Edoardo Grendi und Giovanni Levi zusammen mit einer Einordnung der Mikrogeschichte in die heutige Geschichtswissenschaft und einigen Beispielen aus der Praxis des Landes.
- 7 Vgl. Francesca Trivellato, *Is there a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History*, <http://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq> (17.7.2012); Paola Lanaro (Hg.), *Microstoria. A venticinque anni da „L'eredità immateriale“*, Milano 2011 (beides frdl. Hinweise von Angiolina Arru, Rom); zur Diskussion um die Gemeinde als Untersuchungseinheit siehe den Tagungsbericht: *Microhistory – Parish-History – Local-History. Seventh Warwick Symposium on Parish Research*, 08.05.2009-09.05.2009, Warwick, in: *H-Soz-u-Kult*, 25.08.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2761> (17.7.2012); Simona Cerutti, *Social Relations Versus Cultural Models?*, in: Anna-Maija Castrén/Markku Lonkila/Matti Peltonen (Hg.), *Between Sociology and History. Essays on Microhistory, Collective Action, and Nation-Building*, Helsinki 2004, 17–40.
- 8 Hierzu zuletzt Trivellato, *Italian Microhistory*, Abschnitt II und bes. III; Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 13–17; Martin Scheutz, „... irgendwie Geschichte ist es doch“. *Mikrogeschichte in der österreichischen Frühneuzeitforschung*, in: Ders./Arno Strohmeyer (Hg.), *Was heißt „österreichische“ Geschichte?*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, 73–77.
- 9 Vgl. Giovanni Levi, *On microhistory*, in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, Padstow 1991, 93–113, hier 96.
- 10 Ähnlich auch Margareth Lanzinger in ihrem Beitrag zu diesem Band.
- 11 Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? *Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319, hier 312.
- 12 Vgl. Hans Medick, *Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), 78–92, hier 88.
- 13 Natalie Zemon Davis, *Trickster Travels: a Sixteenth Century Muslim between Worlds*, London 2007.
- 14 Vgl. Carlo Ginzburg, *Latitude, Slaves, and the Bible: An Experiment in Microhistory*, in: *Critical Inquiry* 31 (2005), 665–683.
- 15 Vgl. hierzu und zum Folgenden: Trivellato, *Italian Microhistory*, Abschnitt VI. – Die Mikrogeschichte des Atlantiks kann dagegen bereits auf eine ganze Reihe von Untersuchungen zurückblicken, die aufgrund der intensiven Betrachtung einzelner Schicksale den traditionellen Annahmen über Rasse, Kultur, Wirtschaft und Handlungsräume widersprechen, vgl. Lara Putnam, *To Study the Fragmentation/Whole: Microhistory and the Atlantic World*, in: *Journal of Social History* 39 (2006), 615–630, hier 617 f.
- 16 Vgl. Angelika Epple, *Das Unternehmen Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung*, Frankfurt am Main/New York 2010, 32.
- 17 Vgl. Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 68.
- 18 Wiebke Hoffmann, *Auswandern und Zurückkehren. Kaufmannsfamilien zwischen Bremen und Übersee*, Münster u.a. 2009.
- 19 Ebd., 28.
- 20 Ebd. Sie beruft sich auf Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? *Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte*, Frankfurt am Main 1989, 48–84, hier 64 (Diktum von Raphael Samuel).
- 21 Hoffmann, *Kaufmannsfamilien*, 28.
- 22 Das Buch enthält interessanterweise einen Hinweis, dass wohl einmal eine einzige sehr gut dokumentierte Familie über drei Generationen verfolgt werden sollte. Vgl. ebd., 15.
- 23 Ebd., 27.
- 24 Epple, *Das Unternehmen Stollwerck*.
- 25 Vgl. ebd., 11, 13, 19, 34, 405.
- 26 Vgl. ebd., 415.
- 27 Die Historikerin Angelika Epple über *Globalisierungsgeschichte „von unten“*, *Schokolade, Verkaufsautomaten und Werbung*, http://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Einrichtungen/Pressestelle/dokumente/BI_research/38_2011/bi_research_38_2011.pdf, S. 13 (17.7.2012).
- 28 Medick, *Missionare*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 295.
- 29 Epple, *Das Unternehmen Stollwerck*, 32.
- 30 Vgl. ebd., 34 f.
- 31 Ebd., 35.

- 32 Vgl. Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 24.
- 33 Epple, *Das Unternehmen Stollwerck*, 414.
- 34 Ebd. *Das war keine Einzelercheinung, wie sie klar macht*.
- 35 Vgl. ebd., 37.
- 36 Kritisch ist eingeworfen worden, dass von einer Mikrogeschichte der *Globalisierung* nur teilweise die Rede sein kann, weil das Unternehmen nicht immer die Welt im Auge haben konnte bzw. hatte. Vgl. Roman Rossfeld, Rezension von: Angelika Epple, *Das Unternehmen Stollwerck*, www.sehepunkte.de/2011/04/17741.html (17.7.2012).
- 37 Rebekka Habermas, *Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen*, in: *Historische Anthropologie* (2009), 295–319.
- 38 Vgl. ebd., 296, vgl. auch 318 f.
- 39 Natalie Zemon Davis, *Global History, Many Stories*, in: *Eine Welt – Eine Geschichte?*, 43. Deutscher Historikertag in Aachen 2000, *Berichtsband*, München 2001, 373–380, hier 376.
- 40 Vgl. Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2000.
- 41 Hierzu gibt es einen ausdrücklichen Hinweis auf die Mikrogeschichte, vgl. Habermas, *Kolonialskandal*, 314.
- 42 Vgl. Rebekka Habermas, *Die Ethik des Durchhaltens*, in: *Die Zeit vom 29.11.1996*, 68 (Besprechung von Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900*, Göttingen 1996).
- 43 Vgl. Putnam, *Microhistory and the Atlantic World*, 611.
- 44 Jürgen Schlumbohm, *Lebensläufe, Familien, Höfe: die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860*, Göttingen 1994, 20.
- 45 Thomas Robisheaux gibt für sein unten herangezogenes Buch 15 Jahre an. Vgl. Robert J. Bliwise, *A Witch's Brew*, in: *Duke Magazine* 95 (2009), 1 (der Ausdruckversion). Weitere Hinweise auf die Dauer solcher Studien bei Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 344.
- 46 Vgl. Schlumbohm, *Lebensläufe, Familien, Höfe*, 19–24.
- 47 Vgl. Perry Anderson, *The Force of the Anomaly*, in: *London Review of Books* 34 (2012) H. 8, 3–13, hier 8.
- 48 Vgl. Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 69–104, 160–206, 207–255.
- 49 Ich beschränke mich hier auf die amerikanischen Historiker, die zur europäischen Geschichte arbeiten. Zu solchen, die sich mit der amerikanischen Geschichte befassen, vgl. Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 23–25, 41–43.
- 50 Natalie Zemon Davis, *The Return of Martin Guerre*, Cambridge, Mass. 1983.
- 51 Ebd., 19.
- 52 <http://www.radioopensource.org/the-hunters-evidence-carlo-ginzburg/> Conversation with micro-historians Carlo Ginzburg and David Kertzer, November 4, 2008 (17.7.2012).
- 53 Ebd.
- 54 David I. Kertzer, *Amalia's tale. An impoverished peasant woman, an ambitious attorney and a fight for justice*, Boston/New York 2008.
- 55 David I. Kertzer, *The Kidnapping of Edgardo Mortara*, New York 1997. Deutsch unter dem Titel: *Die Entführung des Edgardo Mortara: Ein Kind in der Gewalt des Vatikans*, München 1998.
- 56 Laurel Thatcher Ulrich, *A Midwife's Tale. The Life of Martha Ballard, Based on Her Diary*, New York 1991.
- 57 Das kommt im emotionalisierten Untertitel („Verarmung“, „Ehrgeiz“, „Gerechtigkeit“) und die Wahl des Verlags sehr deutlich zum Ausdruck.
- 58 Carlo Ginzburg/Carlo Poni, *Was ist Mikrogeschichte?*, in: *Geschichtswerkstatt* 6 (1985), 49.
- 59 Dieser Vorwurf mag hart erscheinen. Aber in dem gemeinsamen Interview mit Ginzburg wurde Kertzer gefragt, ob er ein Beispiel für ein mikrogeschichtliches Vorgehen in der augenblicklichen Situation (2008) wüsste. Darauf antwortet er mit dem Hinweis auf den Unterschied zwischen dem, was gesagt und dem, was getan wird! Ein Kommentar erübrigt sich. <http://www.radioopensource.org/the-hunters-evidence-carlo-ginzburg/> Conversation with micro-historians Carlo Ginzburg and David Kertzer, November 4, 2008 (17.7.2012).
- 60 Vgl. Kertzer, *Amalia's tale*, 194 f.
- 61 Vgl. ebd.
- 62 Vgl. ebd., 194.
- 63 <http://www.radioopensource.org/the-hunters-evidence-carlo-ginzburg/> Conversation with micro-historians Carlo Ginzburg and David Kertzer, November 4, 2008 (17.7.2012).

- 64 Vgl. Carlo Ginzburg, *Checking the Evidence: The Judge and the Historian*, in: *Critical Inquiry* 18 (1991), 79–92, hier 88.
- 65 Thomas Robisheaux, *The Last Witch of Langenburg. Murder in a German Village*, New York/London 2009, 13.
- 66 Ebd.
- 67 Vgl. Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 25.
- 68 Robisheaux, *The Last Witch*, 140.
- 69 Ebd., 154–156.
- 70 Prinzipiell ist, dies sei noch der Eindeutigkeit halber angemerkt, die Unterscheidung Historiker – Erzähler nicht korrekt, denn jeder Text ist im weiten Sinne eine Erzählung, auch jener des Geschichtswissenschaftlers, der eine Analyse vorlegt.
- 71 Robisheaux, *The Last Witch*, 31, 24.
- 72 Ebd., 251.
- 73 Ebd., 324, 380.
- 74 Maurizio Gribaudi, *La lunga marcia della microstoria. Dalla politica all'estetica?*, in: Paola Lanaro (Hg.), *Microstoria. A venticinque anni da L'eredità immateriale*, Milano 2011, 9–23. Gribaudi meint allerdings nicht die amerikanische Mikrogeschichte, wenn er von Ästhetik spricht.
- 75 Ian Kershaw, *Biography and the Historian. Opportunities and Constraints*, in: Volker R. Berghahn/Simone Lässig (Hg.), *Biography between Structure and Agency. Central European Lives in International Historiography*, New York 2008, 31. – Man darf allerdings anmerken, dass die Kategorie nun bereits ein hohes Alter erreicht hat und nicht nur zu solchen wie Handlungsspielraum in Beziehung gesetzt werden muss, sondern dass auch die ihr innewohnende Tendenz nicht ignoriert werden sollte.

Globale Mikrogeschichte

Auf dem Weg zu einer Geschichte der Relationen

Mikrogeschichte und Globalgeschichte – das scheinen auf den ersten Blick unüberwindliche Gegensätze zu sein. Auf den folgenden Seiten möchte ich verdeutlichen, warum eine Verbindung dieser beiden Ansätze sowohl für die Globalgeschichte als auch für die Mikrogeschichte großes Innovationspotential hat. Die Globalgeschichte wird dabei vom Kopf auf die Füße gestellt und kann mit quellengesättigten Mikrostudien ihrer Empiriefehler und der Gefahr der Strukturfixierung begegnen.¹ Aber auch der Mikrogeschichte eröffnen sich neue Möglichkeiten. Eine „globale Mikrogeschichte“, so die These, hilft sowohl der Mikro- als auch der Globalgeschichte, ihre jeweiligen Schwächen gegenseitig auszugleichen und den wichtigsten Kritikpunkten zu begegnen. Sie zeigt zugleich die umfassende Reichweite mikrogeschichtlicher Erkenntnisse und bringt Quellen und Akteure zurück in die Globalgeschichte.²

Um die Verbindung von Mikro- und Globalgeschichte auch auf ein theoretisch tragfähiges Gerüst zu stellen, müssen allerdings einige Überlegungen angestellt werden. Dabei geht es nicht um eine schlichte Neuauflage der Debatte um die Mikro-Makro-Dichotomie und deren Auswirkungen auf die Geschichtsschreibung,³ sondern um die gemeinsame Grundlage von Mikro- und Globalgeschichte. Diese findet sich, so das hier umrissene Forschungskonzept, in einer Geschichte der Relationen.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen sind die disziplinären Beziehungen und Abgrenzungen, über die sich die Mikrogeschichte bestimmen lässt (1). Es wird sich dabei zeigen, dass die Mikrogeschichte, historiografiegeschichtlich gesehen, eine sehr lange Tradition und vielfältige Beziehungen hat. Sie hatte nicht nur die Alltagsgeschichte und ethnologisch inspirierte Ansätze als wichtige Verbündete; auch die postkolonialen Studien und die Geschlechtergeschichte halfen dabei, die Schwächen der traditionellen sogenannten „Allgemeinen Geschichte“ und der Historischen Sozialwissenschaft auszumachen.⁴ Die Globalgeschichte verfolgte mit denselben Verbündeten ein anderes gemeinsames Anliegen: Postkoloniale Studien, Alltagsgeschichte, Global- und Geschlechtergeschichte argumentierten alle gegen den methodologischen Nationalismus (2). Interessanterweise wurden innerhalb dieses Diskussionszusammenhangs, also bei dem Versuch, den methodologischen Nationalismus zu überwinden, Argumente entwickelt, die für die Frage, wie Mikro- und Globalgeschichte zu verbinden sind, äußerst gewinnbringend sind. Die postkolonialen Studien, die Global- und die Geschlechtergeschichte brachten auf ganz unterschiedlichen Wegen ein entscheidendes Element in die Diskussion ein, das die theoretische Voraussetzung einer Verbindung von Mikro- und Globalgeschichte darstellt. Diese theoretische Voraussetzung besteht darin, den jeweiligen Untersuchungsgegenstand, sei es ein Akteur, sei es ein Dorf, eine Nation oder eine Weltregion, ausschließlich über seine jeweiligen Relationen zu begreifen und zu zeigen, wie er über diese Relationen erzeugt wird.

Die Grundannahme geht über die Geschichte der sozialen Beziehungen, die mit Bezug auf den Netzwerkbegriff betrieben wird, hinaus. Sie möchte zeigen, wie über Relationen neue Einheiten hergestellt werden.⁵ Die Vorstellungen von einem in sich geschlossenen Raum werden in einer Geschichte der Relationen ebenso obsolet wie die Vorstellung, Individual- oder Kollektivakteure könnten aus sich selbst heraus verstanden werden.

Die Globalgeschichte kam zu diesem Denken in Relationen durch die Auseinandersetzung mit dem *spatial turn* und den postkolonialen Studien. Seitdem geht sie davon aus, dass Untersuchungsgegenstände wie etwa die Nation nur in Relation zu anderen Untersuchungsgegenständen zu verstehen sind, dass es sich also um keine vorgegebenen, räumlich bestimmbareren Einheiten handelt. Für die Geschlechtergeschichte ist das Denken in Relationen und Differenzen ein theoretisches Grundaxiom. *Gender* ist eine Kategorie, die Akteure ausschließlich über Relationen und Differenzen fasst. Aus diesem Denken leitet sich mein Konzept einer „globalen Mikrogeschichte“ ab (3). Die globale Mikrogeschichte hat demnach den *spatial turn* und die Geschlechtergeschichte in sich aufgenommen. Sie behandelt Fragestellungen mit globaler Reichweite, indem sie Relationen analysiert und so zeigt, wie die jeweiligen Untersuchungsgegenstände erzeugt werden. Das zentrale Erkenntnisinteresse ist dabei, wie global wirksame Asymmetrien hergestellt werden.

Ein Blick in die (disziplinären) Relationen der Mikrogeschichte

Mikrogeschichte beschäftigt sich gerne mit Beziehungen jeglicher Couleur und Schattierung, mit ersehnten, mit verborgenen, mit unsittlichen und mit verbotenen Beziehungen. Wie aber sieht es mit ihren eigenen disziplinären Beziehungen aus? Wie steht sie zu verwandten oder auch alternativen methodischen Ansätzen? Wie zu der Alltags- und Geschlechtergeschichte, der „Geschichte von unten“ und den postkolonialen Studien? Wie steht sie zu ihren großen Gegenspielern? Zu der Strukturgeschichte, der Makrogeschichte oder zu jüngeren Ansätzen wie der „transnationalen“ oder der Globalgeschichte?

Je nachdem, was unter Mikrogeschichte verstanden wird, mag die Antwort anders ausfallen. Manche mikrogeschichtliche Studie verfolgt einen systematischen Ansatz; andere lehnen die Verbindung von Mikrostudie und Systematik ab. Otto Ulbricht schlägt vor, letztere Variante als „Mikrogeschichten“ zu bezeichnen, um deren illustratorischen Charakter, der gerade nicht auf übergeordnete Erkenntnisse abzielt, hervorzuheben.⁶ Die einen sind von ethnologischen oder sozialanthropologischen Methoden à la Clifford Geertz geprägt; andere bestehen auf sozialgeschichtliche Ansätze in der Tradition Edward P. Thompsons und der „Geschichte von unten“. Manche behaupten, eine Theoretisierung der Mikrogeschichte widerspreche ihrem Anliegen, sich ausschließlich über die Praxis zu erklären;⁷ andere sehen gerade in theoretischen Überlegungen die Möglichkeit, die Bedeutung der Mikrogeschichte zu erläutern.

Lässt sich die Frage nach der Mikrogeschichte und ihren Beziehungen vielleicht historisch beantworten? Die ersten mikrogeschichtlichen Ansätze werden meist auf die 1970er Jahre datiert, als Carlo Ginzburg mit *Der Käse und die Würmer* Furore machte.⁸ Eine Historiografiegeschichte der Mikrohistorie und ihrer zahlreichen Beziehungen müsste allerdings viel weiter ausholen. Lange bevor sich die Geschichtswissenschaft in Europa auf nationale Politikgeschichte und die Geschichte „großer Männer“ einengte, lange bevor

unter der „Allgemeinen Geschichte“ nur ein kleiner Ausschnitt der Geschichte vergangener Lebenswelten verstanden wurde, waren Mikro- und Alltagsgeschichten ein wichtiger, häufig von Frauen verfasster Teil der Geschichtsschreibung. Mit der Professionalisierung des Faches in der Nachfolge von Leopold von Ranke wurden diese Zugänge von der Wissenschaft ausgeschlossen. Verbunden war damit unter anderem eine Dichotomisierung von wissenschaftlicher, zunehmend auf Nationalgeschichte zugeschnittener Historiografie und nicht akademischer, weniger ambitionierter Geschichtsschreibung, die sich keines expliziten und ausgefeilten methodischen Instrumentariums bediente.

Insofern war die Entwicklung wissenschaftlicher Verfahrensweisen Segen und Fluch zugleich. Während einerseits Geschichtsschreibung aus den Fängen der politischen Vereinnahmung befreit wurde und über ein festgelegtes Curriculum wissenschaftliche Standards gesichert wurden, wurden zugleich kulturgeschichtliche Themen, alltagsgeschichtliche Fragen und nicht auf schriftlichen Dokumenten beruhende Methoden, wie etwa die *oral history*, als unwissenschaftlich abgewertet. Damit gingen eine Wertung und ein *gendering* der unterschiedlichen Genres einher, die bis heute ihren Nachhall haben. Politikgeschichte, übergreifende Fragestellungen und Untersuchung von Makroprozessen galten als männliche Königsdisziplinen; die Untersuchung „kleiner Leute“ in mikrogeschichtlichen Studien wurden im Gegensatz dazu als theoriefern und unbedeutend für den Gang der „Allgemeinen Geschichte“ eingeordnet und weiblich konnotiert – selbst dann, wenn die jeweiligen Studien gar keine Geschlechterperspektive einnahmen. Das wirkte sich auch auf die Beziehungen der jeweiligen Protagonisten eines bestimmten historischen Ansatzes aus. Für die Alltagshistoriker der 1970er und 1980er Jahre mag es daher auch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive nicht einfach gewesen sein, gegen die hegemonial besetzten Positionen der Gesellschafts- und Strukturgeschichte zu argumentieren. Die neu entstehende Frauen- und Geschlechtergeschichte ging nicht aus Zufall gerne Allianzen mit Mikro- und Alltagshistorikerinnen und -historikern ein. Es war aber nicht nur eine methodische Affinität, sondern auch eine Affinität der theoretischen Grundlagen. In der Geschlechtergeschichte wurde ein Denkmodell entwickelt, das die auf Makrostrukturen ausgerichtete Geschichtswissenschaft bald grundsätzlich in Frage stellen sollte. Geschlechtergeschichte machte, wie ich im nächsten Kapitel genauer ausführen werde, das Denken in Relationen und Differenzen zum Kern ihrer theoretischen Grundlagen. Es ist dieses konsequent relationale Denken, das eine enge Beziehung zwischen Geschlechter- und Mikrogeschichte begünstigte.

Etwa zeitgleich geriet die gemeinsame Gegenspielerin von Mikro- und Geschlechtergeschichte, die „Allgemeine Geschichte“, auch von anderer Seite unter Druck. Neue postkoloniale Ansätze und die theoretischen Entwürfe der *Subaltern Studies Group* begannen nun ebenfalls, den Ausschluss von Themen und Methoden, das Zentrieren um die imperialen Metropolen und den Ausschluss ganzer Weltregionen und deren Bewohner zu kritisieren. Dipesh Chakrabartys Ruf nach einer „Provinzialisierung Europas“ mag dabei der bekannteste sein.⁹ Aber auch innerhalb dieser Gruppe setzte sich bald eine Allianz mit feministischen Ansätzen durch, wie in Gayatri Chakravorty Spivaks Zwischenruf *Can the Subaltern Speak?*¹⁰ Auch wenn der Bezug zu mikrogeschichtlichen Ansätzen nicht immer explizit gemacht wurde, so war und ist dieser methodische Zugang für die postkolonialen Studien wichtig. Schließlich waren es die Metanarrative, die, durch und durch eurozentrisch geprägt, etwaige Wechselwirkungen zwischen Kolonien und Metropolen nicht erkennen

konnten. Die postkolonialen Studien schärften neben der Kritik an der akteurslosen makrostrukturellen Geschichte das Bewusstsein dafür, dass es im weltweiten Rahmen stets um das Herstellen von asymmetrischen Relationen und Differenzen geht und diese daher ins Zentrum der historischen Analyse gestellt werden sollten.

Alltags-, Mikro-, Geschlechtergeschichte und postkoloniale Studien waren also stets Verbündete in der Kritik der blinden Flecken der Makrogeschichte. Während die einen die Akteure vermissten, betonten die anderen den Ausschluss der Peripherie. Im Gegensatz zur Alltags- und Mikrogeschichte beriefen sich die Geschlechtergeschichte und die postkolonialen Studien dabei auf ein Denken in Relationen. Dieses Denken war es, das sie gemeinsam mit der Globalgeschichte auch gegen den methodologischen Nationalismus auf die Barrikaden gehen ließ.

Gegenbewegungen zum methodologischen Nationalismus: Von der Weltgeschichte zur Geschlechtergeschichte

Die Kritik am methodologischen Nationalismus wurde schon oft ausgeführt und soll hier nicht wiederholt werden.¹¹ Interessanter ist es stattdessen zu fragen, welche weiterführenden Ansätze sich aus der Kritik entwickelt haben. Manche Gegenbewegung ist allerdings von denselben Schwierigkeiten wie die Nationalgeschichte gezeichnet. Wenig überzeugend besannen sich manche Historiker – eine Historikerin ist mir nicht bekannt – auf die lange Tradition der Universalgeschichtsschreibung und übertrugen ein teleologisches Entwicklungsprinzip auf den Gang der Weltgeschichte.¹² Sie wiederholen somit nur die methodischen und theoretischen Probleme der Nationalgeschichtsschreibung auf einer anderen Ebene.

Deutlich ambitionierter dagegen sind die Gegenbewegungen, die sich im Unterschied zur *Weltgeschichte* als *Globalgeschichte* bezeichnen lassen, aber auch unter der Fahne der *transnationalen* Geschichtsschreibung segeln. Beachtung verdient besonders eine Perspektive von Globalgeschichte, die nicht immer notwendigerweise die *ganze* Welt in den Blick nehmen muss, die aber Beziehungen analysiert, die in Wechselwirkung mit globalen Prozessen stehen.¹³ Diese Form der Globalgeschichte untersucht Interaktionen, die den entsprechenden Untersuchungsgegenstand zuallererst hervorbringen. Häufig werden dafür auch andere Begriffe verwendet, sei es *entangled history* oder *connected history*.¹⁴ Ohne die feinen Unterschiede schleifen zu wollen, geht es mir hier darum, unter dem Begriff Globalgeschichte diejenigen Ansätze zu fassen, die den *spatial turn* in sich aufgenommen haben und daher Raum als sozial konstruiert und nicht als geografische Gegebenheit auffassen.¹⁵ Halten wir fest: Eine so verstandene Globalgeschichte setzt eine räumliche Einheit nicht voraus, sondern geht davon aus, dass diese über Relationen erzeugt und analysierbar wird.

Während die Globalgeschichte den methodologischen Nationalismus in gewisser Hinsicht überschreitet, gibt es andere Ansätze, die ihn eher unterschreiten und dabei ebenfalls auf ein Denken in Relationen aufbauen. Dies sind Ansätze, die, mit postkolonialer Theorie gerüstet, Akteure in den Blick nehmen und dabei häufig Subalterne ins Zentrum ihrer Analyse stellen. Interessanterweise haben diese Reaktionen eine wesentlich stärkere Auswirkung in Nachbardisziplinen wie der Soziologie oder der Literaturwissenschaft gehabt,

die ja ebenfalls im methodologischen Nationalismus verfangen waren. Die Geschichtswissenschaft, allzumal die deutschsprachige, tut sich damit bis heute schwer. Wie fruchtbar deren Kernaussagen allerdings sind, wenn sie mit einer geschlechtergeschichtlich informierten Mikrogeschichte kombiniert werden, möchte ich im Folgenden kurz ausführen:

Bereits in seinem Aufsatz *Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?* aus dem Jahr 1989 machte Alf Lüdtke die Verbindung von postkolonialen Studien und alltagsgeschichtlichem Ansatz deutlich. Beiden ginge es um die „De-zentrierung“ eingefahrener historischer Sichtweisen der „bürgerlichen“ Gesellschaft und Kultur westlicher Metropolen – und dies nicht nur in Bezug auf die kolonisierten Völker, sondern auch bezüglich der überwiegend „stummen Geschichte der [...] Abhängigen und Beherrschten“.¹⁶ Wie die Global-, Welt- oder transnationale Geschichte sind auch Alltagsgeschichte, die „Geschichte von unten“ und die „subalternen“ oder „postkolonialen Studien“ nicht über einen Kamm zu scheren. Sie können, an einer Foucault’schen Terminologie orientiert, bei Fragen der Gouvernementalität ansetzen und analysieren, wie im Subjekt gesellschaftlich wirksame Macht erzeugt wird. Oder sie können sich – bei einem gänzlich anderen Subjektverständnis – mit dem „Eigensinn“ von Individuen beschäftigen, wie dies Alf Lüdtke vorgeschlagen hat. Sie können sich aber auch auf einen geradezu konträren Denker beziehen und, wie dies Bruno Latour einfordert, Akteure (unter Einschluss nicht-menschlicher Akteure) und deren Assoziationen „versammeln“¹⁷, um – so die Hoffnung – dem Subjekt gänzlich zu entkommen und zur „Ameise“ zu werden.

Was diese Ansätze trotz aller Unterschiede und trotz aller gegenseitigen Kritik gemein haben, ist ihr Blickwinkel. Sie setzen auf der untersten Ebene der historischen Analyse an: am oder im Akteur. Sie favorisieren das mikrogeschichtliche Vorgehen und sind skeptisch gegenüber der Analyse von Makrostrukturen; bei einigen, wie sich etwa in der jüngsten Diskussion zwischen Dipesh Chakrabarty, Carlo Ginzburg, Ajay Skaria, Sandro Mezzadra und anderen zeigte, ist das Ineinandergreifen von Mikro- und Makrostrukturen komplizierter gedacht. Fraglich ist dabei unter anderem, wie die Positionalität des Historikers bzw. der Historikerin auf die Beschreibung des Mikro-Makroverhältnisses Einfluss nimmt.¹⁸ Neben der Skepsis gegenüber reinen Makrostudien besteht eine weitere grundlegende Gemeinsamkeit, die bei vielen nur implizit (Lüdtke), bei anderen zentral (Latour) ist: Da der Akteur nicht als autonom handelndes, aus sich heraus verständliches Subjekt, also nicht als Individuum im engeren Sinne behandelt wird, geht es allen diesen Ansätzen darum, in welchen Beziehungen dieser historische Akteur steht, wie er über diese Beziehungen zu fassen ist und wie er z.B. als sogenanntes „modernes Subjekt“ erzeugt wird. Makrostrukturen werden bei einer solchen Betrachtungsweise aus der Untersuchung ausgeblendet (Lüdtke) oder negiert (Latour).

Wenn wir das Denken in Relationen jedoch ernst nehmen, dann – so möchte ich argumentieren – lässt sich ein mikrogeschichtlicher Ansatz sehr wohl mit der Analyse von Makrostrukturen verbinden. Wie kann dies gelingen? Ein kurzer Ausflug in die Grundlagen der Geschlechtergeschichte mag hier weiterhelfen.

Am grundlegendsten wurde das Denken in Relationen in der Geschlechtergeschichte entwickelt. Warum es erst über den Umweg der postkolonialen Studien in die Globalgeschichte gelangte, habe ich an anderer Stelle ausgeführt.¹⁹ Seit dem wichtigen Aufsatz von Joan Scott, in dem sie *Gender* als eine historische Kategorie auswies, die in Wechselwirkung mit anderen historischen Kategorien Machtverhältnisse erzeugt, konnte *Gender*

nur als mehrfache Relation gedacht werden. Wer mit der Kategorie *Gender* arbeitet, geht erstens davon aus, dass relational miteinander verbundene, differente Weiblichkeiten und Männlichkeiten gesellschaftlich konstruiert sind und zweitens, dass sie in Wechselwirkung mit anderen historischen Kategorien stehen.²⁰ Diese anderen Kategorien, Joan Scott nannte Klasse, Rasse und Religion, wurden im Laufe der Zeit erweitert und insbesondere in den Theorieentwürfen zur Intersektionalität in ihrer Wechselwirkung präzisiert.²¹

Der Gegensatz zum methodologischen Nationalismus könnte nicht größer sein. *Gender* ist eine strikt relationale Kategorie. Untersuchungsgegenstände sind – dehnt man das Grundaxiom der Kategorie *Gender* auf alle historischen Kategorien aus – nur in Relationen verständlich. *Gender* stellt daher jegliche Formen einer Geschichtsschreibung in Frage, die von in sich abgeschlossenen Themen und Gegenständen ausgehen. Geschlechtergeschichte rückt folglich Beziehungen in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Diese Beziehungen untersucht sie auf Differenzen und auf das Herstellen von Hierarchien. Es ist dieses konsequent relationale Denken, das eine enge Beziehung zwischen Geschlechter- und Mikrogeschichte begünstigt. Wer relationale Geschichtsschreibung betreiben möchte, kann sich also an den Überlegungen der Geschlechterforschung zur Kategorie *Gender* orientieren und diese Überlegungen auf andere Untersuchungsgegenstände übertragen.

Was bedeutet dies für das Anliegen, Globalgeschichte zu schreiben? Die Globalgeschichte wird als relationale Geschichte an einem konkreten Ort mit einem konkreten Akteur ihre Analyse beginnen müssen. Sie wird – soweit kann sie den Anregungen Latours folgen – die Beziehungen abschreiten, die von diesem Akteur ausgehen. Über Latour hinausgehend wird sie dann untersuchen, wie dieser konkrete Ort und dieser konkrete Akteur über die Beziehungen hervorgebracht werden. Ein Dorf, eine Stadt, ein Unternehmen, ein Verein oder eine Region lassen sich dann über die translokalen Relationen ihrer Akteure erfassen. Diese Relationen wirken zurück und verändern die jeweiligen sozial konstruierten Ausgangsorte der Untersuchung. In Migrationsstudien zeigt sich, dass nicht nur die Lebenswelten der Mobilen durcheinandergewirbelt werden, sondern dass auch die Vorstellungswelten der Zurückgebliebenen verändert werden, dass Männlichkeiten und Weiblichkeiten, Generationalität und andere Zugehörigkeiten für Migranten und Sesshafte neu verhandelt werden müssen. Auch die Zielorte, die häufig in globaler Konkurrenz bezüglich erzwungener oder freiwilliger Migration stehen, ändern sich durch diese translokalen Beziehungen. Es entstehen neue lokale *und* globale Hierarchien, alte werden auf ein neues Fundament gestellt.²² In meiner Untersuchung *Das Unternehmen Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung* konnte ich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, zeigen, wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Schokoladenindustrie der Stollwercks, Cadburys, Rowntrees und Frys & Sons gegen Ende des 19. Jahrhunderts durcheinandergieret und neu geordnet werden musste, als sie mit der harten körperlichen Arbeit auf den Kakaoplantagen konfrontiert war. In den Industrieländern wurde über den Arbeitsbegriff Männern und Frauen symbolisch und im Alltag ein anderer Raum zugewiesen. Dies zeigt sich nicht nur in der zeitgenössischen gesellschaftlichen Diskussion über geschlechtsspezifische Arbeit und Bezahlung, sondern auch in betriebsinternen Briefwechseln der Stollwerck-Brüder. Die Arbeit der Frauen in der Schokoladenindustrie galt demnach als Zeitvertreib, als „Nebentätigkeit“, die nicht der Ernährung einer Familie diente, deshalb schlecht bezahlt war und im Gegensatz zur körperlichen, gefährlichen, verantwortungsvollen und deutlich besser bezahlten Arbeit der Männer an den Maschinen stand. Die

harte Plantagenarbeit passte nicht in diese ‚gegenderte‘ Stufenleiter der Arbeit. Nun wurde in den Arbeitsbegriff auch eine rassistische Komponente aufgenommen, mit Hilfe derer die (körperliche) Arbeit in den Plantagen von der (körperlichen) Arbeit an den Maschinen abgegrenzt wurde, um so die von der Überlegenheit der Weißen geprägten, um Arbeit und Familie zentrierten hierarchischen Männlichkeitskonstruktionen in den Industrieländern im Allgemeinen und bei der Gebr. Stollwerck AG im Besonderen neu abzusichern. Das lokale Gefüge in der Kölner Zentrale blieb davon nicht unberührt, da schon bald keine unverheirateten „Schokolademädchen“ mehr auf dem rheinländischen Arbeitsmarkt zu bekommen und Männer für diese Arbeit zu teuer waren. Die Fabrikneugründungen im Stollwerck’schen Donaukonzern (Wien, Pressburg, Budapest, Kronstadt und Bukarest) waren eine direkte Folge dieses semantisch aufgeladenen Arbeitsverständnisses und veränderten nun dort lokale Strukturen.²³

Die Beispiele verdeutlichen, dass das Grundaxiom der Globalgeschichte, Raum als sozial konstruiert und in Relation zu anderen Räumen zu denken, auf einer theoretischen Ebene dem Grundaxiom der Geschlechtergeschichte entspricht, nach dem Geschlecht als soziales Konstrukt und in Relation zu unterschiedlichen Spielarten dieses Konstruktes definiert wird. Es lässt sich daher festhalten: Global- und Geschlechtergeschichte beruhen auf derselben theoretischen Annahme, der zufolge die zu untersuchenden Einheiten nicht als geschlossene, vorgegebene Entitäten existieren, sondern konstruiert sind und nur in Relation zu anderen, ebenfalls konstruierten und relational gedachten Einheiten analysiert werden können. Damit wenden sie sich, wie die postkoloniale Theorie oder die *Subaltern Studies*, gegen national zentrierte, aber auch gegen andere nicht-relational gedachte Untersuchungsgegenstände.

Globale Mikrogeschichte: das Partikulare und das Allgemeine

Die Geschlechtergeschichte war in den 1980er Jahren dem Vorwurf ausgesetzt, dass sie im Gegensatz zur „Allgemeinen Geschichte“ nur das Partikulare behandle.²⁴ Sie war demnach mit ganz ähnlichen Vorwürfen konfrontiert wie die Mikrogeschichte, der das „Klein-Klein“ ihrer nicht auf übergeordnete Zusammenhänge übertragbaren Ergebnisse entgegengehalten wurde. Der Vorwurf trifft tatsächlich eine Realität mikro- oder geschlechtergeschichtlicher Studien, geht jedoch gleichzeitig vollkommen in die Irre. Er trifft eine Realität, weil manche geschlechtergeschichtlichen oder mikrohistorischen Untersuchungen ihren eigenen Rahmen sehr eng gesteckt und aus Vorsicht, Detailversessenheit oder mangelnder Reflexion kaum über den Einzelfall hinausgehende Erkenntnisse generiert haben. Dieser Vorwurf geht jedoch zugleich in die Irre, weil er erstens blind dafür ist, wie geschichtswissenschaftliche Erkenntnis seit dem Historismus generiert wird, und weil er zweitens das grundlegende Interesse mikro- oder geschlechtergeschichtlicher Studien verkennt. Das Ganze in den Blick zu nehmen, ist für Historiker/-innen aus erkenntnistheoretischer Hinsicht unmöglich. Historiker/-innen können ihre Erkenntnisse nur aus exemplarischen Fällen, aus Einzelstudien und aus Teilanalysen ableiten und diese in Bezug auf eine Fragestellung in einer Erzählung auswerten. Wäre dem nicht so, müssten sie die Vergangenheit wiederholen. Genau dieser Unterschied markiert den Bruch zwischen Aufklärungshistorie, die noch ganz im Zeichen der Nachahmung der Natur stand und ihre

Ergebnisse immer wieder in Tabellen präsentierte, und dem Historismus, der das Ganze über den je individuellen Teil erfassen und in eine (freilich nicht erfundene) Erzählung bringen wollte.²⁵

Historiker/-innen, zumal professionelle, akademisch geschulte Wissenschaftler/-innen, wählen seitdem, wenn sie Geschichte schreiben wollen, im besten Falle aus einer unendlichen Materialfülle die Quellen aus, die sie bezüglich ihrer Fragestellung für relevant halten.²⁶ Sie fügen die daraus abgeleiteten Argumente in einer Erzählung zusammen und lassen sie so zu einem narrativ konstruierten Ganzen werden. Das Partikulare ins Zentrum der Analyse zu stellen und sich auf die mikrogeschichtliche Ebene zu begeben, ist also streng genommen nur eine Radikalisierung des seit dem Historismus mit guten Gründen in die Geschichtswissenschaft eingeführten Vorgehens.²⁷ Eine solche radikalisierte Vorgehensweise zielt auf die Erschütterung der etablierten disziplinären Grundfesten. In einem Aufsatz, der heute zwar in Teilen als überholt, aber dennoch zurecht als „klassischer“ Aufsatz der Geschlechtergeschichte gelten muss, fragte Joan Kelly: „*Did women have a Renaissance?*“. Kelly zeigte, dass die seit Jakob Burckhardt unhinterfragte Epochenbezeichnung Renaissance, die eng mit dem Entstehen eines modernen Subjektverständnisses verbunden ist und sich tief im Selbstverständnis europäischer Intellektueller eingegraben hat, aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive hinterfragt werden muss.²⁸ Das Beispiel verdeutlicht, wie wichtig Detailstudien für übergeordnete Fragestellungen wie Periodisierungen sind und wie sich das „Ganze“ – hier die Renaissance – über die jeweilige Fragestellung in der Erzählung herstellt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Analyse von Relationen ins Zentrum der Geschichtswissenschaft zu stellen, ist eine der wichtigsten Neuerungen der letzten Jahre. Während die Globalgeschichte den methodologischen Nationalismus in gewisser Hinsicht überschritten hat, haben andere Ansätze wie die postkolonialen, geschlechter- oder mikrogeschichtlichen Ansätze eher betont, dass er auch unterschritten werden muss und kleinere Einheiten in ihren translokalen Beziehungen analysiert werden sollten. Am grundlegendsten wurde dieses Denken in Relationen in der Geschlechtergeschichte entwickelt. Daher kann aus der Geschlechtergeschichte abgeleitet werden, wie dieses Denken in Relationen auch den Übergang zwischen Mikro- und Globalgeschichte ermöglicht.

Der Vorwurf, ein Unterschreiten der Nation – ich spitze das Argument hier zu – verliere sich in historisch irrelevanten Detailuntersuchungen, konnte am Beispiel eines geschlechtergeschichtlichen Arguments entkräftet werden. Mikro- und Geschlechtergeschichte, so möchte ich meine Überlegungen zusammenfassen, stellen eine Radikalisierung des seit dem Historismus in die Geschichtswissenschaft eingeführten Vorgehens dar. Demnach ist es der minutiös analysierte kleine Teil, der über das Ganze Auskunft gibt. Mikro- und Geschlechtergeschichte bestimmen ihre Untersuchungseinheiten über Relationen und fügen sie zugleich in einer Erzählung zusammen. So erzeugen sie ein Ganzes über seine relational gedachten Teile. Nach diesem Ausflug in die Verhältnisbestimmung von Teil und Ganzem dürfte klar geworden sein, dass Mikro- und Makrogeschichte meiner Überzeugung nach keine Gegensätze, sondern vielmehr aufeinander verwiesen sind.

Seit einigen Jahren verfolgen innovative Studien explizit oder implizit einen solchen methodischen Ansatz, der mikrogeschichtliche Methodik mit globalen Fragestellungen verbindet. Dies gilt für Historiker/-innen, die wie Ulrike Freitag und Achim von Oppen mit dem Konzept der *translocality*²⁹ oder die wie Rebekka Habermas mit dem Konzept

einer „Mikrogeschichte des Globalen“³⁰ arbeiten, um so dem relational gedachten Lokalen zu seinem Recht zu verhelfen.

Entscheidend hierfür ist allerdings, dass Mikro- und Globalgeschichte nicht als zwei sich ausschließende Zugänge zur Geschichte gesehen werden, sondern dass stattdessen das Ineinandergreifen von Mikro- und Makroprozessen zum Dreh- und Angelpunkt der historischen Analyse gemacht wird. Dies gelingt der globalen Mikrogeschichte über die Analyse der Beziehungen, der Relationen und der Differenzen, die von der lokalen Ebene ausgehend zu globalen Relationen und Asymmetrien führen. Die globale Mikrogeschichte hat sich auf den Weg gemacht, zu einer umfassenden Geschichte der Relationen.

Anmerkungen

- 1 Im Unterschied zu dem hier entfalteten Verständnis einer globalen Mikrogeschichte versteht Tonio Andrade unter „global microhistory“ menschliche Dramen und Einzelschicksale, die globale Strukturen und Prozesse in neuem Licht erscheinen ließen. Es geht ihm also nicht um den Übergang von Mikro- zu Makrostudien, sondern um eine komplementäre Ergänzung, vgl. ders., *A Chinese Farmer, Two African Boys, and a Warlord. Towards a Global Microhistory*, in: *Journal of World History* 21 (2010) H. 4, 573–593.
- 2 Im Zentrum der Überlegungen sollte es meiner Einschätzung nach darum gehen, struktur- und akteurszentrierte Studien miteinander zu verbinden. Carlo Ginzburg thematisierte von Anfang an den Übergang von der Mikro- zur Makroebene, indem er sich ein relational gedachtes Akteursverständnis entfaltete (vgl. ders., *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), 169–192). Die gängige Kritik an Strukturgeschichte, sie sei „menschelos“, lässt sich nicht einfach auf Globalgeschichte übertragen. Manche Globalgeschichten stehen in der Tradition der Strukturgeschichte, andere nicht. Manche übernehmen deren Mängel (z.B. Hans-Heinrich Nolte, *Weltgeschichte. Imperien, Religionen und Systeme. 15.–19. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2005), andere nicht (z.B. Reinhardt Wendt, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Köln/Weimar/Wien 2007). Vor allem in wirtschaftshistorischen, aber auch in sozialgeschichtlichen Globalgeschichten sind strukturhistorisch orientierte Ansätze nach wie vor wünschenswert und unumgänglich (vgl. z.B. die konfliktive und auf die ganze Disziplin wirkende Debatte von Kenneth Pomeranz, *Peer Vries*, *Patrick O'Brien* und anderen um die „Great Divergence“: Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2001; *Patrick O'Brien*, *Langfristiges ökonomisches Wachstum in der Weltgeschichte. Ein Literaturüberblick*, in: Jürgen Osterhammel (Hg.), *Weltgeschichte. Basistexte*, Stuttgart 2008, 165–185; *Peer Vries*, *Zur politischen Ökonomie des Tees*, Köln/Weimar/Wien 2009). Problematisch sind Struktur- und Sozialgeschichte dann, wenn sie sich über die Grenzen ihrer Aussagekraft zu wenig Gedanken machen und Stereotype wiederholen, die einer mikrogeschichtlichen oder schlicht empirischen Überprüfung nicht standhalten würden (vgl. z.B. Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt am Main/New York 2011).
- 3 Einen profunden Überblick über die Geschichte der Mikrogeschichte seit den 1970er Jahren gibt Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2009. Dabei geht er treffsicher auf die unterschiedlichen Stereotype ein, die der Mikrogeschichte entgegengehalten werden. Dem Vorwurf des begrenzten Erkenntnisinteresses hält er überzeugend entgegen: „Mikrogeschichte ist Makrogeschichte“ (ebd., 34). Wesentliche Argumente wurden von Seiten der Mikrogeschichte von Anfang an in die Diskussion eingebracht: Vgl. Jürgen Schlumbohm, *Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Zur Eröffnung einer Debatte*, in: Ders. (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, 7–33. Die Debatte wird als eine der theoretischen Grundproblematiken der Geschichtswissenschaft nicht beendet werden können. Auch der vorliegende Beitrag behandelt nur einen Teilaspekt dieser Problematik.
- 4 Der Einfluss der Geschlechtergeschichte wird häufig vernachlässigt. Meist muss ein Hinweis auf Natalie Zemon Davis genügen, um zu zeigen, man habe auch diesen Ansatz im Blick, ohne allerdings ein geschlechtergeschichtliches Argument zu entfalten. Bezüglich der postkolonialen Studien hat Alf Lüdtke schon früh auf die Nähe zur Alltagsgeschichte hingewiesen, vgl. ders., *Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsge-*

- schichte?, in: Ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main/New York 1989, 9–47.
- 5 Die Nähe zur Netzwerkanalyse ist freilich unbestreitbar. Eine Geschichte der Relationen geht aber nicht darin auf. Vgl. für einen gelungenen Überblick über die vielfältigen Diskussionen um das „Leben in Netzen“: Simone Derix, *Vom Leben in Netzen. Neue geschichts- und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf soziale Beziehungen*, in: *Neue Politische Literatur* 56 (2011) H. 2, 185–206.
 - 6 Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 22.
 - 7 Zoltán Boldizsár Simon, *Method and Perspective*, in: *Journal of Microhistory* (2009), www.microhistory.org/journal2009.php (10.6.2012).
 - 8 Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Berlin 2007.
 - 9 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcoloniality and the Critique of History*, in: *Cultural Studies* 6 (1992), 337–357.
 - 10 Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the subaltern speak?*, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana 1988, 271–316.
 - 11 Einen aktuellen Überblick zu dieser Diskussion in unterschiedlichen Disziplinen gibt z.B. der Sammelband von Anna Amelina/Devrimsel D. Nergiz/Thomas Faist/Nina Glick Schiller (Hg.), *Beyond Methodological Nationalism. Research Methodologies for Cross-Border Studies*, New York 2012.
 - 12 Das bekannteste Beispiel ist das Werk von Francis Fukuyama, *The End of History and the Last Man*, Basingstoke 1992. Aber auch aktuellere Werke wie z.B. Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt am Main/New York 2011 stehen in der universalgeschichtlichen Tradition, die einen vorgegebenen Masterplan in der Geschichte zu erkennen glaubt.
 - 13 Einen guten Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung sowie die unterschiedlichen methodischen Ansätze in der transnationalen und Globalgeschichte geben Sebastian Conrad/Andreas Eckert, *Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt*, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main/New York 2007, 7–49. Bezüglich der Bedeutung der Relationalität, ebd., 32.
 - 14 Zur begrifflichen Schärfung der Verflechtungsgeschichte siehe die Studie von Ulrike Lindner, *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*, Frankfurt am Main/New York 2011, insbesondere 20–29.
 - 15 Interessanterweise fand die Auseinandersetzung mit divergierenden Raumkonzepten zunächst innerhalb der *area studies* wie z.B. der Afrikanistik statt, bevor sie auch Europahistoriker beeinflusste und schließlich zur Neukonzeption der *global studies* führte. Vgl. Felix Brahm, *Wissenschaft und Dekolonisation. Paradigmenwechsel und institutioneller Wandel in der akademischen Beschäftigung mit Afrika in Deutschland und Frankreich, 1930–1970*, Stuttgart 2010, 70–124.
 - 16 Lüdtker, *Alltagsgeschichte?*, 14.
 - 17 Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2010, 424.
 - 18 Die Zeitschrift *Postcolonial Studies* widmet der Rezeption von Chakrabartys *Provincializing Europe* 2011 eine Ausgabe, in der unterschiedliche Wissenschaftler, darunter die genannten, sich nochmals mit dem Werk auseinandersetzen. Die Ausgabe enthält auch eine Replik Chakrabartys, in der er seine Position in Abgrenzung zu Natalie Zemon Davis verdeutlicht und auf die vermittelnde Position des Historikers bzw. der Historikerin abhebt, vgl. ders., *The politics and possibility of historical knowledge. Continuing the conversation*, in: *Postcolonial Studies* 14 (2011) H. 2, 243–250.
 - 19 Angelika Epple, *Global- und Geschlechtergeschichte. Ein Beziehung mit großer Zukunft*, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 23 (2012) H. 2 (im Druck).
 - 20 Joan W. Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review* 5 (1986), 1053–1075.
 - 21 Leslie McCall, *The Complexity of Intersectionality*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (2005) H. 3, 1771–1800.
 - 22 Ayşe Çağlar/Nina Glick-Schiller/T.C. Guldbrandsen, *Jenseits der „ethnischen Gruppe“ als Objekt des Wissens. Lokalität, Globalität und Inkorporationsmuster von Migranten*, in: Helmut Berking (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, Frankfurt am Main/New York 2006, 105–144.
 - 23 Am oberen Ende dieser Stufenleiter der Arbeit stand freilich die nicht-körperliche Arbeit der akademisch gebildeten männlichen Lebensmittelchemiker. Vgl. hierzu ausführlicher: Angelika Epple, *Das Unterneh-*

- men Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung, Frankfurt am Main/New York 2010, 109–112, 171–173.
- 24 Ein Resümee dieser in den 1990ern international geführten Diskussion mit Vertreterinnen unterschiedlicher Positionen findet sich in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998. Mit größerem Abstand gibt Claudia Opitz einen gelungenen Überblick über den Verlauf und die Effekte dieser Debatte, vgl. dies., *Geschlechtergeschichte. Historische Einführungen*, Frankfurt am Main/New York 2010, 10–38. Claudia Kemper und Kirsten Heinsohn plädierten jüngst nach einer treffenden Zusammenfassung der Entstehungsgeschichte der Genderstudien für ein geschlechtergeschichtlich orientiertes Forschungsprogramm der Zeitgeschichte und verdeutlichen so den allgemeinen Anspruch der Geschlechtergeschichte, vgl. dies., *Geschlechtergeschichte*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, <http://docupedia.de/zg/Hauptseite> (18.8.2012).
 - 25 Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*, Berlin/New York 1996.
 - 26 Die Materialfülle besteht freilich nicht zu allen Zeiten und in allen Weltregionen. Insbesondere in nicht-schriftlichen Gesellschaften oder bei besonderen Fragestellungen steht oftmals zu Beginn der Auswahl der geeigneten Quellen deren mühsame Generierung.
 - 27 Angelika Epple, „Global“ und „Area History“. Plädoyer für eine weltgeschichtliche Perspektivierung des Lokalen, in: Birgit Schäbler (Hg.), *Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte*, Wien 2007, 90–116.
 - 28 Joan Kelly-Gardol, *Did Women Have a Renaissance?*, in: Renate Bridenthal/Claudia Koonz (Hg.), *Becoming Visible. Women in European History*, Boston 1977, 148–161.
 - 29 Ulrike Freitag/Achim von Oppen (Hg.), *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Leiden/Boston 2010.
 - 30 Rebekka Habermas, *Der Kolonialskandal Atakpame. Eine Mikrogeschichte des Globalen*, in: *Historische Anthropologie* 17 (2009), 295–319.

Das Lokale neu positionieren im *actor-network*-Raum – globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken¹

In Dörfern zu forschen, das hatte in den Anfängen einer mikrohistorisch inspirierten Historischen Anthropologie als ein „Kunstgriff“ gegolten, da dieses die Möglichkeit bot, einen thematischen Komplex in dichter Vernetzung zu rekonstruieren und zu kontextualisieren und daher große forschungspraktische Vorteile mit sich brachte.² Angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen durch die Globalgeschichte und Weltgeschichte – Bernd Hausberger spricht mit kritischem Unterton von einer „Renaissance der macrohistorischen Debatte und des großen Vergleichs“, von einer Tendenz zur „Simplifizierung und Generalisierung“³ – scheint es um so notwendiger, das Lokale neu zu positionieren. Überlegungen in dieser Richtung hat Hans Medick bereits vor zehn Jahren als Desiderat angeregt, als er schrieb: „Die Einsicht der neuen Globalisierungsdiskussion, daß die Vereinheitlichung und die gleichzeitige Fragmentierung und Lokalisierung der Welt zwei Seiten desselben Prozesses sind, bliebe in bezug auf die zukünftigen Wege der Historischen Anthropologie zu durchdenken und zu erforschen.“⁴

Vertreter/-innen der Mikrogeschichte und der Historischen Anthropologie sind in den 1970er und 1980er Jahren ausgezogen, um allzu lineare Paradigmen, vornehmlich jenes der Modernisierung, allzu schematische Modelle sozialer und kultureller Zuordnung in Schichten und Ethnien sowie funktionalistische Erklärungsweisen aufzubrechen, diese als Verkürzungen kenntlich zu machen, da sie weder die Wahrnehmung noch die Praxis historischer Akteure und Akteurinnen adäquat zu fassen vermochten. Sie insistierten darauf, dass solche Paradigmen und Modelle deshalb für eine Analyse und Beschreibung historischer Prozesse höchst ungeeignet seien.⁵ Der Weg zu dieser Erkenntnis führte über das genaue Hinsehen, über einen Beobachtungsmaßstab der Nähe, über dichte Quellenbestände zu Orten, Personen, Ereignissen, die den Eigensinn und Formen der Aneignung, Logiken und Sinnstiftungen jenseits vorformatierter Modelle und übergestülpter Schemata, das ‚Fremde‘ in der ‚eigenen‘ Geschichte in der akribischen Analyse sichtbar werden ließen. Mikrogeschichte und Historische Anthropologie hatten sich als neue Zugänge die Abkehr von allzu einfach gestrickten teleologischen Geschichtsbildern und Fortschrittstheoremen zum Ziel gesetzt und dies in Bilanzen als Erfolg für sich verbucht, sich zum Teil um diese Problemstellung herum überhaupt erst konstituiert. Gegenwärtig ist es um diese Ansprüche leise geworden. ‚Große‘ Narrative und Erklärungen sind im Gefolge der sich etablierenden Global- und Weltgeschichte wieder angesagt und gefragt. Die noch vor gar nicht so langer Zeit begründet demontierten Paradigmen und Modelle befinden sich wieder im

Aufwind, was auch innerhalb der Globalgeschichte kritisch gesehen wird.⁶ Das Lokale neu zu positionieren, bedeutet zum einen, nicht von einem „trägen Container“ auszugehen, sondern jede Lokalität als soziale und kulturelle Konstruktion zu fassen, die in einem beständigen Prozess von deren Bewohnern und Bewohnerinnen sowie durch institutionelle Praxis hergestellt wurde und wird.⁷ Zum anderen bringt es heuristisch nicht weiter, das Lokale dem Globalen gegenüberzustellen, das eine mit dem anderen zu kontrastieren,⁸ wie dies Historiker/-innen längst auch schon für das Mikro und Makro dargelegt haben.⁹ Vielmehr geht es darum, den sozialen Raum,¹⁰ der dazwischen liegt, in den Fokus zu rücken. Dazu bedarf es eines offenen Konzepts, wie es in den von Frederick Cooper vorgeschlagenen Begriffen angelegt ist. Er setzt der Globalgeschichte in seiner kritischen Auseinandersetzung „cross-territorial processes“ gegenüber – was, weiter gedacht, davon enthebt, Prozesse vorab als translokal, transregional, transnational etc. definieren zu müssen und damit auf eine Richtung und auf eine potenziell problematische Konturierung – vor allem wenn es um „national“ als Zuschreibung geht – zu fixieren, anstatt deren Gleichzeitigkeit zu konzeptualisieren. Er spricht daher von „spatial linkages“ und „spatial connection“, von den vielen Verbindungen zwischen unterschiedlichen sozialen Räumen.¹¹ Der Weg über das Lokale hinaus kann nämlich nicht – in den Worten Francesca Trivellatos – in Form hierarchisch angeordneter konzentrischer Kreise, die sich vom Kleinen zum Großen erweitern, gefasst werden.¹²

Vielmehr geht es – und hier bietet die *actor-network theory* von Bruno Latour auch für historisches Arbeiten gute Anknüpfungspunkte – um die Rekonstruktion der „kontinuierlichen Verbindungen [...] von einer lokalen Interaktion zu anderen Orten, Zeiten und Aktanten“,¹³ die daran anknüpfend ihrerseits Handlungen und Interaktionen setzen. Zentral dabei ist, den „Pfad“ sichtbar zu machen, der diese Orte, die jeweiligen „lokalen Stätten“, miteinander verbindet und entlang dessen durch „Mittler“ Prozesse der Übersetzung, der Transformation über eine „lange Kette von Akteuren“ stattfinden. Dies sei, so Latour, und dem wird man zustimmen können, „empirisch anstrengend“, dafür – das als Trost – seien theoretisch keine Hürden zu erwarten.¹⁴ Für Historiker/-innen stellt sich dabei zwar das Problem der vielfach fragmentarischen Quellenüberlieferung, aufgrund der sich die Verbindungen nicht immer lückenlos entdecken und rekonstruieren lassen werden, dennoch verspricht dieser Ansatz, soziale Praxis in historischen Lebenswelten in ihrer Vielfalt umfassender und in einer breiteren Mehrstimmigkeit überhaupt erst sichtbar werden zu lassen, um sie entlang möglichst vieler sich kreuzender und verknüpfender Fäden analysieren zu können.

Bei lokalen Stätten anzusetzen und die „kontinuierlichen Verbindungen“ zu anderen Räumen über „Medien“ oder „Transportmittel“ – in der historischen Forschung werden dies vornehmlich Dokumente sein – zu rekonstruieren, heißt sich auf Komplexität einzulassen, einfachen und generalisierenden Erklärungsangeboten nicht zu trauen, sondern soziale und kulturelle Praxis aus dem eigenen Quellenmaterial zu erarbeiten. Was bedeutet es, wenn französische Herrschaft in einigen ehemals Tiroler und Salzburger Orten Anfang des 19. Jahrhunderts Einzug hielt, Steuern vorschrieb und einnehmen ließ nach Jahren, die von Kriegen, von politischen und wirtschaftlichen Krisen geprägt waren, aus denen Frankreich – wenn auch nicht geschlossen – so doch als breit kultiviertes Feindbild hervorgegangen war?

„Illyrien, der Name klingt nach Operette und tatsächlich, was für einen scheckigen Staat hat man da bei dem letzten Gewaltfrieden zusammengeschnitten aus den Fetzen von Friaul, Kärnten, Dalmatien, Istrien und Triest! Ein Staat ohne einheitliche Ideen, ohne Sinn und Zweck mit einer winzigen kleinbäuerlichen Provinzstadt Ljubljana als Residenz, ein zwitterhaftes unlebendiges Un Ding, von betrunkenem Herrscherwillen und blinder Diplomatie erzeugt. Fouché findet dort nichts als schlecht gefüllte Kassen, ein paar Dutzend gelangweilter Beamter, sehr wenig Soldaten und eine mißtrauische Bevölkerung, die nur auf den Abmarsch der Franzosen wartet.“¹⁵

So charakterisierte Stefan Zweig in seinem Roman *Joseph Fouché* die mit Unterzeichnung eines Dekrets am 14. Oktober 1809 im Rahmen des Friedens von Schönbrunn von Napoleon geschaffenen Illyrischen Provinzen.¹⁶ Fouché war deren letzter Generalgouverneur. Er verließ Ljubljana am 15. August 1813.

Nicht ganz vier Jahre hatten die Illyrischen Provinzen demnach bestanden. Doch war deren baldiges Ende – wenn auch tatsächlich wohl vielfach erhofft – weder für die Bevölkerung noch für die Verwaltungsorgane absehbar. Deren Agieren gilt es daher im konkreten historischen Moment zu analysieren, ohne das politische Gebilde der Illyrischen Provinzen vorneweg nur aus der Perspektive eines Intermezzos mit baldigem Ende zu sehen, das heißt – nach einem von Giovanni Levi gezeichneten Bild – im Prozess des Recherchierens und Rekonstruierens nicht von dem bereits bekannten „Namen des Mörders“ her zu denken.¹⁷ Lohnend ist ein solches Unterfangen vor allem deshalb, weil sich in den Illyrischen Provinzen sehr deutlich zeigt, auf welche Weise sich Herrschaft zu territorialisieren suchte und sich auch im entferntest gelegenen Dorf Präsenz verschafft hat.¹⁸ Das Ziel war denkbar hoch gesteckt: ein straff nach französischem Vorbild organisiertes Verwaltungs- und Rechtssystem einzuführen, und zwar in einem Raum, in dem es weder nachbarliche Nähe noch eine sprachlich-kulturelle Affinität zu Frankreich gab. Eine fast koloniale Situation?

Wo ansetzen? Am besten in einem quellenmäßig gut dokumentierten, bislang kaum erforschten und für die Frage nach der Territorialisierung von Herrschaft geeigneten – also beispielsweise vom ‚Zentrum der Macht‘ möglichst weit entfernt gelegenen und vom regionalen Setting komplexen – Raum. Eine solche Ecke, die den Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen liefert, findet sich im Nordwesten der Illyrischen Provinzen. Stefan Zweigs geografische Umschreibung gilt es diesbezüglich etwas weiter zu differenzieren: Zum illyrischen „Fetzen“ von Kärnten gehörten seit dem Februar 1810 infolge des gescheiterten Aufstandes von 1809 und auf Grundlage des Pariser Traktats die im östlichen Tirol gelegenen Gerichte Lienz und Sillian¹⁹ sowie das ehemals salzburgische Iseltal und die Vikariate Hopfgarten und St. Veit in Deferegggen.²⁰ Diese Gebiete waren also nicht nur mit einer neuen Staatsmacht konfrontiert, sondern fanden sich durch die Zuordnung zu Kärnten auch regional in einem ganz neuen verwaltungspolitischen Kontext wieder. Noch dazu war das Gericht Sillian erst kurz zuvor, im Jahr 1808, aus den ehemaligen Gerichten Heinfels, dem Gericht Anras des ehemaligen Hochstifts Brixen und der freisingischen Hofmark Innichen gebildet worden. Das bedeutet, dass nicht nur die Illyrischen Provinzen als staatliches Gebilde bunt zusammengewürfelt waren, sondern auch Intendanten und Distrikte bis hin zu den Arrondissements. Das konnte nicht ohne Auswirkungen auf das innere Gefüge bleiben, was sich am deutlichsten in Zusammenhang mit der Steuerrepartition – der internen Aufteilung der Grundsteuer – zeigen sollte.

Beim Sichten der umfangreichen Korrespondenz erwies sich die mittlere, die Distrikt-ebene, als wesentlicher Knotenpunkt im Netzwerk der Beziehungen: Hier langten die Direktiven des Generalgouvernements in Ljubljana, vermittelt über die Intendanz in Villach ein. Hier wurden sie für die Durchführung operationalisiert und an die dafür zuständigen Amtsträger auf lokaler und überlokaler Ebene kommuniziert und delegiert. Hier trafen zugleich und am wenigsten gefiltert – denn jede Weiterleitung und das heißt, Kommentierung, Paraphrase oder Zusammenfassung verändert eine Nachricht – die Beschwerden aus den Gemeinden, den Mairien, ein. Steht also die Frage nach dem konkreten Wie von sozialen Prozessen im Zentrum des Interesses, empfiehlt es sich, von dieser Art Beziehungen, die unterschiedliche Lokalitäten miteinander verbinden, auszugehen.

Stefan Zweig schrieb von „schlecht gefüllte[n] Kassen“ – ein Indiz für staatliches Scheitern, für ‚falsche‘ Ausgabenpolitik oder die Folge von Steuernachlässen mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Gesamtsituation? Umgekehrt sind als zu hoch empfundene Steuern ein klassisches Gravamen in unterschiedlichsten Herrschaftskontexten – so auch in den Illyrischen Provinzen.²¹ Steuerwesen und Steuerpolitik zählen nicht gerade zu den bevorzugten historisch-anthropologischen Themen. Das hat damit zu tun, dass sie primär Staatsbildungsprozessen zugeordnet und vielfach von spezifischen territorialen Bedingungen und Kontexten abgekoppelt behandelt werden.²² Wenn jedoch der Fokus auf den konkreten Raum gerichtet ist, in dem Steuereinnahmer unterwegs waren und ihres Amtes walteten, die Festsetzung von Steuern zur Debatte stand und Steuerkommissionen tagten, bieten sie einen vorzüglichen Zugriff darauf, wie ein Territorium über eine „Kette von Akteuren“ und Verbindungen in Form von Aufträgen und Modi von deren Umsetzung hergestellt wird. Sie machen sichtbar, welche Interessenpolitiken verfolgt werden, welche Dynamiken und Machtkonfigurationen sich damit verbinden, die den Beziehungsgefügen im sozialen Raum unterlegt sind.

Allgemein gesehen, attestieren einschlägige historiographische Studien dem französischen Gouvernement ein zügiges Vorgehen.²³ Noch Ende des Jahres 1809 – mit Dekret vom 25. Dezember – machten sich die neuen Machthaber daran, die Verwaltung nach dem französischen Vorbild der Departments provisorisch zu organisieren.²⁴ Das Territorium wurde in so genannte Intendanzen bzw. Provinzen eingeteilt. Das Dekret vom 15. April 1811 „sur l’organisation de l’Illyrie“, das praktisch einer „Verfassung“ gleichkam, legte in insgesamt 271 Artikeln definitiv die Neuordnung in Form einer analog zu Frankreich zentral und straff durchstrukturierten Verwaltung fest.²⁵ Dieses Dekret enthielt auch Vorgaben für eine neue Gerichtsorganisation, die mit Januar 1812 in Kraft trat, zeitgleich mit dem subsidiären Code civil.²⁶ Die Einschätzungen bezüglich der Wirkmacht dieser Reorganisation gehen auseinander. Vor allem ältere historiographische Bilanzen erachten sie als wenig erfolgreich,²⁷ abgesehen von seltenen und wenig rezipierten Ausnahmen, die ein anderes Bild zeichnen.²⁸ Neuerdings wird auch attestiert, dass die geschaffenen französischen Strukturen von den Zeitgenossen als „ziemlich effektiv und funktionsfähig“ wahrgenommen worden seien.²⁹ An Forschungen zur konkreten Praxis von Verwaltung und Recht aus Sicht der Distrikte, Arrondissements und Mairien fehlt es jedoch weitgehend; der Schwerpunkt lag bislang auf der ‚äußeren‘ Geschichte der Illyrischen Provinzen, auf den politischen Strukturen und Abläufen.³⁰ Hier ist nicht der Ort für eine detaillierte empirische Analyse. Doch seien abschließend zumindest einige Fäden und Verbindungen des

steuerpolitischen *actor-network* aufgegriffen, die den Ausgangspunkt für die skizzierten Problemhorizonte und Perspektiven geliefert haben.

Steuerbelange waren Teil einer ständigen Adressierung durch und Einbeziehung in die staatliche Verwaltung, die sich unentwegt mit neuen Aufgaben und Anforderungen präsent hielt. Unzählige Erhebungen waren durchzuführen und Tabellen auszufüllen, aufwändige Gemeindebudgets zu erstellen. Für alles gab es vorgesehene Fristen und Abgabetermine; der Rhythmus des in Trimester eingeteilten Jahres trieb die Amtsträger – bis in die kommunalen und ehrenamtlichen Bereiche hinein – vor sich her. Deren Überforderung war trotz beziehungsweise gerade wegen des vielfach dokumentierten Dienstefers und des Bemühens, die Aufgaben möglichst ordnungsgemäß zu erfüllen, an der Tagesordnung.

Einen Brennpunkt bildete die Grundsteuer; die dahinter stehende Organisationsstruktur war verzweigt. Die vom zuständigen Perzepteur an die Mairien übersandten Rollen zur Grund- sowie zur Personal- und Gewerbesteuer wurden auf den Kirchplätzen oder von der Kanzel verlesen und den Steuerpflichtigen übermittelt – zusammen mit der Information, dass sie binnen einer bestimmten Frist um Steuerermäßigung ansuchen konnten. Wiewohl offiziell vorgesehen, war das Weiterleiten entsprechender Suppliken von einer Rechtfertigungsrhetorik und einem Werben um Einsicht und Einhelligkeit begleitet. Beim Maire von Windischmatrei – dem heutigen Matrei in Osttirol – hatten 81 Steuerpflichtige im Jahr 1812 eine Bittschrift eingereicht, die dieser an den Intendanten in Villach mit einem Begleitschreiben schickte: Der Herr Intendant sei doch selbst davon überzeugt,

„wie unmöglich es den Unterthanen seye, beym gänzlichen Verboth der Viehausfuhr, seines einzigen Activhandelartikels, nach Einführung der Stempl- und Registrirungstaxen nebst der Fortdauer der Leudemien und anderer Gebühren, dem so hohen Preiße des Salzes und Tabacaufschlages, Vervielfältigung der Gemeinde- und anderer Auslagen auch noch die Grund-, Personal und Gewerbesteuer, welche mit dem Erträgniße des Bodens, der Dürftigkeit aller Einwohner, und der gänzlichen Vakanz aller Geschäfte in keinem Verhältniße stehet, an die Staatskaßen abzuführen.“³¹

Manch anderer Maire und Syndikus berichtete über Zahlungsunfähigkeit wegen Geldmangels.³²

Da die Erhebung der Grundlagen zur Bemessung der Grundsteuer sehr aufwändig war, legte die illyrische Finanzverwaltung der Steuerrepartition zunächst den Josephinischen Kataster von 1785 zu Grunde. In der ersten Steuervorschreibung gewährte sie den „Baillages de Lienz et de Sillian“ gegenüber dem „Cercle de Villach“ einen Nachlass unter anderem in Rücksicht auf die großen Verluste im Zuge der Kriegseignisse des Jahres 1809.³³ 40.000 Francs mussten die Gerichte Lienz und Sillian entrichten. Die für 1811 veranschlagte Summe belief sich dann auf stolze 123.000 Francs.³⁴ Doch nicht der Kontributions-Direktor Bella in Ljubljana hat die „schröcklich“ erhöhte Summe des Tiroler Steueranteils errechnet und vorgeschrieben, sondern eine hauptsächlich aus Kärntnern zusammengesetzte Kommission in Villach. Diese hatte die Tiroler Delegierten über die konkreten Zahlen bis zum Schluss im Unklaren gelassen und nur mit Prozenten operiert. Zugleich habe der der Kommission vorsitzende Intendant – wie der in dieser Sache hauptsächlich engagierte Lienzener Steuer *Receveur* und *Controleur* der direkten Steuern Hueber nicht ohne Sarkasmus berichtete – versichert, „daß die Grundsteuer zwischen Kärnten und Tirol nach

einer je möglichen Gleichheit vertheilet werden müßte, weil die Unterthanen von Kärnten und Tirol nun *alle gleiche Brüder wären*.³⁵ Die darauf folgenden umtriebigen und weite Kreise ziehenden Bemühungen von Tiroler Seite, diese auch von oberster Stelle als solche anerkannte „Steuerungsgerechtigkeit“ – unter anderem durch Einrichtung einer „Gleichstellungs-Commission“ – zu beheben, scheiterten. Der Bericht des Tiroler Deputierten Johann Franz Röck über das vernichtende Ergebnis der im Januar 1812 in Villach einberufenen „Central Steuer Commission“ liest sich wie ein Lehrstück der Durchsetzung machtpolitischer Interessen unter Instrumentalisierung demokratischer Mittel.³⁶ – Ein Netzwerk von Akteuren, Dokumenten und Interessen im sozialen Raum beginnt sich abzuzeichnen.

Aus dieser Perspektive tut sich auch kein „Abgrund“ mehr auf „zwischen dem Globaleren und dem Lokaleren“,³⁷ denn man verfügt über einen Zugriff, der Räume miteinander in Beziehung setzt, und zwar Seite an Seite, der also nicht ein vordefiniertes ‚Oben‘ in Relation zu einem vordefinierten ‚Unten‘ hierarchisch, als unhinterfragte Topographie der Relevanz anordnet, die in der Zuschreibung als Makro und Mikro eine Entsprechung hat. Einmal noch Bruno Latour: „Was zählt, ist die Möglichkeit des Untersuchers, diese Art von ‚netzwerkförmiger‘ Gestalt wo immer möglich zu registrieren, anstatt die Daten in zwei Haufen zu zerschneiden: einen lokalen und einen globalen. Eine Akteur-Netzwerk-Geschichte zu erzählen, heißt, imstande zu sein, diese vielen Verbindungen einzufangen, ohne sie von Anfang an durch eine a priori Entscheidung darüber durcheinanderzubringen, was die ‚wirkliche Größe‘ einer Interaktion oder eines sozialen Aggregats sei.“³⁸ Das Makro beschreibt – in diesem Sinne konsequent zu Ende gedacht – „nicht länger eine umfassendere oder ausgedehntere Stätte [...], sondern einen anderen, gleichfalls lokalen, gleichfalls Mikro-Ort, der mit vielen anderen durch irgendein Medium verbunden ist“.³⁹ Größenordnung ist Latours Konzept nach etwas, „das die Akteure durch den Transport bestimmter Spuren in bestimmten Transportmitteln leisten, indem sie sich gegenseitig *skalieren, verräumlichen und kontextualisieren*“.⁴⁰ Analog zur Einebnung von ‚Makro‘ und ‚Mikro‘ löst sich damit auch das Globale in seine Bestandteile auf.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag ist zuerst in dem von Beate Binder und Michaela Fenske konzipierten und organisierten Forum „Historische Anthropologie“ online erschienen in: H-Soz-u-Kult, 21.06.2012, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1810&type=diskussionen> (10.10.2012).
- 2 Mit diesem Begriff charakterisierte Giovanni Levi in seinem Editorial zu dem 1981 erschienenen Themenheft Villaggi: Studi di antropologia storica – Dörfer: historisch-anthropologische Studien – in: Quaderni Storici 16 (1981), 7–10, hier 9, das Arbeiten in Dörfern. Unter den zahlreichen historisch-anthropologischen Mikrostudien zum deutschsprachigen Raum sei hier nur auf eine verwiesen, die die Frage von Herrschaftsumsetzung in den Fokus gestellt hat: Michaela Hohkamp, Herrschaft in der Herrschaft. Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737–1780, Göttingen 1998.
- 3 Bernd Hausberger, Globalgeschichte als Lebensgeschichte, in: ders. (Hg.), Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen, Wien 2006, 9–27, hier 9.
- 4 Vgl. dazu Hans Medick, Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie, in: Historische Anthropologie 9 (2001), H. 1, 78–92, hier 91. Vgl. auch die um Anknüpfungspunkte herum zentrierte Auseinandersetzung von Reinhard Blänkner, Historische Kulturwissenschaften im Zeichen der Globalisierung, in: Historische Anthropologie 16 (2008), H. 3, 341–372. Natalie Zemon Davis hat auf ihre Weise einen Brückenschlag unternommen, und zwar ausgehend von der Frage „Can the historian hold onto the subjects of ‚decentered‘ social and cultural history,

- often local and full of concrete detail, and still address the perspectives of global history?“, die sie über das „local storytelling“ in einem erweiterten geographischen und kulturellen Raum und über „cultural crossing“ als globales Programm bejaht. Natalie Zemon Davis, *Decentering History: Local Stories and Cultural Crossings in a Global World*, in: *History and Theory* 50 (2011), H. 2, 188–202 [dt. in: *Historische Anthropologie* 19 (2011), H. 1, 144–154].
- 5 Vgl. dazu auch Francesca Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History?*, in: *California Italian Studies* 2 (2011) H. 1, <http://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq> (20.04.2012), [o. P., 10]; Frederick Cooper, *What is the Concept of Globalisation Good For? An African Historian's Perspective*, in: *African Affairs* 100 (2001), 189–213, hier 211 f. [dt. in: Sebastian Conrad u. a. (Hg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main 2007, 131–161]. Er vergleicht die Verkürzungen und Effekte der Modernisierungstheorie mit dem, was nunmehr unter dem Label Globalisierung suggeriert wird, in Bezug auf umfassende Prozesse. Ebd., 196 f., 212.
 - 6 Vgl. dazu die Kritik aus mikrohistorischer Sicht von Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory*; aus afrikahistorischer Sicht von Cooper, *What is the Concept of Globalization: Aus einer kritischen Position gegenüber der Globalgeschichte heraus geht es ihm vor allem um die Frage, wie man über Afrikanische Geschichte denken kann*, „in ways that emphasize spatial connections but do not assume the ‚global‘“; aus globalgeschichtlicher Sicht von Hausberger, *Globalgeschichte*, 9–11, der für eine quellennahe Globalgeschichte plädiert und zum Schluss kommt: „Microhistorische Methoden und Globalgeschichte stehen sich damit näher, als man geglaubt hätte.“ Ebd., 10.
 - 7 Vgl. dazu die Arbeiten von Angelo Torre, insbesondere sein zuletzt erschienenes Buch *Luoghi. La produzione di località in età moderna e contemporanea*, Roma 2011.
 - 8 Vgl. dazu auch Cooper, *What is the Concept of Globalization*, 192.
 - 9 Vgl. dazu den Abschnitt „Mikro- versus Makroperspektive und ‚les jeux d'échelles‘“ von Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, 110–118.
 - 10 Das Konzept des sozialen Raums ist angelehnt an die mit dem Fokus auf Kommunikation entworfene Theorie von Rudolf Schlögl, allerdings explizit um Beziehungen und Interaktionen erweitert gedacht. Rudolf Schlögl, *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), H. 2, 155–224.
 - 11 Cooper, *What is the Concept of Globalization*. So hat Rebekka Habermas unlängst aufgezeigt, auf welche Weise Kolonialskandale zur Durchsetzung innenpolitischer Ziele im Deutschen Kaiserreich dienlich sein konnten. Rebekka Habermas, *Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen*, in: *Historische Anthropologie* 17 (2009), H. 3, 297–319.
 - 12 Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory*, [o.P., 15].
 - 13 Der Begriff Aktanten bringt die von Objekten ausgehende Wirkmacht ins Spiel und bezeichnet das Zusammenwirken von menschlichen Akteuren und Akteurinnen sowie Dingen in Netzwerken an Handlungszusammenhängen.
 - 14 Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2010, 299.
 - 15 Stefan Zweig, Joseph Fouché. *Bildnis eines politischen Menschen*, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1982 [orig. 1929], 212. Das von Zweig gezeichnete Bild dieses Territoriums findet sich auch in historiographischen Einschätzungen wieder: Reinhard Stauber nennt es einen „Kunststaat“, Sergij Vilfan ein „Konglomerat vollkommen verschiedener Traditionen und entsprechend disparater Kulturregionen“, Frank J. Bundy und Alexander Grab sprechen von einer „artificial creation“. Reinhard Stauber, *Politische und soziale Integration in „Illyrien“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Marco Bellabarba u. a. (Hg.), *Eliten in Tirol zwischen Ancien Régime und Vormärz/Le élite in Tirol tra Antico Regime e Vormärz. Akten der internationalen Tagung vom 15. bis 18. Oktober 2008 an der Freien Universität Bozen, Innsbruck u. a.* 2010, 61–82, hier 62; Sergij Vilfan, *Von den französischen Illyrischen Provinzen zum österreichischen Königreich Illyrien*, in: Christof Dipper u. a. (Hg.), *Napoleonische Herrschaft in Deutschland und Italien – Verwaltung und Justiz*, Berlin 1995, 93–118, hier 96; Frank J. Bundy, *The Administration of the Illyrian Provinces of the French Empire 1809–1813*, New York/London 1987, 3, 35; Alexander Grab, *Napoleon and the Transformation of Europe*, Basingstoke/New York 2003, 188.
 - 16 Napoleon hatte im Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram gesiegt, worauf ein Waffenstillstand gefolgt war. Für einen Überblick über die Ereignisse jener Jahre vgl. Michael Erbe, *Revolutionäre Erschütterung und erneuertes Gleichgewicht. Internationale Beziehungen 1785–1830*, Paderborn u. a. 2004, 317–342; Owen Connelly, *The Wars of the French Revolution and Napoleon, 1792–1815*, London/New York 2006.

- 17 Givoanni Levi, Un problema di scala, in: Sergio Bologna (Hg.), Dieci interventi sulla storia sociale, Torino 1981, 75–82, hier 76.
- 18 Dies darzustellen, ist Aufgabe eines Beitrages, der im Kontext des Buchprojekts „Verwaltungseliten in Tirol/Vorarlberg und Österreich. Umbau der politischen Ordnung mithilfe der Verwaltung 1780–1835“, herausgegeben von Brigitte Mazohl, Marco Bellabarba, Michael Kasper und Ellinor Forster, derzeit in Vorbereitung ist.
- 19 Die Festlegung der Grenzen der Aufteilung Tirols auf Bayern, das Königreich Italien und die Illyrischen Provinzen erfolgte im Juni desselben Jahres. Vgl. Georg Mühlberger, Absolutismus und Freiheitskämpfe (1665–1814), in: Josef Fontana u. a., Geschichte des Landes Tirol, Bd. 2: Die Zeit von 1490 bis 1848, 2. Aufl., Bozen 1998, 290–579, hier 537; Ferdinand Hirn, Geschichte Tirols von 1809–1814. Mit einem Ausblick auf die Organisation des Landes und den großen Verfassungskampf, Innsbruck 1913, 85, 313; Reinhard Stauber, Der Zentralstaat an seinen Grenzen. Administrative Integration, Herrschaftswechsel und politische Kultur im südlichen Alpenraum 1750–1820, Göttingen 2001, 367, 374.
- 20 Vgl. Christine Tropper, Geschichte der französischen Verwaltung in Österreich, in: Josip Kolanivić/Janez Šumrada (Hg.), Napoléon et son Administration en Adriatique orientale et dans les Alpes de l’Est 1806–1814. Guide des sources, Zagreb 2005, 627–631.
- 21 Vgl. Grab, Napoleon, 191 f.
- 22 Vgl. zu dieser Kritik Matt Vester, Regionalism and Fiscal Policy in the Southern Savoyard Lands, 1550–1580, in: Quaderni storici 139 (2012), H. 1, 191–220. Dies ist ein Heft zum Themenschwerpunkt Institutionen, in dem es genau darum geht, wie über Institutionen – Gerichtszuständigkeiten, Rechtsprechung, Steuern etc. – Räume hergestellt werden. Bei institutionellen Mechanismen anzusetzen, dafür plädiert auch Cooper, What is the Concept of Globalization, 195, und er schließt: Die Metapher „global“ sei kein geeigneter Weg, um damit zu beginnen.
- 23 Grundlegend dazu Bundy, The Administration, 6–81.
- 24 Vgl. dazu August Dimitz, Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturentwicklung, Bd. 4: Vom Regierungsantritt Leopold I. (1657) bis auf das Ende der französischen Herrschaft in Illyrien (1813), Laibach 1876, 304 f.
- 25 Vgl. dazu Janez Šumrada, Statut juridique et organisation administrative des Provinces illyriennes, in: Kolanivić/Šumrada, Napoléon et son Administration, 21–41, 34–38. Erschienen ist das Dekret im Bulletin des lois, Nr. 369 bis, veröffentlicht wurde es auch im Moniteur vom 12. Mai 1811 und in der Klagenfurter Zeitung vom 26. Mai 1811.
- 26 Vgl. Vilfan, Von den französischen Illyrischen Provinzen, 100–102.
- 27 Als Ursachen dafür werden die Heterogenität des Gebiets und die kurze Dauer der Illyrischen Provinzen angesehen, vor allem aber auch die Umstände, dass lokale sozio-kulturelle Kontexte nicht berücksichtigt worden seien, dass es insgesamt zu wenig qualifiziertes Personal gegeben habe, dass lokale Funktionsträger nicht Französisch gekonnt hätten und ähnliches mehr.
- 28 Elfriede Holeczek, Die Verfassung und Verwaltung Oberkärntens im Vormärz (1809–1848), unveröffentlichte phil. Diss., Universität Wien 1966, 2: „Bei der Wiedereinführung der österreichischen Verwaltung konnte sich die Regierung den von den Franzosen in Illyrien eingeführten fortschrittlichen Neuerungen nicht verschließen und so ergab es sich, daß die verhältnismäßig kurze Zugehörigkeit Oberkärntens zu französisch Illyrien ihre Spuren auf lange Zeit im Lande hinterlassen und der nachfolgenden österreichischen Verwaltung eine besondere Prägung gegeben hat.“
- 29 Dieter Neumann, Der Villacher Kreis in französisch-illyrischer Zeit, in: Claudia Fräss-Ehrfeld (Hg.), Napoleon und seine Zeit. Kärnten – Innerösterreich – Illyrien, Klagenfurt 2009, 199–208, hier 205.
- 30 Dies konstatierte bereits Bundy in seiner 1987 erschienenen Dissertation (Bundy, The Administration, 6 f.), ein Befund, der nach wie vor gilt. Vgl. auch Šumrada, Statut juridique, 26.
- 31 Einreichung von Suppliken durch den Maire von Windischmatrei am 22. Juli 1812, Tiroler Landesarchiv (TLA) Innsbruck, Landgericht (LG) Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Nr. 306.
- 32 Zeigten die jeweils übergeordneten Stellen in den meisten Fällen angesichts von Versäumnissen und Verzögerungen in der Regel Verständnis und war der Tenor der Kommunikation durchwegs freundlich, so gab es im Verschuldungsfall, wenn es zur Exekution kam, keinerlei Pardon. Zu der sich oft über einen längeren Zeitraum hinziehenden Zwangsvollstreckung wurde ein „Executions Mann“, ein *Garnisaire*, auf Kosten der ohnehin ökonomisch ruinierten Schuldner in deren Haus geschickt – Taggeld sowie die Unterbringung mitsamt Pferd beim lokalen Wirt waren zu bezahlen – und alles, was sich verkaufen ließ, zur Schuldentilgung verkauft.

- 33 Schreiben vom 18. September 1810 bezüglich der Steuerrepartition, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.
- 34 Schreiben vom *Domaenen Receveur* Hueber vom 16. Okt. 1811 an den Direktor der direkten Steuern Bella in Ljubljana, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.
- 35 Schreiben des *Steuer Receveur* Hueber vom 16. Jan. 1812 mit einem „rapport“ über die Sitzung vom 12. Juni 1811 in Villach zum Ablauf des „vorgegangenen Steuer repartitions Geschäftes“, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“, Hervorhebung im Original unterstrichen.
- 36 Abschrift der Relation des Deputierten Johann Franz Röck „über das mir übertragene Geschäft“ vom 9. Jan. 1812, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.
- 37 Latour, Eine neue Soziologie, 300.
- 38 Latour, Eine neue Soziologie, 307.
- 39 Latour, Eine neue Soziologie, 304.
- 40 Latour, Eine neue Soziologie, 317.

Vom Behälter zum Netzwerk?

Raum in mikrohistorischer Perspektive

„[...] the apparently minutest action of, say, somebody going to buy a loaf of bread, actually encompasses the far wider system of the whole world's grain markets.“⁴¹

I.

Wenn der Brotlaib, den wir vor Ort kaufen, mit dem Weltagrarsystem zusammenhängt, wie Giovanni Levi argumentiert, dann kommt der Raum ins Spiel. Das scheint selbstverständlich, ist es aber nicht angesichts der bis vor kurzem privilegierten Stellung der Zeit gegenüber dem Raum im historiographischen Kategoriengefüge. Gegen die „Raumvergessenheit“ der Sozial- und Kulturwissenschaften richtet sich seit der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert ein *spatial turn*², der – in auffälliger Gleichzeitigkeit mit dem proklamierten „Ende der Geschichte“³ – die „Wiederkehr des Raumes“⁴ ausruft. Ein erstes Signal in diese Richtung hatte Michel Foucault bereits Ende der 1960er Jahre gesetzt: „Die große Obsession des 19. Jahrhunderts war bekanntlich die Geschichte [...]. Unsere Zeit ließe sich dagegen eher als Zeitalter des Raumes begreifen.“⁵ Dies zählt mittlerweile zu den Standarddiagnosen gegenwärtiger Gesellschaft:

„Die Dominanz des Raums in vormodernen Gesellschaften scheint der Dominanz der Zeit in modernen Gesellschaften gewichen zu sein. In der Postmoderne nun deutet vieles darauf hin, dass wir es mit einer erneuten Dominanz des Raumes zu tun bekommen.“⁶

Das Ende der verfestigten Bipolarität zwischen „Ost“ und „West“, der transkontinental operierende, religiös-fundamentalistisch legitimierte Terrorismus („9/11“) sowie der informations- und transporttechnologische Globalisierungsschub haben Jahrzehnte danach den Raum als Denkkategorie (wieder) ins öffentliche Bewusstsein gerückt, so scheint es.⁷ Bezeichnenderweise tauchte der Begriff *spatial turn* erstmals 1989, im Jahr des „Mauerfalls“, in Edward W. Sojas *Postmodern Geographies* auf.⁸

Die Rede von der „Wiederkehr des Raumes“ verweist auf die Vorherrschaft des historiographischen Raumdenkens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem im Rahmen der „Volksgeschichten“ im Europa der Zwischenkriegszeit.⁹ Der Raum bestimme die Lebensbedingungen des „Volkes“, so die Annahme; daraus ergab sich der territorial geschlossene „Lebensraum“ als organische Einheit – eine Vorstellung, die im Nationalsozialismus auch zur Legitimation „geopolitischer“ Expansionsvisionen diente.¹⁰ Nahe liegender Weise

vollzog gerade die deutschsprachige Historiographie ihre Identitätsbildung als „moderne“ Geschichtswissenschaft in Differenz zum nach 1945 sowohl wissenschaftlich als auch politisch-moralisch als „anti-modern“ diskreditierten Raumdeterminismus. Anstelle des Raumes erschienen im Zuge von sozial- und kulturwissenschaftlichen Wenden zunächst die Gesellschaft („Historische Sozialwissenschaft“), danach die Kultur („Historische Kulturwissenschaft“) als historische Haupttriebkraft.¹¹ Pointiert gesagt, der Ausbruch der Geschichtswissenschaft aus der biologistischen Raumfalle gelang mittels der Soziologismus- und Kulturalismus-Krücke – die sich jedoch ihrerseits in Fallstricken verfangen. So gesehen ermöglichte erst die vielgescholtene soziologistische und kulturalistische „Raumvergessenheit“ in Abkehr vom vor 1945 vorherrschenden Raumdeterminismus die sozial- und kulturwissenschaftliche (Neu-)Aneignung des Raumes im Zuge des *spatial turn* nach 1989.

Wenn nun unter „postmodernen“ Vorzeichen von der „Wiederkehr des Raumes“ die Rede ist, scheint jedoch Vorsicht geboten – dies umso mehr, als der Historiker Karl Schlögel, wirkmächtiger Wortführer des *spatial turn*, mit dem Geographen Friedrich Ratzel einen Vertreter eines „völkisch“ unterlegten „Lebensraum“-Begriffs¹² und damit Wegbereiter „geopolitischer“ Expansionspläne im „Dritten Reich“¹³ als Gewährsmann für sein vieldiskutiertes Buch *Im Raume lesen wir die Zeit* wählt. Freilich geht es dem Autor nicht um die Wiedereinsetzung des „altgeographischen Paradigmas“¹⁴, sondern um die Neulektüre sozial- und kulturwissenschaftlicher Klassiker, so auch von Walter Benjamins *Passagenwerk*, für eine raumsensible Geschichtswissenschaft.¹⁵ Der wiederkehrende Raum ist ein anderer als der zuvor vergessene.

II.

Der *spatial turn* lässt sich in zumindest zwei Komponenten zerlegen: erstens die Abkehr vom physisch-räumlichen Determinismus, zweitens die Abkehr vom absolut(istisch)en Raumverständnis. Wenn der (physische) Raum in den Sozial- und Kulturwissenschaften wiederkehrt, dann in veränderter Weise: nicht mehr als Explanans von Gesellschaft und Kultur, sondern als deren Explanandum, deren „Produkt“. In radikaler Weise hat Henri Lefebvre bereits in den 1970er Jahren in *La production de l'espace* die Gesellschafts- und Kulturbestimmtheit des Raumes dargelegt; Breitenwirkung entfaltete sein Buch jedoch erst nach der Übersetzung ins Englische. Er unterscheidet drei Dimensionen des gesellschaftlich produzierten Raumes: den wahrgenommenen Raum (*espace perçu*) als Produkt der materiellen Praktiken im Naturraum; den vorgestellten Raum (*espace conçu*) als Produkt der symbolischen Praktiken von Kartographen, Architekten, Raumplanern und so fort; und den gelebten Raum (*espace vécu*) als Produkt der sozialen Praktiken der darin tätigen Akteure.¹⁶ Während Lefebvre diese Raumdimensionen als gleichgewichtig betrachtet, privilegiert Soja in seiner davon abgeleiteten Dreierheit von *Firstspace* (d.h. *espace perçu*), *Secondspace* (d.h. *espace conçu*) und *Thirdspace* (d.h. *espace vécu*) letzteren als dialektische Verbindung der beiden ersteren.¹⁷ Die Vertreter/-innen des *spatial turn* teilen bei allen Unterschieden die Auffassung, dass der (physische) Raum erst in der sozialen und kulturellen Praxis, im menschlichen Denken, Sprechen und Handeln, geformt wird; in diesem Sinn spricht Pierre Bourdieu vom „angeeigneten physischen Raum“:

„Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen. Daraus folgt, daß alle Unterscheidungen in Bezug auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum (oder, was auf dasselbe hinausläuft, im angeeigneten physischen Raum) [...]“¹⁸

Freilich tendieren sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze der „Raumproduktion“ dazu, die Wirkmächtigkeit von (physischen) Räumen zu unterschätzen – was angesichts des raumdeterministischen Erbes nicht weiter verwunderlich ist. Eine raumsensible Geschichtswissenschaft ist somit gefordert, den (physischen) Raum als soziales und kulturelles „Produkt“ zu erkennen, ohne dessen (Rück-)Wirkungen auf Gesellschaft und Kultur zu verkennen.¹⁹ Sie steht vor einer Gratwanderung zwischen den Abgründen des Raumdeterminismus und Raumvoluntarismus.

Neben der Abkehr vom physisch-räumlichen Determinismus wendet sich der *spatial turn* auch vom absolut(istisch)en Raumverständnis ab. Die „Raumvergessenheit“ der Geschichtswissenschaft vor dem *spatial turn* hat die Historiker/-innen nicht daran gehindert, Raumbegriffe – allerdings mehr implizit als explizit – zu verwenden. Dies äußert sich einerseits in historiographischen Raummetaphern – „Kleinheit“ und „Größe“ von Personen, „Fort-“ und „Rückschrittlichkeit“ von Bewegungen, „Aufstieg“ und „Fall“ von Reichen und so fort –, andererseits in der Auffächerung der Geschichtsschreibung nach klar begrenzten Raumausschnitten unterschiedlicher Größe: Orts-/Lokal-, Landes-/Regional-, Staats-/National- und Welt-/Globalgeschichte.²⁰ Eine verbreitete Vorstellung dieser territorialen Auffächerung begreift den Raum als Abfolge konzentrischer Kreise, die vom Lokalen über das Regionale und Nationale bis zum Globalen reichen. Eine nicht minder verbreitete Vorstellung unterscheidet hierarchisch übereinander geschichtete Ebenen, von der lokalen bis zur globalen.

Beide Spielarten von Raumvorstellungen bergen dasselbe Problem: Das Ausschneiden von Teilräumen – und damit das Ziehen klarer Grenzen – modelliert Räume als Behälter. Dieses absolute Raumverständnis ist durch die Kritik transnationaler Ansätze²¹ am „methodologischen Nationalismus“ erschüttert worden:

„Lange Zeit unterstellte die Gesellschaftstheorie als ihre Untersuchungseinheit den Nationalstaat; die Begriffe ‚Gesellschaft‘ und ‚Kultur‘ bezogen sich unreflektiert auf das, was man als abgegrenzte, unabhängige und relativ homogene Einheiten wahrnahm, die sich durch nationale Grenzen, Institutionen und Gesetze konstituierten. Dementsprechend ging das theoretische Nachdenken von der unhinterfragten Annahme aus, dass sich Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur nahtlos ineinander fügen.“²²

Dieselbe Kritik ließe sich auch an den anderweitig modellierten Behälterräumen anbringen: am ‚methodologischen Lokalismus‘ der Lokalgeschichte, der die Landgemeinde oder (Klein-)Stadt zur Untersuchungseinheit erhebt;²³ am ‚methodologischen Regionalismus‘ der Landes- und Regionalgeschichte, der das politisch-administrativ verfasste Land und die sozio-ökonomisch oder kulturlandschaftlich einheitliche Region ins Zentrum rückt;²⁴ oder am ‚methodologischen Globalismus‘ der Universalgeschichte, der den ganzen Erdball

flächendeckend zu erfassen sucht.²⁵ Trotz aller Unterschiede ist das Problem stets dasselbe: Ein klar begrenztes Territorium wird ungeprüft als Beobachtungseinheit vorausgesetzt – ein *methodologischer Territorialismus* sozusagen. Was den methodologischen Territorialismus zum Problem macht, sind die damit verbundenen ‚Kosten‘: der erhebliche theoretische und empirische Aufwand für das (Wieder-)Verbinden der zuvor voneinander abgetrennten Behälterräume, sowohl horizontal (im selben ‚Kreis‘ oder auf derselben ‚Ebene‘), als auch vertikal (zwischen unterschiedlichen ‚Kreisen‘ oder ‚Ebenen‘). Zur Lösung lassen sich unterschiedliche Ansätze denken: das *Problem ignorieren* – wie etwa in der traditionellen Landesgeschichte, in der die Erkenntnis- mit den Landesgrenzen zusammenfallen; die *Folgen bearbeiten* – wie etwa in der vergleichenden Regionalgeschichte, die an Behälterräumen festhält, diese aber vergleichend zueinander in Beziehung setzt; die *Ursachen bearbeiten* – wie etwa in einer translokalen Mikrogeschichte, die den Raum als Beziehungsgeflecht unterschiedlicher Orte entwirft.²⁶ Je mehr wir uns vom Ignorieren des Problems über die Bearbeitung der Folgen hin zur Bearbeitung der Ursachen bewegen, desto mehr entfernen wir uns vom absoluten Raumbegriff und nähern uns einem *relationalen* Verständnis von Raum an.

Relationale Ansätze gehen nicht von vorgegebenen (Territorial-)Räumen aus, sondern achten auf deren „Produktion“ mittels des Knüpfens von (Austausch-)Beziehungen zwischen einzelnen, jeweils verorteten Elementen: „Raum ist eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten,“²⁷ lautet etwa die Definition Martina Löws. An die Stelle der Behälterräume treten Verflechtungsräume, die keine scharf gezogenen Grenzen aufweisen, sondern einzelne Orte über kürzere oder weitere Spannen netzwerkartig verknüpfen. Auf diese Weise lässt sich etwa auch die „Globalisierung“ studieren, ohne dass das Globale als vom Lokalen gesonderter Bereich unterstellt werden muss, so Frederick Cooper: „by looking both at the variety and specificity of cross-territorial connecting mechanisms in past and present and at the misleading connotations of the ‘global’ and the ‘-ization’.“²⁸

Der Schwenk vom absoluten zum relationalen Ansatz, vom Behälter- zum Verflechtungsraum, ist jedoch mittlerweile dermaßen *en vogue*, dass bereits Warnungen vor der „Verabsolutierung des relationalen Raumverständnisses“²⁹ laut werden. Frei nach Mark Twain: „The deaths of the nation-state and the welfare state are greatly exaggerated.“³⁰ Eine raumsensible Geschichtswissenschaft, auch wenn sie einem relationalen Verständnis anhängt, wird die Formierung nicht nur von Verflechtungs-, sondern auch von Behälterräumen – die etwa in Gestalt des europäischen National- und schließlich Wohlfahrtsstaats seit dem 18. Jahrhundert enorme Wirkmächtigkeit entfaltet und weiterhin entfalten – gleichermaßen zur Kenntnis nehmen.

III.

Nach dem bisher Gesagten verändert der *spatial turn* unser Raumverständnis in zweifacher Weise: Erstens, Räume sind nicht (nur) vorgegeben, sondern werden (auch) durch materielle, soziale und symbolische Praktiken „produziert“. Zweitens, Räume bestehen nicht (nur) innerhalb absoluter Grenzen, sondern entstehen (auch) aus den Relationen ihrer jeweils lokalisierten Elemente (Abbildung 1). Jede der beiden Komponenten bedingt die

jeweils andere: *Behälterräume strukturieren ihre Elemente; Verflechtungsräume sind durch ihre Elemente strukturiert.* Das dem „altgeographischen Paradigma“ (I) entgegengesetzte praxeologisch-relationale Raumverständnis (IV) weist jedoch blinde Flecken auf: (Physische) Räume sind nicht nur durch Praktiken strukturiert, sondern strukturieren diese auch (II); relationale Räume können auch die Gestalt absoluter Räume annehmen (III). Eine raumsensible (Geschichts-)Wissenschaft wird danach trachten, die Augen nach beiden Richtungen hin offen zu halten.

Abbildung 1: Dimensionen des sozial- und kulturwissenschaftlichen Raumverständnisses

	<i>absoluter Raum</i>	<i>relationaler Raum</i>
<i>Raumdeterminismus</i>	I „altgeographisches Paradigma“ (z.B. Landesgeschichte)	II (blinder Fleck)
<i>Raumvoluntarismus</i>	III (blinder Fleck)	IV <i>spatial turn</i> (z.B. transterritoriale Mikrogeschichte)

Zur historiographischen Umsetzung eines praxeologisch-relationalen Raumbegriffs eignet sich die Mikrogeschichte, wie auch ihre wesensverwandten Schwestern Historische Anthropologie und Alltagsgeschichte, in höchstem Maß. Sie betrachtet mit ihrem feingliedrigen Instrumentarium die Menschen als Akteure, die innerhalb vorgefundener Strukturen – auch jener des *Raumes* – in verschiedenen Umfeldern (Haus, Gemeinde, Gericht usw.) Manövierräume des Denkens und Handelns gemäß „eigensinniger“ Logiken nutzen; über ihre alltäglichen Praktiken stellen sie diese (Raum-)Strukturen in derselben oder veränderten Weise wieder her.³¹ Dabei sind Mikrohistoriker/-innen – entgegen einem verbreiteten Missverständnis – nicht auf einen bestimmten Ort fixiert, wie der bereits eingangs zitierte Giovanni Levi in Anspielung an Clifford Geertz klarstellt: „Historians do not study villages, they study in villages.“³² Nicht die Kleinheit des Gegenstandes, sondern des Beobachtungsausschnitts macht den mikrohistorischen Blick aus; es geht darum, das Große im Kleinen zu erkennen. Damit eröffnet die Mikrogeschichte über das Lokale hinausreichende Perspektiven, wie etwa auch Hans Medick betont: „Die Einsicht der neuen Globalisierungsdiskussion, daß die Vereinheitlichung und die gleichzeitige Fragmentierung und Lokalisierung der Welt zwei Seiten desselben Prozesses sind, bliebe in bezug auf die zukünftigen Wege der Historischen Anthropologie zu durchdenken und zu erforschen.“³³

Raumtheorien, die sich als Orientierungshilfen für eine *transterritoriale Mikrogeschichte*³⁴ eignen, gibt es mehrere. Einen elaborierten, auch für (mikro-)historische Anforderungen geeigneten Ansatz bietet die an die praxeologisch-relationalen Theorien von Anthony Giddens³⁵ und Pierre Bourdieu³⁶ anknüpfende Raumsoziologie Martina Löws. Zentral erscheint darin das Verständnis von Raum als „relationale (An)Ordnung“ von jeweils lokalisierten Elementen, von Menschen, anderen Lebewesen und Dingen. „(An)Ordnung“ birgt eine doppelte Bedeutung, die auf die „Dualität von Raum“³⁷ verweist: erstens, Ordnung im Sinn von die menschliche Praxis strukturierenden (Raum-)Strukturen; zweitens,

Anordnung im Sinn der die (Raum-)Strukturen strukturierenden menschlichen Praxis. Raumstrukturen und -praktiken sind also stets auch *gesellschaftliche* Strukturen und Praktiken. In der Raumproduktion wirken zwei Momente zusammen: erstens das „Spacing“, die Platzierung von menschlichen und nichtmenschlichen Elementen³⁸ an verschiedenen Orten; zweitens die „Synthese(-leistung)“, das Verknüpfen mehrerer Elemente zu einem überlokalen (Teil-)Raum – wobei die dabei (re-)produzierten Verflechtungsräume, etwa mittels „Durchstaatlichung“³⁹ oder Marktintegration, auch die Gestalt von Behälterräumen annehmen können. Räume haben stets eine materielle (lokalisierte Elemente) und eine symbolische Komponente (überlokale Verknüpfung), weisen also *hybriden*⁴⁰ Charakter auf. Die derart (re-)produzierten Räume haben entscheidend Anteil an der nach Klassen und Geschlechtern ungleichen Verteilung von Macht und Reichtum in der Gesellschaft. Die (Re-)Produktion von („institutionalisierten“) Räumen erfolgt meist routiniert, nach Maßgabe des praktischen Bewusstseins, der vorreflexiven Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsschemata („Habitus“); gleichwohl vermag das diskursive Bewusstsein in bestimmten Situationen die Raumproduktion zum Gegenstand der Reflexion – und damit gesellschaftlicher Kämpfe um alternative Räume – zu machen (Abbildung 2).⁴¹

Abbildung 2: Raumkonstitution nach Martina Löw (Entwurf: Sergej Stoetzer)⁴²



[Abbildung siehe Druckfassung]

IV.

Wie kann eine transterritoriale Mikrogeschichte angelegt sein? Um diese Frage an einem Beispiel zu beantworten, greifen wir das eingangs zitierte Argument Giovanni Levis auf.

An die Stelle des Brotlaibs setzen wir den Schweinebraten, der ebenso mit dem Weltagrarsystem zusammenhängt. Der weltweit zunehmende Verzehr von Schweinefleisch bildet das Ende einer agro-industriellen Nahrungskette, an deren Anfang der Anbau von Futtermitteln für die mit vor- und nachgelagerten Industrien gekoppelte Viehmast steht.⁴³ Entlang dieser Nahrungskette sind mehrere, auf verschiedene Weltregionen verstreute und untereinander verflochtene Orte der Produktion, Distribution und Konsumtion aufgefädelt (Abbildung 3).

Abbildung 3: Mikrohistorische Fallstudien entlang der Sojabohnen-Schweinefleisch-Nahrungskette im 20. Jahrhundert (eigener Entwurf)⁴⁴



[Abbildung siehe Druckfassung]

Nehmen wir Österreich und hier vor allem Wien als *hot spot* des Schweinefleischkonsums, der in weiten Teilen Europas in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nach einer sprichwörtlichen „Fresswelle“ im beginnenden „Wirtschaftswunder“, enorme Zuwächse erfuhr (Abbildung 3, Nr. 5). Der amtlich erhobene Pro-Kopf-Verbrauch an Schweinefleisch stieg in Österreich von unter zehn Kilogramm in den späten 1940er Jahren auf über 50 Kilogramm in den frühen 1990er Jahren. Schweinebraten, Schweineschnitzel und Schweinekotelett wurden in der Wiener „Wohlstandsgesellschaft“ der Nachkriegsjahrzehnte zum Kern eines standardisierten, „mittelständischen“ und männerzentrierten Ernährungsstils, der materielle (z.B. vermehrte Protein- und Fettzufuhr), soziale (z.B. verbürgerlichte Kleinfamilie) und symbolische Elemente (z.B. Erfahrungen persönlichen „Aufstiegs“) verband. Elemente dieses „fordistischen“, auf Massenproduktion und -konsum basierenden Konsumstils bildeten neue Formen des Einzelhandels (z.B. Diskont-Märkte) und des Außer-Haus-Konsums (z.B. Schnellimbiss-Lokale).⁴⁵

Die Orte des Schweinefleischkonsums verbinden sich über Verarbeitungs- und Handelswege mit den Orten der Schweinemast, die sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts in Österreich im ober- und niederösterreichischen sowie im südoststeirischen Flach- und

Hügelland, europaweit im nordwestdeutsch-niederländischen Küstengebiet konzentrierten (Abbildung 3, Nr. 4). Schweinemastbetriebe zählen zu den „produktivistischen“, das heißt technologieintensiven, hochspezialisierten und wachstumsorientierten Agrarsystemen. Die Schweinemast betreibenden Familien- oder Lohnarbeitsbetriebe sind über ihre Landwirtschaftsstile in ein dichtes Netz von Technik-, Wissens-, Kredit-, Absatz- und Verbandsbeziehungen, das den agro-industriellen Komplex zusammenhält, eingebunden.⁴⁶

Die regionale Konzentration des österreichischen wie des nordwesteuropäischen Schweinemastkomplexes hing unter anderem von den Vertriebswegen der Futtermittel ab. Im Zuge von Kapitalintensivierung, Spezialisierung und Betriebskonzentration steigerten die Betriebe ihre Futtermittelzukäufe; dabei lag das Hauptgewicht auf dem proteinreichen Sojamehl. Österreich wie die meisten EU-Staaten decken seit den 1980er Jahren ihren Bedarf vorwiegend durch brasilianisches und argentinisches Sojamehl, das über die Nordseehäfen und den Rhein-Main-Donau-Kanal an die Futtermittelwerke gelangt. Bis in die 1970er Jahre waren jedoch die USA der europäische Hauptexporteur mit Westdeutschland und den Niederlanden als Hauptimporteuren.⁴⁷

Die Versuche Brasiliens, den Anbau von Sojabohnen zur Deckung seines Bedarfs an Pflanzenölen zu forcieren, erfuhren nach 1973, als im Zuge des „Ölschocks“ die USA ihre Sojaexporte blockierten, einen nachhaltigen Schub. Um die Abhängigkeit von US-amerikanischen Lieferungen zu verringern, stellte Japan Know-how und Kapital bereit, um US-amerikanische Sojasorten im klimatisch gemäßigten Süden Brasiliens zu kultivieren und durch Züchtung an die Standortbedingungen in den nördlich anschließenden (sub-)tropischen Savannen (Cerrados) und Regenwäldern anzupassen (Abbildung 3, Nr. 3). Dem ökonomischen Nutzen – Brasilien als mittlerweile zweitgrößter Sojaproduzent und -exporteur auf dem Weltmarkt zählt zu den *New Agricultural Countries* – stehen jedoch soziale und ökologische Folgekosten, die Verdrängung kleinbäuerlicher Familien und die Reduktion der tierischen und pflanzlichen Artenvielfalt durch großflächige Monokulturen gentechnisch veränderter Sorten, gegenüber.⁴⁸

Vor der brasilianischen und argentinischen „Sojaexpansion“ der 1980er Jahre waren die USA Weltmarktführer. Bereits im Ersten Weltkrieg war das US-amerikanische Interesse am Sojabohnenanbau zur Ölgewinnung für Industriezwecke erwacht. Seit den 1920er Jahren wurde die aus Südostasien stammende Pflanze durch Sortenwahl und -zucht an die Standortbedingungen im Mittleren Westen der USA angepasst. Der Anbau konzentrierte sich im „Maisgürtel“ (Corn Belt), wo sich auf den Familienfarmen der jährliche Fruchtwechsel von stickstoffzehrendem Mais und stickstoffanreichernder Sojabohne einspielte (Abbildung 3, Nr. 2). Die US-amerikanische „Sojaexpansion“ erfolgte während des Zweiten Weltkrieges, als die Bundesregierung die durch die japanische Expansion unterbrochenen Importe aus Südostasien durch vermehrte Inlandsproduktion auszugleichen trachtete. Preisanreize und Produktionsappelle trugen dazu bei, dass die Produktionsmenge von 1920 bis 1950 auf das Neunzigfache anwuchs. Im Rahmen des 1954 gestarteten Food for Peace-Programms (Public Law 480) wurden die USA zum dominierenden Sojaexporteur auf dem Weltmarkt mit Japan und Nordwesteuropa als Hauptabnehmern, was auch ihr militärstrategisches Gewicht in diesen Regionen stärkte.⁴⁹

Ausgangspunkt des Transfers der Sojabohne in die USA in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Mandschurei, eines der traditionellen Anbauggebiete in Südostasien (Abbildung 3, Nr. 1). Japan hatte im Chinesisch-Japanischen Krieg 1894/95 und im

Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 seinen Einfluss auf das ostchinesische Festland ausgedehnt und über Eisenbahnprojekte das Rohstoffpotenzial der Mandschurei erschlossen. Vor und nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Mandschurei zum weltweit größten Sojaexporteur, vor allem für Europa, Japan und die USA, wobei das Öl als Industrierohstoff und das Mehl als Viehfutter Verwendung fanden. 1931 besetzte Japan die Mandschurei, errichtete den Marionettenstaat „Mandschuko“ und stellte auch das Soja-Produktionspotenzial voll in den Dienst seines Expansionskurses – ähnlich wie das nationalsozialistische Deutschland, das ganz Südosteuropa als Sojaanbaugebiet in seine „Großraumwirtschaft“ eingliederte. Nach Japans Niederlage im Zweiten Weltkrieg ging die Mandschurei wieder an China, fiel aber im Zuge der politischen und ökonomischen Transformation der kommunistischen Volksrepublik als Sojaexporteur auf dem Weltmarkt aus – zugunsten der USA als neuem *global player*.⁵⁰

Wollen wir die (Mikro-)Geschichte der Sojabohnen-Schweinefleisch-Nahrungskette im 20. Jahrhundert beforschen, reicht es nicht, an bloß einem Ort anzusetzen; vielmehr vermag nur ein translokales und -regionales Forschungsdesign den dabei (re-)produzierten, mehrere Kontinente umspannenden Verflechtungsraum in seinen Entwicklungsphasen zu erfassen. Mikrohistorische Untersuchungen vermögen die (Inter-)Aktionen der Akteure vor Ort und zwischen den Orten der Produktion, Distribution und Konsumtion aufzudecken. Dabei liefern die Erkenntnisse einer Studie Kontextwissen für alle übrigen Studien; so etwa ließe sich der Kostenvorteil der südamerikanischen Sojaproduzenten gegenüber jenen Nordamerikas auf dem europäischen Futtermittelmarkt durch vergleichende Untersuchungen der Produktionsbedingungen in den brasilianischen Cerrados und im US-amerikanischen Corn Belt beleuchten. Zu Ende gedacht überwindet eine transterritoriale Mikrogeschichte die Trennung in „Mikro-“ und „Makroebene“; das Globale fasert sich auf in ein weitgespanntes, von Machtbeziehungen durchdrungenes Geflecht von Lokalitäten.

Insgesamt weist der Verflechtungsraum der Sojabohnen-Schweinefleisch-Nahrungskette eine unvollkommene „Syntheseleistung“ auf: Zwar sind die einzelnen, durch „Spacing“ besetzten Orte durch (im-)materielle Tauschbeziehungen – Kulturpflanzen- und Wissenstransfer, Handelsströme, Geldflüsse usw. – eng verbunden. Jedoch ist der Verflechtungsraum in seiner Gesamtheit in den *mental maps* der beteiligten Akteure kaum verzeichnet; denn das agro-industrielle Nahrungsregime fragmentiert seinen symbolischen Raum in voneinander getrennte lokale und regionale *black boxes* – und blendet die damit verbundenen Effekte auf Natur und Gesellschaft aus. Wenn die Schweinebraten-Esser am einen Ende der Nahrungskette die Produktionsverhältnisse am anderen Ende und die dazwischen liegenden Distributionsschritte stärker reflektierten – theoretisch gesprochen, wenn die Raumproduktion vom praktischen zum diskursiven Bewusstsein wechselte und alternative Raumentwürfe denk- und sagbar machte –, würden sie wohl andere, vielleicht nachhaltigere Konsumententscheidungen treffen.⁵¹ Im defragmentierten, umfassenden Blick auf Verflechtungsräume und die darin (inter-)agierenden Akteure erweist sich das aufklärerische Potenzial einer transterritorialen Mikrogeschichte.

Anmerkungen

- 1 Giovanni Levi, *On Microhistory*, in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, University Park, PA 1992, 93–113, hier 96.
- 2 Vgl. Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008.
- 3 Vgl. Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* München 1992.
- 4 Vgl. Jürgen Osterhammel, *Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistoire und historische Geographie*, in: *Neue politische Literatur* 43 (1998), 374–397.
- 5 Michel Foucault, „Von anderen Räumen“, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2006, 317–329, hier 317.
- 6 Markus Schroer, „Bringing space back in“ – Zur Relevanz des Raums als soziologischer Kategorie, in: Döring/Thielmann (Hg.), *Spatial Turn*, 125–148, hier 130.
- 7 Vgl. Jörg Döring, *Spatial Turn*, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart/Weimar 2010, 90–99, hier 93.
- 8 Vgl. Edward W. Soja, *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London/New York 1989, 39. Zur Begriffsgeschichte vgl. Jörg Döring/Tristan Thielmann, *Einleitung: Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen*, in: dies. (Hg.), *Spatial Turn*, 7–45, hier 7–9.
- 9 Vgl. Manfred Hettling (Hg.), *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*, Göttingen 2003.
- 10 Vgl. Frank Ebeling, *Geopolitik: Karl Haushofer und seine Raumwissenschaft 1919–1945*, Berlin 1994.
- 11 Vgl. Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445–468.
- 12 Vgl. Friedrich Ratzel, *Der Lebensraum. Eine biogeographische Studie*, Darmstadt 1966 [Erstauflage: 1901].
- 13 Vgl. Hans-Dietrich Schulz, *Kulturklimatologie und Geopolitik*, in: Günzel (Hg.), *Raum*, 44–59, hier 52–57.
- 14 Vgl. Roland Lippuner/Julia Lossau, *Kritik der Raumkehren*, in: Günzel (Hg.), *Raum*, 110–119, hier 113.
- 15 Vgl. Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München/Wien 2003.
- 16 Vgl. Henri Lefebvre, *The Production of Space*, Malden, MA/Oxford 1991, 1–67.
- 17 Vgl. Edward W. Soja, *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other Real-and-Imagined Places*, London/New York 1996.
- 18 Pierre Bourdieu, *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadträume*, Frankfurt am Main/New York 1991, 25–34, hier 26.
- 19 Vgl. Schroer, „Bringing space back in“, 144 f.; ders., *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt am Main 2006, 174–181.
- 20 Vgl. Alexander Mejstrik, *Welchen Raum braucht Geschichte? Vorstellungen von Räumlichkeit in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 17 (2006), H. 1, 9–64.
- 21 Vgl. Margrit Pernau, *Transnationale Geschichte*, Göttingen 2011.
- 22 Vgl. Ulrich Beck/Edgar Grande, *Jenseits des methodologischen Nationalismus. Außereuropäische und europäische Variationen der zweiten Moderne*, in: *Soziale Welt* 61 (2010), 187–216, hier 189.
- 23 Vgl. Clemens Zimmermann, *Dorf und Land in der Sozialgeschichte*, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland II*, Göttingen 1986, 90–112; Lutz Niethammer, *Stadtgeschichte in der urbanisierten Gesellschaft*, in: ebd., 113–136.
- 24 Vgl. Wolfgang Zorn, *Territorium und Region in der Sozialgeschichte*, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland II*, Göttingen 1986, 137–161; Ernst Hinrichs, *Landes- und Regionalgeschichte*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg 1998, 539–556.
- 25 Vgl. Jürgen Osterhammel, *Global History in a National Context: The Case of Germany*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 20 (2009), H. 2, 40–58; Reinhard Sieder/Ernst Langthaler, *Was heißt Globalgeschichte?*, in: dies. (Hg.), *Globalgeschichte 1800–2010*, Wien/Köln/Weimar 2010, 9–36.
- 26 Siehe die Beiträge von Angelika Epple und Margareth Lanzinger in diesem Band.
- 27 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001, 271.

- 28 Frederick Cooper, What is the Concept of Globalization Good For? An African Historian's Perspective, in: *African Affairs* 100 (2001), 189–213, hier 212 [dt.: Was nützt der Begriff der Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrika-Historikers, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main/New York 2007, 131–161].
- 29 Schroer, „Bringing space back in“, 136.
- 30 Cooper, *Concept of Globalization*, 195.
- 31 Vgl. Alf Lüdtke, *Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg 1998, 557–578.
- 32 Levi, *Microhistory*, 96.
- 33 Hans Medick, Quo vadis Historische Anthropologie? *Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), H. 1, 78–92, hier 91.
- 34 Zum Begriff „transterritorial“ vgl. Cooper, *Concept of Globalization*, 190. Er hat den Vorteil, dass er ähnlich gelagerte Begriffe („translokal“, „transregional“, „transnational“ usw.) einschließt.
- 35 Vgl. Anthony Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt am Main/New York 1992.
- 36 Vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1993.
- 37 Damit nimmt die Autorin Bezug auf Giddens' „Dualität von Struktur“.
- 38 Mit Bezug auf die Akteur-Netzwerk-Theorie ließe sich auch sagen: menschlichen und nichtmenschlichen *Aktanten*. Vgl. Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 2008.
- 39 Siehe den Beitrag von Norbert Franz in diesem Band.
- 40 Vgl. Latour, *Wir sind nie modern gewesen*, 70–76.
- 41 Vgl. Löw, *Raumsoziologie*, 224–230.
- 42 Der Autor dankt Sergej Stoetzer für die Bereitstellung dieser Abbildung. Sie wurde publiziert in: Martina Löw/Silke Steets/Sergej Stoetzer, *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen/Farming Hills 2007, 65.
- 43 Vgl. Ernst Langthaler, *Landwirtschaft vor und in der Globalisierung*, in: Reinhard Sieder/ders. (Hg.), *Globalgeschichte 1800–2010*, Wien/Köln/Weimar 2010, 135–169.
- 44 *Kartengrundlage: D. B. Jones* (Hg.), *Oxford Economic Atlas of the World*, Oxford 1972, 19.
- 45 Vgl. Franz Eder, *Privater Konsum und Haushaltseinkommen im 20. Jahrhundert*, in: ders. u.a. (Hg.), *Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum*, Wien u.a. 2003, 201–285; Institut für Ernährungswissenschaften der Universität Wien (Hg.), *Österreichischer Ernährungsbericht 1998*, Wien 1998; Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung, *Von der Erbswurst zum Hawaiischnitzel. Geschlechtsspezifische Auswirkungen von Hungerkrise und „Fresswelle“*, in: Thomas Albrich u.a. (Hg.), *Österreich in den Fünfzigern*, Innsbruck/Wien 1995, 11–34; Susanne Breuss (Hg.), *Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945*, Wien 2005; Peter Eigner, (Detail)Handel und Konsum in Österreich im 20. Jahrhundert. *Geschichte einer Wechselbeziehung*, in: Susanne Breuss/Franz Eder (Hg.), *Konsumieren in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien/Innsbruck/Bozen 2006, 42–70; Inge Karazmann-Morawetz, *Arbeit, Konsum, Freizeit. Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Reproduktion*, in: Reinhard Sieder u.a. (Hg.), *Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*, Wien 1995, 409–425; Arne Andersen, *Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute*, Frankfurt am Main/New York 1997.
- 46 Vgl. Ian Bowler, *Agriculture under the Common Agricultural Policy. A Geography*, Manchester 1985; Monica A. M. Commandeur, *Styles of Pig Farming. A Techno-Sociological Inquiry of Processes and Constructions in Twente and The Achterhoek*, unveröff. Dissertation, Universität Wageningen 2003; Ernst Langthaler/Sophie Tod/Rita Garstenauer, *Wachsen, Weichen, Weitermachen. Familienbetriebliche Agrarsysteme in zwei Regionen Niederösterreichs 1945–1985*, in: *Historische Anthropologie* 20 (2012), 346–382; Rita Garstenauer/Ulrich Schwarz/Sophie Tod, *Alles unter einen Hut bringen. Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945–1985*, in: *Historische Anthropologie* 20 (2012), 383–426; Karl Kaser/Karl Stocker/Beatrix Vreča, *Vom Selbstversorger zum Nebenerwerbslandwirt. Das südoststeirische Flach- und Hügelland*, in: Ernst Bruckmüller/Ernst Hanisch/Roman Sandgruber (Hg.), *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, Bd. 2: *Regionen, Betriebe, Menschen*, Wien 2003, 299–361.
- 47 Thomas Kastner/Michael Kastner/Sanderine Nonhebel, *Tracing distant environmental impacts of agricultural products from a consumer perspective*, in: *Ecological Economics* 70 (2011), 1032–1040.

- 48 Vgl. Ivan Sergio Freire de Sousa/Rita de Cássia Milagres, Soybeans and Soyfoods in Brazil, with Notes on Argentina: Sketch of an Expanding World Commodity, in: Christine M. Du Bois/Chee-Beng Tan/Sidney W. Mintz (Hg.), *The World of Soy*, Urbana/Chicago 2008, 234–256; Ivan Sergio Freire de Sousa/Christine M. Du Bois, Genetically Engineered Soy, in: ebd., 74–96; Ivan Sergio Freire des Sousa/Lawrence Busch, Networks and Agricultural Development: The Case of Soybean Production and Consumption in Brazil, in: *Rural Sociology* 63 (1998), 349–371; Philip F. Warnken, The Development and Growth of the Soybean Industry in Brazil, Ames 1999; Anthony B. Soskin, *Non-Traditional Agriculture and Economic Development: The Brazilian Soybean Expansion, 1964–1982*, New York 1988.
- 49 Vgl. Christine M. Du Bois, Social Context and Diet. Changing Soy Production and Consumption in the United States, in: dies./Chee-Beng Tan/Sidney W. Mintz (Hg.), *The World of Soy*, Urbana/Chicago 2008, 208–233; dies./Sidney W. Mintz, Soy, in: Solomon W. Katz (Hg.), *Encyclopedia of Food and Culture*, Bd. 3, New York 2003, 322–326; Jean-Pierre Berlan/Jean-Pierre Bertrand/Laurence Lebas, The Growth of the American ‘Soybean Complex’, in: *European Review of Agricultural Economics* 4 (1976), 395–416; Joseph L. Anderson, *Industrializing the Corn Belt. Agriculture, Technology and Environment, 1945–1972*, DeKalb 2009; Richard Pillsbury/John Florin, *Atlas of American Agriculture. The American Cornucopia*, New York 1996, 221–223; Ines Prodöhl, ‘A Miracle Bean’: How Soy Conquered the West, 1909–1950, in: *Bulletin of the German Historical Institute, Washington DC* 46 (2010), Spring, 111–129; Ray A. Goldberg, *The Soybean Industry. With Special Reference to the Competitive Position of the Minnesota Producer and Processor*, Minneapolis 1952.
- 50 Vgl. Louise Young, *Japan’s Total Empire. Manchuria and the Culture of Wartime Imperialism*, Berkeley/Los Angeles/London 1998; Joachim Drews, *Die „Nazi-Bohne“. Anbau, Verwendung und Auswirkung der Sojabohne im Deutschen Reich und Südosteuropa (1933–1945)*, Münster 2004.
- 51 Als Beispiel einer populären, historisch unterfütterten Darstellung von Nahrungsketten quer durch verschiedene Mikrokosmen vgl. Michael Pollan, *Das Omnivoren-Dilemma. Wie sich die Industrie der Lebensmittel bemächtigte und warum Essen so kompliziert wurde*, München 2011.

Mikrogeschichte und Arbeiterkulturgeschichte

Beispiele aus der neuen tschechischen Forschung

Der Beitrag mikrohistorischer Forschung wird heutzutage darin gesehen, dass sie vielfältigen Denk- und Handlungsmöglichkeiten im Leben von Einzelperson und Gruppen der Gesellschaft aufzuzeigen vermag. Die Kulturgeschichte der Arbeiterschaft und Geschichte der Arbeiterbewegung bieten in dieser Hinsicht eine Reihe von Impulsen zum Überdenken der mikrohistorischen Methode, die von Beispielen aus der neueren tschechischen Forschung unterstrichen werden. Die tschechischen Beispiele zeigen auf, wie und ob es überhaupt möglich ist, an die Tradition der lebens- und lokalgeschichtlichen Forschung zur Arbeiterschaft in der ehemaligen marxistisch-leninistischen Historiografie anzuknüpfen und was die mikrohistorische Perspektive in diesem äußerst kontroversen Forschungsfeld leisten kann.

Welchen Nutzen bringt die mikrogeschichtliche Methode für den Bereich der Arbeitergeschichtsforschung mit sich? Das Quellenreservoir ist natürlich für eine Zeit geringer Alphabetisierung, oder besser gesagt, für eine Zeit, in der besonders bei der Masse der Handwerker, Tagelöhner, Heimgewerbetreibenden und auch qualifizierten Facharbeiter die Übung im Lese- und Schriftgebrauch beschränkt war, begrenzt. Den Historikern stehen im besseren Falle die Aussagen von Beamten, Polizisten, Pfarrern oder Lehrern zur Verfügung; die überlieferten Arbeitermemoiren stammen zumeist von Arbeiterführern und gelten deshalb als kaum repräsentativ. Für die ganzen böhmischen Länder sind bis zum Jahre 1914 lediglich vier umfangreiche Autobiografien von Arbeitern von sehr gewöhnlicher Art bekannt, und bei den ausgesprochen ländlichen Anhängern der sozialistischen Bewegung ist die Quellenlage noch dürftiger.¹ Mehr Chancen für eine mikrohistorische Forschung bietet die Oral History, insbesondere in der Zeitgeschichtsforschung. Die Oral-History-Quellen erlauben es, parteigeschichtliche Studien auf Basis staatsherrschaftlicher Quellen zu korrigieren; gerade darin besteht ein großes Potenzial an historischer Ideologiekritik.²

Die mikrohistorische Forschung im Bereich der Arbeitergeschichte stellt eine Möglichkeit dar, die heroisierende Deutung der frühen Geschichte der Arbeiterbewegung zu korrigieren. Es kann gezeigt werden, wer zu den Gründern der ersten Arbeiterunterstützungskassen gehörte, ob es laut marxistisch-leninistischer Historiografie die ärmsten Schichten der Arbeiterschaft gewesen waren oder vielmehr Facharbeiter und von Prestigeverlust bedrohte Handwerker. Weiters geht es darum, ob man der Frühgeschichte der Arbeiterbewegung besser in den Großbetrieben oder in den Handwerksbetrieben auf die Spur kommen kann. Für die Arbeiterkultur haben vor allem die Frage nach der Religiosität der Arbeiterschaft und der Kohärenz des katholischen Sozialmilieus sowie die Frage, in welchem Maß die Arbeiterbewegung eine städtische Bewegung gewesen ist, eine immense Bedeutung

– besonders in den böhmischen Ländern mit einem hohen Grad und einer besonderen Qualität der Urbanisierung und der städtischen Vergesellschaftung der Arbeiterschaft.

Tradition

Die Tradition der – im weitesten Sinn – mikrohistorischen Forschung der Arbeitergeschichte ist in Tschechien, also in einem postkommunistischen Land, verständlicherweise durch Interventionen des totalitären Regimes in dieses Forschungsfeld gekennzeichnet. Gerade das Aufzeigen von Alternativen in der Entwicklung, von regionalen und anderen Abweichungen wurde seitens des Regimes berechtigterweise als revisionistisch oder gar feindlich in Beziehung zur herrschenden Ideologie und deren allgemeingültigen Interpretation der Geschichte der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung angesehen. Die offizielle Wissenschaft sollte sich primär mit dem Aufeinandertreffen großer Gesellschaftsformationen befassen; der Detailforschung wurde der Bereich des politisch-propagandistischen Wirkens zum Thema „die Geschichte der übergangenen Helden im Kampf für eine bessere Zukunft“ eingeräumt.³ Jede lebens- oder lokalgeschichtliche Forschung musste sich somit zwangsläufig auf einen engen Kreis von Ego-Dokumenten beschränken. Das waren im Wesentlichen autobiografische Texte von Funktionären, die selbst einer starken Selbstzensur unterlagen, da sich die kommunistische Subkultur durch Parteigehorsam und Neigung zur Sektenbildung auszeichnete. Über die christliche oder sozialdemokratische Arbeiterbewegung, besonders nach der Entstehung der Kommunistischen Partei, konnte erst recht nicht gearbeitet werden. Das vom Regime für tauglich befundene Quellenmaterial sollte typischerweise unter anderem die Selbstaufopferung für die Partei zum Ausdruck bringen.

Mit den für das Regime problematischen Materialien wurde unterschiedlich verfahren: Eine relativ begrenzte Anzahl von authentischen Ego-Dokumenten ist in den 1950er Jahren von Koryphäen der kommunistischen Wissenschaft ergänzt und mit einer umfassenden Sammlung an Memoiren von älteren, früh einen Arbeiterberuf ausübenden Personen ergänzt worden. Es handelte sich hauptsächlich um Bergleute und Bewohner von Arbeiterkolonien und überwiegend um Materialien aus dem Zeitraum 1900 bis 1935. Noch lebende Mitglieder jener Forschungsteams äußern sich bezeichnenderweise äußerst skeptisch zu diesen Materialien: Unter den Befragten befand sich eine Handvoll von eifrigen Parteimitgliedern, die ihre Aussagen dem anpassten, was die Wissenschaftler ihrer Meinung nach hören wollten. Andere Befragte machten auf ihre Angst vor politischem Druck aufmerksam und die Mehrheit der ausgewählten Personen lehnte eine Teilnahme an dem Forschungsprojekt überhaupt ab. Charakteristischerweise wurde diese kontroverse Tätigkeit nur ethnologischen und ethnohistorischen Teams anvertraut;⁴ im Gegensatz dazu gehörte die Verarbeitung umfassender Synthesen zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den Kompetenzbereich von Historikern und ideologischen Mitarbeitern des Parteiapparates.

Es handelte sich nicht nur um Quellen aus dem Bereich der Oral History. Seit dem Jahr 1954 wurde in der Tschechoslowakei der Prozess des Zusammentragens und der Archivierung von historischen Dokumenten zentralisiert und systematisiert. Das gesamte Archivnetz befand sich unter direkter Aufsicht des Innenministeriums. Die Archivmitarbeiter nahmen oft in Begleitung von Polizisten das Material von Arbeiterverbänden, deren

Chroniken, Fotoalben, Ego-Dokumente usw., für das Archiv in Beschlag.⁵ Auf der einen Seite entstand dadurch ein für spätere Forscher sehr übersichtliches und bequemes System, das auch im Ausland viele Bewunderer hat. Auf der anderen Seite wurde ein großer Teil der Materialien somit zerstört – wie angeblich der Vorstand eines sich kurz vor der Auflassung befindenden Brünner Arbeiterverbandes mit sozialdemokratischer Orientierung zum Ausdruck gebracht haben soll: „Ich verbrenne das Ganze lieber als es den Kommunisten zu geben.“⁶

Zu einer Lockerung der staatlichen Kontrolle über die Geschichtsforschung kam es hauptsächlich in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, als endlich auch Historiker in die Analyse des Themas eingebunden worden waren. Die politische Entspannung war jedoch immer noch recht zwiespältig, nicht eindeutig und für Leute, die zu einer gründlichen Revision von allgemeingültigen Interpretationen bereit waren, in gewissem Maße immer gefährlich. Auf das dünne Eis der Arbeiterforschung nach westlichen Kriterien und unter Verwendung von nicht-marxistischen Interpretationen wagten sich somit nur wenige – und eine Reihe von ihnen wurde auch nach dem Beginn der „Normalisierung“ vom Regime politisch verfolgt. Bedeutender ist hingegen die Existenz einer Art schweigender Mehrheit an Historikern, welche die politische Entspannung zu ihrem Vorteil zu nutzen vermochten und die durch einen vor- und umsichtigen Umgang mit den Forschungsmitteln und -methoden eine frontale Kollision mit dem Regime vermieden. Im Grunde genommen handelte es sich hier um Personen, die sich im Ankämpfen gegen den ideologischen Druck an die Tradition des historischen Positivismus hielten, keine modernen Methoden auf das gewählte Thema anwandten – weil sie diese in Anbetracht des abgebrochenen Kontakts zum Ausland meistens gar nicht kannten – und zur Sicherheit das Zitat einer Ikone der marxistisch-leninistischen Dogmatik in die Einleitung ihrer Forschungsergebnisse einfügten, womit sie den Text und sich selbst vor Eingriffen Vorgesetzter und überhaupt vor einer Kritik schützten.

Beim Rückblick auf die Forschungszeit in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre lässt sich feststellen, dass es sich zwar aus dem Gesichtspunkt der empirischen Arbeit um eine zweifellos äußerst fruchtbare Phase, was die Erforschung neuer Wissenschaftsthemen betrifft, handelte. Aus dem Gesichtspunkt der mikrogeschichtlichen Methoden und Theorien im Bereich Arbeiterkulturgeschichte handelte es sich jedoch um eine relativ unergiebig Phase.⁷ Aus dem damaligen politischen Kontext betrachtet, zeigte sich die Fähigkeit, in der ersten Phase gültige Konzepte zu relativieren, um dann in der zweiten Phase allmählich die Grundlage für neue Interpretationen zu schaffen. Der Übergang zur zweiten Phase der mikrohistorischen Forschung fand in den 1960er Jahren aufgrund der politischen Entwicklungen nicht statt. Die lange Isolation von der Entwicklung der Geschichtswissenschaft im Ausland hatte zudem negative Auswirkungen auf die Generation an Historikern, die damals die Richtung der Forschung bestimmt hatten. Die Möglichkeit, damalige Forschungsergebnisse in die heutige Forschung zu implementieren, ist äußerst beschränkt, denn die damals erforschten Fragen und das ganze *research design* der damaligen Projekte ist nach 40 Jahren veraltet und kann hinsichtlich der methodologischen Ausstattung den heutigen Anforderungen nicht standhalten.

In den 1970er und 1980er Jahren stagnierte die Themenforschung; der politische Druck auf die Forscher wurde als zu gefährlich empfunden. Es fanden zwar Versuche der Ausarbeitung einer Art Manifest oder Plan für ein weiteres Vorgehen statt, es handelte sich

jedoch um keine verbindliche Richtung, denn der Plan ging nicht von politisch exponierten Stellen aus, sondern hielt vielmehr einige oppositionelle Haltungen in sich versteckt. Ein Teil des Plans war vor allem der Appell zu einer ausführlichen Erforschung von Beziehungen zwischen Angestellten und Arbeitgebern auf der Ebene von konkreten Unternehmen oder das Erfassen der Tätigkeiten von primär nicht-revolutionären Gewerkschaftsgruppen der Arbeiterbewegung und des Alltagslebens der Arbeiterschicht. Der Vergleich von Entwicklungen im Umfeld von Fabrikarbeitern und Nicht-Fabrikarbeitern, Genderfragen zum Arbeitsmilieu usw. standen damals überhaupt nicht auf der Tagesordnung, und das Thema Nationalismus in der Arbeiterbewegung war nur verlässlichen Anhängern des Regimes unter den Historikern vorbehalten.⁸

Gegenwart

Paradoxerweise fand die Stagnation der (mikro-)historischen Forschung zur Arbeiterschaft auch nach der politischen Wende in der Tschechischen Republik eine Fortsetzung. Die Flucht der Historiker mittlerer und älterer Generation weg von einem Thema, das als diskreditiert angesehen wurde,⁹ fand erst mit dem Eintreffen einer neuen Generation an Forschern und der Veränderung der Gesellschaftsbedingungen, die mit der aktuellen Wirtschafts- und Schuldenkrise einhergehenden Debatte über die Zukunft des Sozialstaates in Zusammenhang steht, ein Ende.¹⁰

In den letzten Jahren wurden in der Tschechischen Republik einige bemerkenswerte wissenschaftliche Studien zur Arbeiterproblematik herausgegeben, von denen einige mikrohistorische Sonden als Regulativ der makrohistorischen Forschung verwendeten oder sich gar an die Perspektive der Mikrogeschichte anlehnten und diese insbesondere in der Zeitgeschichte erfolgreich mit den Methoden der Oral History kombinierten. Erfolgsversprechend gestaltete sich hauptsächlich die Erforschung der Zwischenkriegszeit, wo es den Autoren gleichsam in letzter Minute gelungen ist, Memoiren der letzten Zeitzeugen mit wichtigen Aspekten zur Entwicklung der Arbeiterschaft zu ergänzen.

Martin Jemelka unternahm eine umfassende Erforschung der Arbeiterkultur in den Kolonien im Ostrava-Karwiner Kohlenrevier, indem er rund 40 Biographien von Arbeitern und Arbeiterinnen dreier Generationen verfolgte, die mehr oder weniger ihr Leben in den Siedlungen verbracht hatten und die mittels Umfragen und persönlicher Gespräche nach ihrer Lebensweise in der Siedlung, wirtschaftlichen Lage und politischen Stellung befragt wurden.¹¹ Die mikrohistorische Perspektive der Forschung zeigte, wie vielfältig die Lebenswelten und Lebenswege der Arbeiter waren, und die Schwierigkeit, nach einer dermaßen breit angelegten Spezialforschung etwas Allgemeines zur Arbeiterkultur zu sagen. Offenbar hatte auch Jemelka Schwierigkeiten, zu den allgemeinen Fragen der Arbeitergeschichte, etwa zum Überlappen der Arbeiter-, Massen- und bürgerlichen Kultur oder zur sozialen Sicherheit quer durch die Zeitabschnitte und Regime hindurch, Stellung zu beziehen. Auch als erfahrener Historiker war er offensichtlich überrascht vom breiten Spektrum des Lebens und schreckte vor der Verknüpfung der mikrohistorischen Erkenntnisse mit gesamtgesellschaftlichen Strukturen zurück. Die mangelnde Generalisierbarkeit der Fallstudien und fallspezifischen Erkenntnisse gehört offensichtlich zu den schwierig-

ten Problemen bei der Anwendung der mikrohistorischen Methode in der gegenwärtigen tschechischen Geschichtsschreibung.

Überzeugendere Ergebnisse können in diesem Zusammenhang zwei Projekte aufweisen, die nicht nur auf die Phase der Mikroforschung beschränkt sind, sondern die Ergebnisse der Mikroanalyse und Verflechtungsperspektive konzeptuell in den sozialgeschichtlichen (Makro-)Rahmen einbauen. Beide Projekte, *Der Mensch in Mähren* (*Člověk na Moravě*) und *Der Mensch in Ostrava im XIX. Jahrhundert* (*Člověk v Ostravě XIX. století*), verfolgten die Veränderungen, von denen die verschiedenen sozialen und beruflichen Gruppen der Bevölkerung Mährens in dem erforschten Zeitabschnitt betroffen waren; diese allgemein gehaltene und manchmal natürlich recht ungenaue Charakteristik wird durch ein oder zwei Beispiele konkreter Personen ergänzt.¹² Die sich durch einen mikrohistorischen Zugang auszeichnenden Beispiele sollten insbesondere die Alternativen und fallspezifischen Kontexte zu einer ‚gewöhnlichen‘ Entwicklung unterstreichen, also die Auf- und Abstiegschancen, die Zufälle und die Vielfalt des Lebens darstellen. Im Themenbereich Arbeiterkultur verdienen die Detailanalysen der Textilarbeiterschaft in Brünnner Großbetrieben und in südwestmährischen Kleinbetrieben (Datschitz) sowie der Bergarbeiter inklusive der Beschäftigten in Randbereichen des Bergbaus besonders Beachtung.¹³ Das soziale Profil der Führung der sozialistischen Arbeiterbewegung lässt sich an zwei Beispielen darstellen, erstens am Beispiel des Sozialisten Josef Steiner, eines Vertreters der ersten Generation, und seiner Auffassung der Bewegung, zweitens am Beispiel der Regionalführerin der kommunistischen Gewerkschaften aus der Zwischenkriegszeit, Karla Pfeiffer.¹⁴ Ein interessantes Beispiel des Nutzens der Mikroforschung für den Zeitabschnitt nach 1948 stellte Jan Randák im Rahmen des Projektes *Der Mensch in Mähren* mit seinem Beitrag von den „Helden der Arbeit“ vor, in dem Randák die Lebenswelten der vom Regime besonders geschätzten und gefeierten Arbeiter, die den anderen als Vorbild dienen sollten, sehr komplex und überzeugend aufzeigt.¹⁵ Solch eine sozial- und kulturgeschichtliche Darstellung der Lage der Arbeiterschaft nach 1948 stellte leider für die Zeiten des kommunistischen Regimes in Tschechien eine Ausnahme dar, was der Tatsache entspricht, dass sich die bisherige Forschung hauptsächlich an politischen Fragen orientiert hatte und die sozial- und kulturhistorische Forschung vernachlässigt worden war – was wiederum mit der allgemeinen Entwicklung der Historiografie in der Slowakei oder in Polen übereinstimmt.¹⁶

Als sehr wenig erforscht gilt in Tschechien – im Gegensatz zur Slowakei – die Lage der Arbeiter im Protektorat Böhmen und Mähren.¹⁷ Besonders dank der alten ethnologisch orientierten Forschung und in letzter Zeit dank der Arbeit von Martin Jemelka in Ostrava gibt es nun zwar schon eine Sammlung regionaler mikrohistorischer Quellen, hauptsächlich in Form von Zeitzeugenberichten von Arbeitern, die einen Baustein für eine repräsentative Analyse darstellten. Leider gibt es zurzeit keinen Historiker, der sich mit diesem politisch äußerst heiklen Thema systematisch befasst.¹⁸

Zum Unterschied zur Forschung in Mähren, die trotz vermehrten Übergreifens ihren Schwerpunkt in der Geschichte des 19. Jahrhunderts findet, befassen sich die Historiker aus den neu gegründeten Arbeitsstellen in Pilsen und Pardubice mehr mit der Erforschung der Kultur der Arbeiterschaft und der niederen Schichten der städtischen Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit. Hauptsächlich die Mikroanalyse des jungen Historikers und Soziologen Stanislav Holubec zur Pilsener und Prager Arbeiterschaft entfachte eine rege Debatte, was als Beweis dafür dienen könnte, dass trotz aller Schwierigkeiten gute Chancen

für die Zukunft der mikrohistorischen Arbeiterkulturgeschichte in Tschechien bestehen.¹⁹ In Pardubice gibt es an der Universität ein Forschungszentrum für die Gender Studies um Milena Lenderová. Auch die jungen Forscherinnen aus diesem Forschungskreis beschäftigten sich intensiv mit Fragen, die mit dem Thema Arbeiterkultur in Zusammenhang stehen. Besonders zu erwähnen wäre diesbezüglich der bisher kaum thematisierte Bereich der soziopathologischen Erscheinungen in der städtischen Gesellschaft (Alkoholismus, Prostitution, Kindestötung usw.).²⁰

Die Verflechtung der Perspektiven der Mikro- und Makroforschung wirft besonders in diesem Forschungsbereich heikle Fragen auf, weil sie etwa mit dem noch oft wirkenden Mythos der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Hochentwicklung der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit und mit der Identifikation der Unterschicht mit dem Regime in Berührung kommt oder wiederholt die Frage nach den inneren sozialen und politischen Gründen aufwirft, die zur relativ leichten Machtübernahme und Stabilisierung des tschechoslowakischen kommunistischen Regimes in den Jahren 1946 bis 1951 beigetragen haben. Allgemein kann gesagt werden, dass in der tschechischen Geschichtsforschung ein dringender Bedarf nach mikrohistorischen Studien im Bereich der Arbeiterkulturgeschichte besteht. All die erwähnten Forschungen, die mehr oder weniger die mikrohistorische Perspektive anwenden, waren von den Rezensenten ohne Ausnahme als „neue Bausteine der Re-Interpretation der Arbeiterkulturgeschichte in der Geschichtsforschung“ begrüßt worden, was auch mit der aktuellen wissenschaftlichen Strategie der tschechischen Forschungsbeihilfeagentur korrespondiert.

Im Gegensatz dazu ist der Zustand der Forschung im Bereich der Ethnologie kaum zufriedenstellend. Nach der Wende fielen die vorher rege vorbereiteten Forschungsprojekte im Bereich der Arbeiterkultur ausnahmslos ins Wasser, teilweise aus politischen Gründen, teilweise auch wegen einer Unlust der Forscher, die damaligen Forschungsprioritäten auf irgendwelche Weise weiterzuerfolgen. In den 1990er Jahren kokettierte so mancher Ethnologe sogar mit der mikroanalytischen Erforschung der nordamerikanischen Indianerkultur und ähnlichen Projekten. Erst in den letzten Jahren wurden die ehemaligen Projekte mehr oder weniger intensiv fortgesetzt – natürlich in erneuerter Weise und methodisch vor allem von der schwedischen Ethnologie geprägt.

... und die Zukunft?

Zurzeit ist es schwierig, irgendwelche Voraussagen hinsichtlich der weiteren Entwicklung auf mikrohistorischem Gebiet zu machen. Man kann allerdings von einem Zusammenhang zwischen früheren Forschungsergebnissen und dem derzeitigen Interesse für diesen Ansatz sprechen und somit eine gewisse Vorstellung von den Konstanten des Forschungszuganges generieren:

Erstens, die Forschungsarbeit kennzeichnet eine schwache Methodologie und Interpretation. Zur Tradition der tschechischen Geschichtsforschung gehört im Gegensatz zur deutschen, welche meist zum Vorbild genommen wird, die mangelnde Diskussion der soziologischen Grundlagen und Interpretationen von historischen Ereignissen. Ich meine damit hauptsächlich die fehlende Debatte über die Angemessenheit von Theorien – vor

allem von Marx' Konzept und dessen Revision – insbesondere im Kontext der momentanen Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft. Unter den älteren Historikern herrscht eine gewisse Befangenheit, sich offen zu Marx' Darlegung der Genese des Kapitalismus zu bekennen; dabei wird diese Befangenheit jedoch von der Verwendung von konfliktreichen und sogar ausdrücklich marxistischen Begriffen, getarnt durch eine quasi positivistische Verkleidung, begleitet. Manche mit mikrohistorischem Anspruch verfasste Werke bewegen sich auf dem Niveau der Heimatkunde.

Zweitens: Die mikrohistorische Erforschung der Arbeiterkulturgeschichte führt zu einer gewissen Spannung zwischen synthetischen Gesamtdarstellungen und den in der Regel kleinräumigen Analysen; Mikro- und Makrogeschichte stehen zwar nicht ganz gegensätzlich, aber auch nicht ganz komplementär nebeneinander. Trotz des relativ kleinen Territoriums der böhmischen Länder bringt insbesondere die Phase der Industrialisierung äußerst vielfältige soziale Veränderungen mit sich, sodass es bei der großen Anzahl an analytischen und zum Teil mikrohistorisch orientierten Arbeiten ziemlich schwierig ist, in den Synthesen eine nur annähernd kohärente Darstellung zu bieten. Auch die unklare Grenze zwischen Arbeitermilieu und Gewerbemilieu, das Phänomen der Arbeit von Familienmitgliedern, die Frage der Arbeiterfrömmigkeit, die Frage der Anreize und Motive, welche den Arbeiter oder die Arbeiterin zum wirtschaftlichen Kampf oder einem antikleikalischen Auftreten unter der sozialistischen Führung motivierte, und vieles mehr gehören zu den Themen, auf die die mikrohistorische Forschung zwar seit langer Zeit aufmerksam macht, die bei den Autoren von großangelegten historischen Synthesen jedoch nur ausnahmsweise Beachtung finden. Diese lenken ihre Interpretation im ungünstigsten Fall auf das Gebiet des politischen Handelns, also wieder auf die Geschichte der Arbeiterbewegung. Im günstigsten Fall deckt die Sozialgeschichte der Arbeiterschaft ausschließlich die Interpretation der politisch bedeutendsten Fabrikarbeitergruppen ab, insbesondere der Textil-, Maschinenbau- und Bergbauarbeiter. Die Randgruppen fanden in der Regel trotz relativ zahlreicher und teilweise auch mikrohistorisch orientierter Forschungen wenig Beachtung.

Drittens: Die Mikroforschung, als relativ neu etablierter Teil der Forschung, ist auch in Tschechien ein Neankömmling unter den Forschungsströmungen und -methoden, was besonders gut die Konkurrenz zwischen den Arbeitsstellen der Geschichtswissenschaft aufzeigte. Traditionelle Synthesen mit einem großen Schwerpunkt auf die politische Geschichte des tschechischen Staates entstammen der Feder von Wissenschaftlern, die mit der Prager Universität und der dortigen historischen Schule verbunden sind. Im Gegensatz dazu ist eine Tendenz zu mikrohistorischer Forschung eher – aber sicher nicht ausschließlich – an kleineren oder neueren wissenschaftlichen Arbeitsstellen anzutreffen. Themen zur Problematik der Arbeiterschaft widmen sich vorwiegend Wissenschaftler aus Ostrava, im Bereich der Geschlechtergeschichte verschaffte sich die junge Universität in Pardubice ein Renommee, und die mährische Problematik wird schon traditionell als Domäne der Brüner Historiker angesehen. Der Fortschritt im Bereich der synthetischen Auslegung der Arbeitergeschichte ist somit infolge der beschränkten Kommunikation überraschend gering und insbesondere aus der Sicht der laienhaften Öffentlichkeit fast nichtig. Die mangelnde Kommunikation mit dem Publikum macht sich unter anderem auch beim

kommerziellen Erfolg und im Fehlen grundlegender wissenschaftlicher Arbeiten zur Sozialgeschichte bemerkbar.

Viertens: Die mikrogeschichtliche Perspektive der Forschung und ihre Kontextualisierung mit einer Bezugnahme auf die Makrogeschichte wird hoffentlich imstande sein, die immer stärker drohende Kluft zwischen der Fachgeschichtsforschung und dem interessierten Publikum zu überbrücken. Denn nicht nur in Tschechien kämpft die Geschichtsschreibung mit einem Abflauen des öffentlichen Interesses an ihren Ergebnissen. Bemerkenswert ist dies bei der Jugend, die immer weniger imstande ist, klassische wissenschaftliche Texte und Themen von Historikern zu verarbeiten, und die infolge der Massenmedien mehr an videoclipartig aufbereitete Informationen gewöhnt ist als die ältere Generation. Der Meinung einer Reihe von Historikern nach wurde die Geschichte dank einer breiteren Akzeptanz der mikrogeschichtlichen Forschungsperspektive lebensnäher und dadurch auch pluralistischer. Dies konnte – etwa beim tschechischen Historikertag 2011– besonders in Bezug auf den Geschichtsunterricht in der Mittelschule und die didaktischen Forschungsprojekte das Interesse der Jugend an der historischen Wissenschaft verstärken.

Auch die tschechische Geschichtsschreibung steht offenbar an einer Weggabelung, und die Popularität mikrohistorischer Forschung macht die Dringlichkeit der Lösung einiger Schlüsselprobleme noch größer. Die Mikrogeschichte bietet die einzigartige Möglichkeit, neue Wege zur Erfassung kultureller und sozialer Phänomene sowie neue Formen der Geschichtsschreibung zu finden, die den derzeitigen Bedürfnissen der Menschen und deren Angewohnheit, die historische Wirklichkeit eher wie einen Clip wahrzunehmen, eher entsprechen könnten. Historiker befinden sich somit in der Zwickmühle: Sie werden offensichtlich lernen müssen, Geschichte verstärkt in einer populären Art und mit größter Rücksicht auf die Mikroebene darzustellen; gleichzeitig jedoch dürfen sie nicht darauf verzichten, eine synthetische Linie zu bewahren.²¹

Anmerkungen

- 1 Gero Fischer, *Z Čech do Vídně. Životní vzpomínky kováře Josefa Pšeničky/Von Böhmen nach Wien. Lebenserinnerungen des tschechischen Schmiedes Josef Pšenička*, Brno 2001; Jana Macháčová/Jiří Matějček, Wenzel Holek. Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters (1880–1914), in: *Studie k dějinám 19. století* 4 (1994), 236–335; Karl Kneschke, *Vom Leben erzogen*, Berlin 1961; František Halas, *Kemka. Vzpomínky bývalého textilního dělníka/Die Erinnerungen des ehemaligen Textilarbeiters*, Praha 1950.
- 2 Vgl. Klaus Tenfelde, *Die Geschichte der Arbeiter zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte*, in: Wolfgang Schiede/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang*, Bd. IV: *Soziale Gruppen in der Geschichte*, Göttingen 1987, 81–107, bes. 92 ff.
- 3 Thomas Wellskopp, *Von der verhinderten Heldengeschichte des Proletariats zur vergleichenden Sozialgeschichte der Arbeiterschaft – Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung in den 1990er Jahren*, in: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 2 (1993), 34–53.
- 4 Antonín Robek u.a., *Stará dělnická Praha: život a kultura pražských dělníků 1848–1939/Das alte arbeiterrische Prag: Leben und Kultur der Prager Arbeiterschaft*, Praha 1981; Olga Skalníková, *Kladensko. Život a kultura pracujícího lidu v průmyslové oblast/Kladno-Gebiet. Leben und Kultur des arbeitenden Volkes in einem Industriegebiet*, Praha 1959; Oldřich Sirovátka, *Brno. Město pod Špilberkem/Brünn. Die Stadt unter dem Spielberg*, Brno 1993.
- 5 Libor Blažek, *Archivář. Příklad Metoděje Zemka, Mojmíra Švábenského a Antonína Ševčíka/Der Archivar*.

- Beispiele von Metoděj Zemek, Mojmír Švábenský und Antonín Ševčík, in: Jiří Malíř u.a. (Hg.), *Člověk na Moravě* ve 2. polovině 20. Století, Brno 2011, 219–240.
- 6 Erinnerung von Archivarin Dr. Božena Kovářová (17.6.2011).
 - 7 Jiří Kořalka, Erste Sozialisten in Nordböhmen im Verhältnis zur Eisenacher Sozialdemokratie und zur tschechischen Nationalbewegung 1868–1870, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 8 (1968), 285–347; ders., Some Remarks on the Concepts of Nationalism and Internationalism, in: *Historica* (Prag) 13 (1966), 209–216; ders., Zur internationalen Rolle der Entstehung der tschechischen Arbeiterbewegung im alten Österreich, in: *Österreichische Osthefte* 7 (1965) H. 4, 275–285; Blanka Pitronová, Průmyslová oblast a některé předpoklady formování moderního společenského vědomí/Das Industriegebiet und einige Voraussetzungen der Formierung von gesellschaftlichem Bewusstsein, in: *Slezský sborník* 1 (1966), 1–27; dies., Takzvaní „cizí dělníci“ ve Slezské Ostravě na počátku 20. století/Sogenannte „fremde Arbeiter“ in Schlesisch-Osttrau am Anfang des 20. Jahrhunderts, in: *Slezský sborník* 1 (1972), 32–46; Jan Měchýř, První generace/Die erste Generation, Ústí nad Labem 1973; Zdeněk Kárník, Socialisté na rozcestí. Habsburg, Masaryk či Šmeral?/Die Sozialisten an den Scheidewegen des Großen Krieges (1914–1918)?, Praha 1968; ders., První pokus o založení komunistické strany v Čechách/Der erste Versuch der Gründung der Kommunistischen Partei in Böhmen, Praha 1966.
 - 8 Otakar Franěk, Pankrác Krkoška, první redaktor Rovnosti/Pankrác Krkoška. Erster Redakteur von *Rovnost*, Brno 1975; Otakar Franěk, Rebel a básník (Josef Krapka)/Rebell und Dichter, Hradec Králové 1982; Dan Gawrecki/Jana Macháčová, Dělnické hnutí v severozápadních Čechách do roku 1918/Die Arbeiterbewegung in Nordwestböhmen bis 1918, Opava 1978; Dan Gawrecki, Dělnické hnutí na Opavsku 1./Die Arbeiterbewegung im Troppau-Gebiet, Opava 1981; Jan Galandauer, Bohumír Šmeral, Praha 1978; Václav Průcha u.a., *Hospodářské dějiny Československa v 19. a 20. století/Wirtschaftsgeschichte der Tschechoslowakei im 19. und 20. Jahrhundert*, Bratislava 1974.
 - 9 Eine Ausnahme stellen die teilweise auch mikrohistorisch geprägten Arbeiten von Jana Macháčová und Jiří Matějček dar: *Nástin sociálního vývoje českých zemí 1781–1914/Abriss der sozialen Entwicklung der böhmischen Länder 1781–1914*, Opava 2002 und *Problémy obecné kultury v českých zemích/Die Probleme der allgemeinen Kultur in den böhmischen Ländern*, Kutná Hora/Opava 2008.
 - 10 Rudolf Kučera, Páni kamarádi. Gender v raném dělnickém hnutí českých zemí před rokem 1848/Die Herren Kameraden. Gender in der frühen Arbeiterbewegung der böhmischen Länder vor 1848, in: *Český časopis historický* 4 (2009), 797–822; Michal Pullmann/Jakub Rákosník, „Dělnická třída“ v moderní sociální historiografii/„Die Arbeiterklasse“ in der modernen sozialen Historiografie, in: *Dějiny – teorie – kritika* 2 (2007), 271–288; Stanislav Knob, Allgemeine Charakteristik der Streikbewegung in den cisleithanischen Städten an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: *Prager wirtschafts- und sozialhistorische Mitteilungen/Prague Economic and Social History Papers* 9 (2009), 65–92; ders., Businessmen of the Ostrava-Karviná mining district and their involvement in the workers' issue until the First World War, in: Aleš Zářický (Hg.), *The Involvement of Businessmen in Local and Regional Public Life in Central Europe 1800–1914*, Ostrava 2009, 188–198; Jan Randák, Socialističtí hrdinové a škodovák František Zýka/Die sozialistischen Helden und der Škoda-Arbeiter František Zýka, in: Jan Randák/Petr Koura (Hg.), *Hrdinství a zbabělost v české politické kultuře 19. a 20. století*, Praha 2008, 390–411; Lukáš Fasora, Dělník a měšťan. Vývoj jejich vzájemných vztahů na příkladu šesti moravských měst 1870–1914/Arbeiter und Bürger. Die Entwicklung ihrer gegenseitigen Beziehungen am Beispiel der sechs mährischen Städte 1870–1914, Brno 2010.
 - 11 Martin Jemelka, Na kolonii. Život v hornické kolonii Šalamoun v Moravské Ostravě do začátku socialistické urbanizace/Das Leben in der Bergarbeiterkolonie Šalamoun in Mährisch-Osttrau bis zu den Anfängen der sozialistischen Urbanisierung, Ostrava 2007; Martin Jemelka, Lidé z kolonií vyprávějí své dějiny/Die Leute aus den Arbeiterkolonien erzählen ihre Geschichte, Ostrava 2009.
 - 12 Lukáš Fasora/Jiří Hanuš/Jiří Malíř/Libor Vykoupil (Hg.), *Člověk na Moravě v první polovině 20. Století*, Brno 2006; Lukáš Fasora/Jiří Hanuš/Jiří Malíř (Hg.), *Člověk na Moravě 19. století*, Brno 2008; Lukáš Fasora/Jiří Hanuš/ Jiří Malíř/Denisa Nečasová (Hg.), *Člověk na Moravě ve druhé polovině 20. Století*, Brno 2011; Milan Myška/Aleš Zářický (Hg.), *Člověk v Ostravě XIX. století*, Ostrava 2007.
 - 13 Michaela Chládková, Dělnice v malé textilní továrně/Die Arbeiterin in der kleinen Textilfabrik, in: *Člověk na Moravě v první polovině 20. století*, 104–117; Lukáš Fasora, *Tovární dělník v textilním průmyslu/Der Fabrikarbeiter in der Textilindustrie*, in: *Člověk na Moravě 19. století*, 169–188; Milan Myška/Martin Jemelka, *Horník/Der Bergarbeiter*, in: *Člověk v Ostravě*, 49–64; Milan Myška, *Hutník/Der Hüttenarbeiter*, in: *Člověk v Ostravě*, 113–122; Karel Jířík, *Dělnický vůdce/Der Arbeiterführer*, in: *Člověk v Ostravě*, 189–208; Aleš Zářický, *Štajgr/Der Steiger*, in: *Člověk v Ostravě*, 221–224.

- 14 Jiří Pokorný, Odborářka/Die Gewerkschaftlerin, in: Člověk na Moravě v 1. polovině 20. století, 419–431; ders.: Dělnický funkcionář/Der Arbeiterfunktionär, in: Člověk na Moravě 19. století, 140–151.
- 15 Jan Randák, Zbrojovák, úderník a hrdina práce, in: Člověk na Moravě ve druhé polovině 20. století, 125–151.
- 16 Grzegorz Miernik/Sebastian Piątkowski (Hg.), Robotnicy przemysłowi w realiach PRL/Die Industriearbeiter in der Polnischen Volksrepublik. Radom/Strachowice 2005; Jarosław Neja (Hg.), Dla władzy, obok władzy, przeciw władzy: Postawy robotników wielkich ośrodków przemysłowych w PRL/Für das Regime, außerhalb des Regimes, gegen das Regime: Die Persönlichkeiten der Arbeiter in den Großbetrieben der Polnischen Volksrepublik, Warszawa 2005; zur Bewertung z.B. Ryszard Kaczmarek, Bádání o nejnovější polské historii na počátku 21. století/Die Forschung der neuesten polnischen Geschichte am Anfang des 21. Jahrhunderts, in: *Historica. Revue pro historii a příbuzné vědy* 2 (2011) H.1, 74–101, bes. 99.
- 17 Peter Mičko, Slovenský robotníci v Nemecku a Protektorátě/Slowakische Arbeiter in Deutschland und im Protektorat, in: *České, slovenské a československé dějiny 20. století II, Ústí nad Orlicí* 2007, 134–143; Ludovít Hallon/Miroslav Sabol/Anna Falisová, Vojnové škody a rekonštrukcia Slovenska 1944–1948/Die Kriegsschäden und der Wiederaufbau der Slowakei 1944–1948, Bratislava 2011.
- 18 Martin Jemelka, Lidé z kolonií vyprávějí své dějiny/Die Menschen aus den Arbeiterkolonien erzählen ihre Geschichte, Ostrava 2009.
- 19 Stanislav Holubec, Lidé periferie. Sociální postavení a každodennost pražského dělnictva v meziválečné době/Die Menschen der Peripherie. Die soziale Stellung und Alltag der Prager Arbeiterschaft in der Zwischenkriegszeit, Plzeň 2009.
- 20 Milena Lenderová, „Chytila patrola“ aneb prostituce v Čechách císařských i republikánských/“Die Patrouille nahm gefangen“ oder Prostitution in Böhmen in den Zeiten des Kaiserreichs und der Republik, Praha 2002.
- 21 Diese Studie entstand im Rahmen des Projektes GAP410/11/0225.

Geschichte als Wissenschaft?

Im folgenden Essay¹ möchte ich einige Überlegungen zum Thema „Wie ist Geschichtsschreibung als Wissenschaft möglich?“ zur Diskussion stellen. Ich möchte, mit anderen Worten, fragen, ob es sich bei der Geschichtswissenschaft tatsächlich um eine Wissenschaft handelt. Und wenn ja, dann in welchem Sinn. Eine analoge Ankündigung betreffend etwa die Wissenschaftlichkeit der modernen Physik oder Chemie würde bei Physikern und Chemikern vermutlich Kopfschütteln hervorrufen; sie würden sich in ihre Labore zurückziehen, mit dem Bescheid, sie hätten Besseres zu tun als mit Grundsatzfragen ihre Zeit zu vergeuden; ein Vogel benötige schließlich auch nicht die Theorie der Aerodynamik zum Fliegen. Hinter dieser Auffassung muss keineswegs intellektuelle Trägheit oder Borniertheit stecken. Die Naturwissenschaften verfügen eben, dies ist allgemein bekannt, über ziemlich konsolidierte Auffassungen darüber, was Wissenschaft ausmacht und was insgesamt und mit dem Blick auf die jeweiligen Teildisziplinen wissenschaftlich arbeiten heißt.

In den Geistes- und Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der Geschichtsforschung im Besonderen fehlt – und auch damit sage ich nichts Neues – ein solcher Grundkonsens. Für die Wirtschaftshistoriker etwa ist die mathematische Statistik das tägliche Brot, das sie ohne irgendwelche Verdauungsprobleme verzehren; auf der anderen Seite finden sich die Kulturalisten, die bei solch schwerer und trockener Kost rasch über Magenschmerzen klagen. Produkte mit kulturwissenschaftlichem Label wiederum werden von der Gegenseite gerne reflexartig als „Geschwätz“ abgetan. Der Dissens reicht soweit ins Grundsätzliche, dass manche meinen, die Geschichtsforschung *könne* gar keine Wissenschaft in irgendeinem Sinn des Begriffs sein; andere sind sogar der Auffassung, sie *solle* gar keine sein *wollen*; solche Ambitionen seien irregeleitet und müßig. Wieder andere hingegen halten eine bejahende Antwort auf die Titelfrage dieses Essays durchaus für möglich. Da gibt es also *two cultures* – und wohl einige mehr – unter dem Hut einer akademischen Disziplin. Die Uneinigkeit geht so weit, dass manche meine Diagnose nicht einmal als *Problembeschreibung* auffassen würden. Sie sehen im Gegenteil die sprichwörtlichen hundert Blumen blühen. Nun ist eine Mehr- oder Vielzahl von Auffassungen darüber, was Wissenschaft sei, allemal dem Monopol *einer* kanonisierten Meinung vorzuziehen; ganz zu schweigen vom – und hier habe ich die Geschichtsschreibung in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts im Blick – Monopol einer machtgestützten und von der Macht abhängigen Meinung. Ich bin auch schon deswegen für Pluralismus, weil Konkurrenz das Geschäft belebt. Aber ich bin, um im Bild zu bleiben, keineswegs der Auffassung, dass jedes *business* gleich viel Rendite abwirft. Anders gesagt: Ich glaube, es gibt, im Allgemeinen und speziell im Blick auf meine Titelfrage, durchaus bessere und schlechtere Argumente. Über diese sollte man diskutieren. Leider ist es ja so, dass das kommode Leben und Lebenlassen häufig ein gleichgültiges Nebeneinander oder die schiere Beziehungslosigkeit der Standpunkte verdeckt.

Soweit der Vorspruch. Und nun noch der rote Faden durch den folgenden Text: Ich setze dort an, wo vermutlich noch am ehesten Konsens herrscht: Geschichtsschreibung schneidet aus der Vergangenheit, den *res gestae*, Ausschnitte heraus. Diese zu beschreiben ist ein Kernstück unserer Tätigkeit als Historiker (und wenn ich hier und im Folgenden von Historikern rede, sind die Historikerinnen selbstverständlich mitgemeint). Beschreiben (und damit den Gegenstand sprachlich zu konstituieren und zu konstruieren) ist notwendig; es ist allerdings – und damit verlasse ich bereits die Konsenszone – nicht hinreichend. Eine Wissenschaft von der Geschichte, die sich diesen Namen verdienen will, muss über die Beschreibung hinaus *Erklärungen* hervorbringen. Erklären kann manches heißen. Hier heißt es: Antworten geben auf Warum-Fragen. Ursache und Wirkung benennen. Erklären in diesem Sinn stützt sich auf Gesetze, oder vorsichtiger formuliert: auf Gesetzmäßigkeiten. All das ist meines Erachtens notwendige (und auch bereits hinreichende) Bedingung einer *Wissenschaft* von der Geschichte. Zu diesen notwendigen und hinreichenden Bedingungen gehört dann auch noch, dass die Einzelerklärungen sich, wenn irgend möglich, zu Theorien größerer Reichweite zusammenfügen müssen, also nicht einfach als Sammelsurium sogenannter Narrative stehenbleiben dürfen.

Ich muss dann, in einem zweiten Schritt, auf die Problemzonen eingehen, die mit dieser Auffassung verbunden sind – sozusagen die Baustellen. Ich diskutiere im Wesentlichen vier Punkte: Prominent sind, erstens, die Schwierigkeiten, die sich eine Geschichtswissenschaft, die Gesetzeswissenschaft sein will, *stante pede* mit dem Begriff des Gesetzes einhandelt. Zweitens muss man in diesem Zusammenhang eine Reihe immer wieder auftauchender Missverständnisse oder auch Unterstellungen zurückweisen. Drittens muss eine Gesetzeswissenschaft von der Geschichte mit ‚Individualität‘ zurechtkommen; und viertens muss sie mit dem ‚Zufall‘ zu Rande kommen; beide entziehen sich ja angeblich der Subsumtion unter Regularitäten bzw. unter das Ursache-Wirkungs-Schema. Eine erklärende Gesetzeswissenschaft muss aber diese Phänomene begrifflich eingemeinden können, sonst ist alles verloren.

Soweit also der rote Faden. Ich möchte, bevor ich endgültig *in medias res* gehe, meine Sichtweise noch etwas genauer in der aktuellen Forschungslandschaft verorten: Es gibt in unserer Disziplin heute zwar kein richtiges Paradigma im Kuhn’schen Sinn, aber vielleicht doch eine Hegemonie der kulturwissenschaftlichen Richtung. Zu deren Grundüberzeugungen gehört anscheinend diejenige von der unhintergehbaren Vielfalt, Differenz und Alterität der geschichtlichen (Lebens-)Welt; deren Subjektivität könne man sich einzig und allein durch „dichte Beschreibung“, vorzugsweise von Mikrokosmen und Mikrophänomenen, nähern – nicht aber durch szientistische Verallgemeinerungen, also durch gesetzesbasierte Erklärungen bzw. durch den idealtypisierenden Zugriff von Großtheorien. Wo die Keule des Szientismusvorwurfs geschwungen wird, dort hört und liest man auch Metaphern wie „Korsett“ oder gar „Vergewaltigung“. Was man dann allerdings unter dem Banner von Vielfalt, Differenz und Alterität *faktisch* (wenn auch nicht notwendigerweise; ich komme darauf zurück) häufig antrifft, das sind empathische, flickenteppichartige Abschilderungen nach dem Zufallsprinzip ausgewählter, in der Regel mikrokosmischer Erfahrungswelten – und dies häufig im Medium impressionistischer, kontextfreier Nacherzählungen sogenannter Diskurse.

Vielleicht ist ein solches Vorgehen nicht rundweg falsch; aber mir ist das, ich sage es schon jetzt, zu wenig. Dieses liebevolle Ausmalen historischer Wimmelbilder ist mir vor

allem zu wenig wissenschaftlich. Wenn ich im Folgenden eine in mancher Hinsicht andere Position aufzubauen versuche, dann ist das allerdings nicht als Rundum-Verdikt gegen den *cultural turn* gemeint. Mit der Wende zur Kultur in einem umfassenden Sinn sind schließlich viele bedeutende Innovationen in die Geschichtsschreibung gekommen; niemand will heute zurück zum *status quo ante* des Historismus oder der sogenannten historischen Sozialwissenschaft der Sechziger- und Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Aber mit dem geradezu programmatischen Verzicht auf Systematik und Kohärenz, auf große Linien und auf begriffliche Präzision – mit diesem *sacrificium intellectus* also, das die Not der eigenen Konzeptlosigkeit zur postmodernen Tugend stilisiert, wird, finde ich, viel Erkenntnispotential verschenkt. Ich meine, die Historiker wären gut beraten, sich im Blick auf die Grundlagen ihrer Disziplin mehr als bisher Anregungen aus derjenigen Richtung der Philosophie zu holen, die ich – höchst ungenau, ich weiß, aber es geht gar nicht mehr anders² – als die „analytische“ bezeichne. Mir imponiert dort die begriffliche Präzision und die – nun, eben die analytische Klarheit. Es mag sein, dass wir in der realen Welt, wo die Phänomene unheilbar *fuzzy*, also unscharf und verschwommen sind, diesen konzisen Denkstil nicht immer durchhalten können. Aber bevor wir uns gleich wieder abwenden, sollten wir uns doch erst einmal umsehen, welche Begriffe und Interpretamente wir uns, *mutatis mutandis*, dort dienstbar machen können.

I.

Zunächst also zur These, die Geschichtswissenschaft solle eine erklärende Gesetzeswissenschaft sein. Wenn ich diese Formel im Munde führe, so möchte ich den Erkenntnisgewinn aus der ‚bloßen‘ Beschreibung keinesfalls geringschätzen. Beschreibungen anzufertigen ist ein essentieller Bestandteil empirischer Wissenschaft, und die Geschichte ist zweifellos eine solche. Faktengesättigte Darstellungen als solche haben manchmal einen moralisch-politischen Effekt: Man denke zum Beispiel an die aufklärerische Wirkung einer *Anatomie des SS-Staates*³ – um ein weiteres Mal einen berühmten Buchtitel zu zitieren. Von der nüchternen Beschreibung der Diktatur und ihrer Mechanismen gelangt man hier geradewegs zu deren Untaten. Deskription ist also meinerwegen moralisch verdienstvoll – aber moralische Verdienste sind eben keine wissenschaftlichen. Wenn ich aber über das Beschreiben hinaus Erklärungen verlange, muss ich klären, was Erklären heißt. Der alltagssprachliche Begriff ist mehrdeutig; das ist ein Problem.

Erstens: Ich sage zunächst, was *nicht* gemeint ist. Manchmal heißt Erklären⁴, etwas – z.B. ein bestimmtes Ereignis – nachvollziehbar machen, also moralisch oder politisch plausibel oder akzeptabel machen oder so etwas Ähnliches. Erklären rückt damit in die Nähe von ‚rechtfertigen‘ oder vielleicht auch, salopp gesagt, ‚gefühlsmäßig verdaubar machen‘: Zum Beispiel, indem man schlimme Ereignisse in den Rahmen eines weltgeschichtlichen Heilsplans einordnet, um ihnen so den Schrecken zu nehmen. Oder indem man ein persönliches Unglück in seine Biografie als läuternd oder sonst irgendwie sinnvoll einbaut. Alle Theodizee ist in diesem Sinn erklärend.

Erklären im Sinn von „plausibel machen“ kann sich aber auch einfach auf eine Faktensituation beziehen. Erklärungen übermitteln in diesem Fall Informationen über die faktische Funktionsweise von etwas. Wenn es um die Funktionsweise komplexer *sozialer* Gebilde

geht, verschwimmt das Erklären der Funktionsweise mit „Sinnverstehen“ – so, wie die Hermeneutiker den Begriff verwenden: Wenn ich verstehe, wie etwas funktioniert, als ein Mechanismus, oder wenn ich verstehe, wie etwas gemeint ist, als Konfiguration von Symbolen, dann habe ich seinen Sinn begriffen. Zu Sinnverstehen führt auch das, was Clifford Geertz⁵ mit „dichter Beschreibung“ meint. Ich nenne nur ein Beispiel: die dichte Beschreibung des Augenzwinkerns. Augenzwinkern funktioniert nach einem kulturellen, kulturabhängigen Code, den man aufschlüsseln kann. Man könnte eine Inventarliste der Bedeutungen von Zwinkern zusammenstellen. Die Bedeutungen ergeben sich aus den kommunikativen Kontexten. Ohne diese ‚Makro-Umgebungen‘ sind die ‚Mikro-Zwinkerungen‘ nicht zu verstehen. „Dichte Beschreibung“ möchte solche Beziehungen aufzeigen und damit nachvollziehbar machen. Man könnte das fast schon eine funktionale Erklärung nennen. Es ist aber doch noch nicht ganz das, was ich mit Erklärung meine, denn es fehlt noch die Bezugnahme auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten. Und damit bin ich bei der Frage, was erklären ‚positiv‘ heißen sollte.

Zweitens: Positiv also meint Erklären: Ursache-Wirkungs-Beziehungen aufweisen. Voraussetzung ist, dass die Welt nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung funktioniert. Wahrscheinlich stecken in dieser Prämisse philosophische Probleme zuhauf, die ich nicht einmal ahne. Und auch praktische: Zum Beispiel wüsste ich nicht zu sagen, wie man Kausalitäten identifizieren, also von bloßen Korrelationen unterscheiden soll.⁶ Für meine rustikalen Zwecke genügt jedoch die Feststellung, dass ich das Ursache-Wirkungs-Prinzip als ein methodologisches Prinzip verstehe, nicht als ein ontologisches. Mit anderen Worten: Ich versuche keine Aussage über die Welt, wie sie *ist*, sondern ich tue lediglich, so lange wie möglich, bis zum Erweis des Gegenteils, so, als ob sie nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung funktionieren *würde*. Ich halte mich dabei im Reich der sozialen Tatsachen auf, also in der dreidimensionalen Welt der physikalischen Meso- oder Makrophänomene. Vom Hörensagen weiß ich, dass es im subatomaren Bereich anders, nämlich akausal zugehen soll, aber mit solchen akausalen Phänomenen sollen sich die Quantentheoretiker herumschlagen;⁷ auf dem Emergenzniveau, auf dem die sozialen Sachverhalte angesiedelt sind, können wir diese Problematik beruhigt vernachlässigen.

Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge werden als Gesetze oder Gesetzmäßigkeiten formuliert; solche Gesetzmäßigkeiten spielen in meinem Verständnis von Erklärung eine zentrale Rolle. Ich möchte deshalb jetzt einige Worte zur Erklärungstechnik verlieren, wenn ich das so nennen darf. Sie ist konzeptualisiert im sogenannten Hempel-Oppenheim-Schema (H-O-Schema).⁸ Das Schema ist ziemlich einfach aufgebaut. Es gibt sozusagen zwei Pole: auf der einen Seite das Explanandum, also den zu erklärenden Sachverhalt. Auf der anderen Seite das Explanans: in einem weiten Sinn das, was erklärt. Das Explanans wiederum hat zwei Bestandteile: zum einen die Menge der Gesetze, die zur Erklärung des Explanandums herangezogen werden sollen. Ein Gesetz ist – ich formuliere das hier ziemlich hemdsärmelig – ein Satz von der Form: „immer wenn, dann“. Zum anderen gehören zum Explanans die sogenannten Rand- oder Anfangs- oder Antezedensbedingungen: Dies ist die Gesamtheit der sonstigen Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit die Gesetzmäßigkeiten wirken können. Der Sachverhalt im Explanandum gilt als erklärt, wenn dieses Explanandum unter den spezifizierten Antezedensbedingungen aus dem *covering law* logisch abgeleitet werden kann.

Ich verdeutliche gleich noch an einem sehr simplen Beispiel aus dem Bereich der Naturwissenschaften, wie das funktioniert. Explanandum sei der Sachverhalt, dass die Quecksilbersäule in einem Thermometer steigt. Das Explanans besteht, zum einen, aus dem naturgesetzlichen Zusammenhang zwischen der Erwärmung des Quecksilbers und seiner Ausdehnung, wie er in einer mathematischen Formel darstellbar ist. Zum anderen gehören zum Explanandum die Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit das Gesetz wirkt: also die Schwerkraft- und Luftdruckverhältnisse, dass das Thermometer ins heiße Wasser getaucht wird und so weiter. Oft sind das Selbstverständlichkeiten, die man weglässt oder nur skizziert.

Wenn nun die Anfangsbedingungen gegeben sind und das Gesetz gültig ist, dann lässt sich das Explanandum aus dem Explanans logisch ableiten. Also: Immer wenn Quecksilber erwärmt wird, dann dehnt es sich aus (allgemeines Gesetz). Im vorliegenden (Einzel-) Fall ist das Quecksilber (unter den erforderlichen sonstigen Bedingungen) erwärmt, also ins heiße Wasser gehalten worden, deshalb dehnt es sich aus; die Quecksilbersäule steigt. Das Explanandum gilt als erklärt, wenn es wie hier als Einzelfall aus einer allgemeineren Gesetzmäßigkeit, dem *covering law*, abgeleitet worden ist. In der ‚aufgeweichten‘ Form gilt die Wenn-dann-Beziehung nur mit einer gewissen statistischen Wahrscheinlichkeit. Gilt sie unbeding, dann ist das die deduktiv-nomologische Variante der Erklärung nach Hempel-Oppenheim. Gilt sie bedingt, dann spricht man von der induktiv-statistischen Variante. Auch für diese ein Beispiel: Explanandum sei die Geburt eines Säugetier-Kindes. Im Explanans steht, neben den sonstigen Randbedingungen, eine Regularität etwa der Art: Wenn ein männliches und weibliches Exemplar einer Säugetiergattung miteinander Geschlechtsverkehr haben, kommt es zur Befruchtung der Eizelle durch die Samenzelle. Dies tritt allerdings nicht zwangsläufig ein, sondern lediglich mit einer gewissen statistischen Wahrscheinlichkeit.

II.

Für die Wissenschaftstheoretiker ist das natürlich allersimpelste Lehrbuchweisheit. Ich möchte diese (Fast-)Trivialitäten auch nicht weiter breittreten, sondern gleich zu der Frage nach dem Nutzen oder auch Nachteil des H-O-Schemas für den Historiker übergehen. Sagen muss man auf jeden Fall: Das Schema besticht durch seine logisch-begriffliche Präzision. Und es macht es, unter uns gesagt, den Historikern leichter, Anleihen beim Prestige der Naturwissenschaften zu nehmen und damit unsere Minderwertigkeitskomplexe zu bekämpfen. Leitwissenschaft ist die Geschichte ja längst nicht mehr. Die Frage ist allerdings, wie weit das H-O-Modell trägt und inwieweit es hilft, die speziellen Probleme geschichtswissenschaftlicher Forschung zu bearbeiten. Wir wollen ja nicht irgendwelche elegante, abgehobene Konstruktionen, sondern solides Handwerkszeug. Dazu jetzt also einige Überlegungen.⁹ Es gibt, wie eingangs angekündigt, insgesamt vier Problemfelder:

Erstens: Das Problem mit den Gesetzen muss man, auch vor dem Hintergrund der langdauernden und langwierigen wissenschaftstheoretischen Diskussion um diese Fragen, für die Geschichtswissenschaft unbedingt niedriger hängen: Die streng deduktiv-nomologische Variante der Erklärung wird hier die große, ja die eigentlich kaum vorstellbare Ausnahme sein, die induktiv-statistische die Regel. Aber vielleicht ist bereits das zu optimistisch. Oft

wird man nicht einmal wirklich guten Gewissens von statistischen Wahrscheinlichkeiten sprechen können, weil die Zahl der Fälle, die dem Historiker zur Verfügung stehen, so gering ist. Man generalisiert über diese wenigen Daten, aber weil es eben so wenige sind, gewinnt man höchstens Faustregeln, die irgendwie intuitiv einleuchten. Das gilt natürlich nicht immer, aber doch des Öfteren. Ich rede aus den genannten Gründen auch nicht gerne von Gesetzen, eher von Gesetzmäßigkeiten oder Regularitäten; das ist schon das höchste der Gefühle. Ich möchte das Problem an einem Beispiel aus meinem engeren Arbeitsbereich verdeutlichen: Ich beobachte, dass es in den ostmitteleuropäischen sozialistischen Regimen in der Aufbauphase nach 1945 zu einer Vernachlässigung der Konsumbedürfnisse der Bevölkerung gekommen ist. Regelmäßig werden dadurch Aufstände losgetreten. Ich sage „regelmäßig“, aber eigentlich habe ich nur die Fälle DDR und Tschechoslowakei 1953 und Ungarn bzw. Polen 1956 zur Verfügung. Mehr gibt die Geschichte Ostmitteleuropas eben einfach nicht her. Den Zusammenhang zwischen *austerity* und Aufstandsneigung formuliere ich also auf karger empirischer Grundlage. Aber positiv gewendet sind solche erste Hypothesen immerhin ein Impuls, nach mehr einschlägigen Fällen zu suchen: natürlich nicht nur nach bestätigenden, sondern auch nach widerlegenden. Meine Faustregel gibt mir also eine probate Heuristik an die Hand: Ich stochere ab jetzt nicht mehr in den Daten herum, sondern ich suche systematisch. Die experimentellen Naturwissenschaften haben es übrigens, wenn sie an einem Mangel an Fällen leiden, meist einfacher: Sie produzieren weitere Daten – experimentell, im Labor; der Historiker muss, wie gesagt, sich in der Geschichte umsehen, was diese an Fällen hergibt. Oder er muss warten, bis die Zukunft neues Material bringt – und hoffen, dass er dabei nicht allzu alt und grau wird. Hier gibt es also ein Problem, aber ich halte es prinzipiell für lösbar.

Zweitens: Wer als Historiker von Gesetzen redet, muss sich gegen bestimmte Missverständnisse oder gar Unterstellungen verwahren. Erstes Missverständnis ist, dass das mit der Wirkung von Gesetzen teleologisch gemeint sei: Im Übergang von der Ursache zur Wirkung sei irgendwie ein dunkler Drang involviert; dieser treibe dann auch längere Ursache-Wirkungs-Ketten voran. So war das nicht gemeint, jedenfalls nicht von mir. Ich beschreibe Ursache-Wirkungs-Beziehungen immer nur als faktisch-empirisch, die Kategorie der Notwendigkeit und dergleichen kommt bei mir nicht vor. Zweites Missverständnis: Die Rede von gesetzmäßigen Abläufen sei notwendig normativ gefärbt, es werde also behauptet, dass solche Übergänge von a nach b und so fort irgendwie „gut“, „moralisch richtig“ oder dergleichen gewesen seien. Solche normativen Anwendungen liegen jedenfalls mir völlig fern. Ein Beispiel: Die Modernisierungstheorie etwa liefert, finde ich, recht brauchbare Erklärungen für bestimmte langfristige Wandlungsprozesse in westlichen Gesellschaften. Wenn ich diese Theorie und die dort enthaltenen Ursache-Wirkungs-Beziehungen verwende, behaupte ich damit nicht, Modernisierung sei wünschenswert (oder das Gegenteil davon) gewesen. Ich sage hierzu schlicht und einfach gar nichts.

Und noch eine weitere Verwahrung oder Distanzierung: Weil mein Erklären so radikal empirisch, ja – *cum grano salis* – faktenhuberisch gemeint ist, würde ich, wenn von Regularitäten bzw. Groß-Gebilden auf der Basis solcher einfacher Regularitäten die Rede ist, ungern die geschichtstheologischen oder -metaphysischen Megakonstruktionen à la christliche Heilsgeschichte oder Hegel'sche Geschichtsphilosophie und dergleichen mit im Boot haben. Auch den Passagieren Karl Marx und Oswald Spengler würde ich kein Ticket ausstellen. In all diesen Lehren stecken natürlich *auch* Aussagen über

Ursache-Wirkungs-Beziehungen, die man empirisch testen könnte. Aber im Wesentlichen sind das doch sehr schwungvolle Konstruktionen mit eher schwachen empirischen Fundamenten. Die Schwäche könnte man im Prinzip heilen. Allerdings: Ich habe den Verdacht, dass manche dieser Theoretiker eigentlich gar nicht auf den Prüfstand der Empirie hinaufwollen. Sie begreifen ihre Konstrukte als eine prinzipiell andere Sorte von Wissen: als Heilswissen oder als spekulatives Wissen oder dergleichen (ich sage hier natürlich nichts Neues, es steht eigentlich alles schon in Poppers „Elend des Historizismus“¹⁰). Hier sind nicht von ungefähr meist massive Wertungen im Spiel: positive oder negative Apokalyptiken, Heils- oder Untergangsgeschichten. Hinzu kommt: Meist sind diese Theorien janusköpfig. Sie enthalten nämlich Aussagen über die Vergangenheit, aber auch Prognosen über die Zukunft. Die Trennlinie, die ich ziehen will, ziehe ich auch deswegen, weil ich Prognosen für problematisch halte – ich komme hierauf noch zurück. Soweit also die Verwahrungen, Klarstellungen und Distanzierungen.

Und jetzt zum dritten Problempunkt: Gesetzmäßigkeiten und Individualität. Der Historiker, so heißt es, habe es mit Einzigartigkeiten zu tun. Diese könne man nicht in Schemata pressen. Nun sind natürlich alle Ereignisse individuell – auch Naturereignisse übrigens. Auch jedes Laborexperiment ist ein individueller Vorgang, und jedes Ergebnis eines Laborexperiments hat sozusagen seine Individualität. Aber, so geht der Einwand weiter, historische Entitäten seien eben viel komplexere und sehr viel individuellere Entitäten als diejenigen, mit denen es die Naturwissenschaften zu tun haben.¹¹ Die Erwärmung von Quecksilber begegnet uns in einer Vielzahl recht ähnlicher, simpler, sozusagen modularer Ereignisse. Diese sind einfach zu standardisieren, weil die Randbedingungen – Luftdruck, Gravitationsverhältnisse und ein paar weitere, aber eben nicht recht viele mehr – im Labor leicht konstant zu halten sind. Und der Zusammenhang zwischen der Temperatur und der Ausdehnung einer Quecksilbersäule ist eine ziemlich krude Regularität, die sich mit einer einfachen mathematischen Formel beschreiben lässt.

Historische Ereignisse hingegen, so heißt es, haben überaus intrikate Randbedingungen: Randbedingungen, die niemand, geschweige denn der Historiker, kontrollieren kann. Zudem ordnen sie sich zu je speziellen Konfigurationen und – vor allem dies ist lästig und ärgerlich – sie wiederholen sich in dieser *speziellen* Konfiguration nie. Oft möchte man ja auch gar nicht, dass sie sich wiederholen: Ich denke hier etwa an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs oder die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler oder den „11. September“. Man braucht bei solchen Ereignissen sehr umfangreiche und komplizierte Beschreibungen der Anfangsbedingungen; diese zusammengenommen machen die immens komplexe Individualität des Ereignisses aus. Dies also einerseits. Andererseits werden als *covering law* dann eher triviale Weisheiten bemüht. Nehmen wir das Beispiel der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler: Zu den Randbedingungen gehört die politische, vor allem auch die ökonomische Lage mindestens in Deutschland, und viele andere Strukturen und Prozesse mehr. Im unmittelbaren Vorfeld der Ernennung Hitlers tauchen dann auch Personen auf, etwa der ziemlich senile Reichspräsident Hindenburg oder dessen intrigierende Entourage, die eine ‚Lösung Hitler‘ erproben will, und so fort. Da entfällt also sehr viel Arbeit auf die Beschreibung des Faktenrahmens. Die in diesem Rahmen bemühten Regularitäten sind dann allerdings eher küchenpsychologische, ja tautologische Weisheiten à la „immer wenn ein knallharter Machtpolitiker eine Chance sieht, greift er zu“; oder – was auch jeder unterschreiben würde – „Massenarbeitslosigkeit hat zur Folge, dass die Massen autoritäre

Lösungen herbeiwünschen“. Solche Gesetzmäßigkeiten werden in historischen Darstellungen ja meist nicht einmal explizit formuliert, eben weil sie *conventional wisdom* sind: selbstverständliches Alltagswissen, das sich der Leser selbst zusammenreimt, ohne dass man ihn mit der Nase drauf stoßen muss. Die defätistische Schlussfolgerung wäre, dass die Arbeit des Historikers also im Wesentlichen doch aufs Beschreiben hinausläuft. Erklären mittels Gesetzmäßigkeiten gebe es zwar, aber das sei ein ödes und triviales Geschäft. Ich würde dem so nicht zustimmen. Warum? Derzeit werden in der Welt der Finanzen ja alle möglichen Rettungspläne entworfen. Ich möchte jetzt einen Rettungsplan für Hempel und Oppenheim entwerfen.

Beginnen wir so: Die Fülle der Individualität historischer Entitäten ist unbestreitbar. Aber das Erklären zielt ja gar nicht auf diese Totalität. Erklärt werden sollen immer nur bestimmte Aspekte, Segmente und Schichten einer Entität. Man greift aus dieser also bestimmte Sachverhalte heraus. Man abstrahiert: man speckt sozusagen Individualität ab. Was übrigbleibt, das kann man in Klassen einordnen. Ich sage es am besten gleich konkreter, mit einem Beispiel: Ich kann, ausgehend von der Machtergreifung Hitlers, abstrahierend aufsteigen zur Klasse faschistischer Machtergreifungen in der Zwischenkriegszeit. Diese Klasse ist klein: Sie würde als weiteres Element neben dem Nationalsozialismus nur den italienischen Faschismus enthalten. Man könnte weiter generalisieren, das heißt die Klasse umfangreicher machen; etwa indem man die misslungenen oder von vornherein aussichtslosen faschistischen Machtergreifungen, z.B. die in Österreich, dazu nimmt. Nächster Schritt: Ich kann eine Klasse der rechts- und der linksdiktatorialen Machtergreifungen bilden. Ich kann, noch allgemeiner, Institutionalisierungen diktatorischer und demokratischer Herrschaft zusammenfassen. Die Klassenmitglieder sind, ungeachtet aller Abstraktionen, noch identifizierbare historische Individuen (mit Individuen sind natürlich nicht nur natürliche Personen gemeint, sondern soziale Gebilde in einem sehr weiten Sinn). Aber je höher ich steige, desto weiter treten doch die individuellen Züge der „Fälle“ – wie ich jetzt bewusst sage – zurück, desto mehr werden die Unterschiede zwischen den Individuen ‚verrauscht‘, desto wichtiger wird die komparative Perspektive.

Wichtig ist nun, dass sich, im Blick auf diese Klassen, Bündel von nicht- oder jedenfalls weniger trivialen Ursachen spezifizieren lassen. Diese Ursachen müssen jetzt eine größere Zahl von Fällen erklären, deshalb ist es plausibel, dass sie komplexer sein müssen. Ich verdeutliche auch dies anhand eines Beispiels: Was die Klasse der faschistischen Machtergreifungen – sowohl der gelungenen wie auch der misslungenen – angeht, so kann man die folgende (in der Zeitgeschichte ziemlich gängige, aber das ist hier belanglos) Erklärung formulieren: Eine solche Machtergreifung ist dann erfolgreich, wenn eine mächtige traditionelle – konservative oder auch rechtsradikale – Rechte zustimmt bzw. mithilft; tut sie das nicht, strebt sie gar selbst nach der Macht, so werden die Faschisten von der Macht ferngehalten. Dies ist ein notwendiger, wenn auch vermutlich nicht hinreichender Bestandteil der Gesamterklärung. Aber egal, ich wollte nur das Verfahren im Prinzip verdeutlichen: Ich bin, ausgehend von der Machtergreifung Hitlers, einige Abstraktionsetagen höhergestiegen – und prompt taucht in meinem Explanans eine bereits viel komplexere Regularität auf: komplexer, insofern als sie die Interaktionen mehrerer Mitspieler, von Faschisten und anderen Rechten, in Rechnung stellt.

Ähnlich könnte ich vorgehen etwa im Blick auf Revolutionen oder Imperien. Der Aktionsradius des Historikers ist hier praktisch unbegrenzt. Ich konjugiere rasch noch das

Beispiel „Wirtschaftliches Wachstum“ durch, damit nicht der Eindruck entsteht, als würde ich mich ausschließlich mit der Ereignisgeschichte beschäftigen. Auch Wachstumsprozesse können Individuen sein: Man nehme etwa das Wirtschaftswachstum Österreichs zwischen 1945 und 2012. Wenn man auch hier, von solchen Einzelfällen ausgehend, höhere Stufen der Aggregation erklimmt und mit dem vergleichenden Blick durch die Weltgeschichte fährt, kann man – einzeln oder im Bündel – Faktoren spezifizieren, die Wachstum positiv oder negativ beeinflussen. Es gibt, mit anderen Worten, unterschiedliche Szenarien, die eher arm oder eher reich machen. Ich sage: Szenarien. Das sind also keine *einfachen* Ursache-Wirkungs-Beziehungen mehr, sondern komplexe Kombinationen naturräumlicher, sozialstrukturell-institutioneller und mentaler Determinanten. Mit „arm“ und „reich“ wollte ich übrigens auf den Titel des atemberaubend genialen Buchs von Jared Diamond¹² verweisen: ein Kabinettstück komparativer historischer Soziologie in global-historischer Perspektive. Fazit: Gehaltvoll Erklären heißt, einerseits individuelle Profile einebnen. Auf der anderen Seite werden die Gesetzmäßigkeiten gehaltvoller. Dies ist sozusagen eine Bewegung von zwei Seiten her, auf die Mitte zu. *Wie weit ich abstrahiere* – nun, da gibt es kein ‚falsch‘ oder ‚richtig‘. Das ist im Wesentlichen eine forschungspraktische Entscheidung, das hat auch viel mit meinen Erkenntnisinteressen zu tun.

Und nun zum vierten und letzten Problempunkt: zur Rolle des Zufalls. Der Zufall, so scheint es, liegt außerhalb der Welt von Ursache und Wirkung. Deshalb *überrascht* der Zufall. Aber er ist unabweisbar: Wir alle wissen, dass häufig Ereignisse und Entwicklungen eintreten, mit denen niemand vorab gerechnet hat. Wie nun soll eine Geschichtswissenschaft, die die Erklärung mittels Regularitäten zu ihrem Kerngeschäft erklärt hat, mit diesem Befund umgehen? Ich möchte einen Vorschlag machen, genauer und besser: eine ziemlich alte Idee aus der Philosophiegeschichte¹³ reaktivieren: Ausgangspunkt sind noch einmal einfache Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge. Sie lassen sich zu Kausalketten zusammensetzen, also: a verursacht b, dieses wiederum c, dieses d und so fort. Durch die Reihung solcher Schritte können Pfadabhängigkeiten¹⁴ entstehen. Das bedeutet: bestimmte Initialkonstellationen entfalten formierende Kraft für die Zukunft. Ist ein bestimmter Anfang gegeben, dann ist eine bestimmte Fortsetzung wahrscheinlich – nicht unbedingt in dem strikten Sinn, dass zeitlich folgende Sequenzen vom Früher gänzlich determiniert werden. Es ist eher so gemeint, dass institutionelle Trägheit bzw. Rigidität die Fortsetzung einmal eingeschlagener Wege wahrscheinlich macht. Auf diese Weise werden Korridore der Entwicklung definiert, innerhalb derer dann die Lösungen liegen, die plausibel und erwartbar sind. Ein Beispiel aus meinem eigenen Arbeitsbereich:¹⁵ Wenn man wie im Staatssozialismus Wirtschaftsplanung und die Herrschaft einer Staatspartei in die Fundamente des Systems einbetoniert hat, dann ist mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, dass *à la longue* die Wirtschaft immer weiter dem Plansystem unterworfen wird und die Gesellschaft der Politik; Übergänge zur Marktwirtschaft oder parlamentarischen Demokratie wären, im Blick auf die Initialkonstellation, in dieser Umgebung eher überraschend.

Solche Kausalketten, Pfadabhängigkeiten und so fort sind sozusagen der geordnete und gut verwaltete Teil der Geschichte. Und nun soll also der Zufall ins Spiel kommen. Der springende Punkt meines Arguments ist: Der Begriff Zufall ist nicht akausal gemeint: Zufall ist nichts Mystisches, Irrationales. Der Vorschlag lautet, Zufall das zu nennen, was *nicht* aus der Kausalkette, die man gerade im Blick hat, stammt, sondern was von außen hinzutritt. Ich wiederhole und unterstreiche: Zufälle sind nicht überhaupt undeterminiert,

sie stammen lediglich aus *anderen* Kausalketten. Wieder ein Beispiel: Interpretieren wir mein Schema von soeben, also: a verursacht b, dieses wiederum c und so fort, als die Entwicklungsphasen eines staatssozialistischen Systems. Im Aufbaustadium (a) wird der Konsum der Bevölkerung über Gebühr zurückgeschnitten, weil alle Ressourcen auf die Karte Schwerindustrie gesetzt werden. Die Wirkung aus dieser Ursache: Aufstände (b). Diese Wirkung wiederum wird zur Ursache für (c): Dies bedeutet, dass auf längere Dauer die Parteiführungen eine sozialistische Sozial- und Konsumpolitik entwickeln, die die Bedürfnisse der Bevölkerung besser berücksichtigt und die Neigung zu Unruhen dämpft. So weit, so gut. Das ist eine sicherlich plausible Entwicklungslogik. Und ungefähr so ist die Geschichte des Sozialismus im Groben und Großen ja auch tatsächlich verlaufen.

Eingeführt wird nun die Annahme, dass auf dem Weg zwischen (b) und (c) ein Vulkanausbruch die Infrastrukturen dieser Gesellschaft komplett zerstört. Die Gesellschaft kann überleben – allerdings nur durch Auslandshilfe. Diese kommt von einem erzkapitalistischen Staat, der als Gegenleistung die Liquidation des Sozialismus fordert. Dieser Forderung wird nachgegeben, denn anders wäre die nackte Haut nicht zu retten. In meinem fiktiven Beispiel – fiktiv zumindest, was den hier bemühten Vulkanausbruch angeht – lenkt also ein zufälliges, externes Ereignis von der Entwicklungslogik des Sozialismus ab bzw. macht sie zunichte. Zufällig und extern ist der Vulkanausbruch aus der Sicht der sozialistischen Systemlogik. Aber als Naturereignis steht er natürlich in eigenen, anderen Ursache-Wirkungs-Ketten.

Ich fasse zusammen: Der Historiker kann bzw. muss in der Vergangenheit Kausalitätsketten ausfindig machen. Die volle Wahrheit hat er aber erst dann beisammen, wenn er Zumischungen von Zufällen mitberücksichtigt. Dieses Auseinanderdröseln und Wiederausammeln ist nicht immer so einfach wie in meinem Beispiel, in dem die *soziale* Pfadlogik des Sozialismus so eindeutig von der *physikalischen* oder *geologischen* oder *meteorologischen* Logik des Vulkanausbruchs abzugrenzen war und wo ‚intern‘ und ‚extern‘ derart scharf und präzise geschieden werden können. Häufig ist es schwieriger: Wo z.B. eine große historische Persönlichkeit eine Pfadlogik ‚durcheinanderbringt‘, wo etwa ein Alexander gordische Knoten durchhaut, dort könnte ich diese Persönlichkeit natürlich als externen, als zufälligen Faktor auffassen und sie, etwa aus einer individualpsychologischen Kausalkette kommend, in ‚meine‘ Kette eintreten lassen. Aber vielleicht ist der „große Mann“ (oder die „große Frau“) irgendwie um zwei Ecken doch auch ein Produkt der Verhältnisse, die ich als Pfadlogik bezeichnet habe? Hier wird es, wie man sofort erkennt, unübersichtlich. Aber prinzipiell kommt es mir doch so vor, als wären die Verschlingungen von gesetzmäßigem Ablauf und Zufall mithilfe der Unterscheidung intern-extern zu bewältigen.

Wichtig ist jetzt noch Folgendes: Zufall und Ursache-Wirkungs-Ketten kann man im Blick auf die Vergangenheit auseinanderzuklamüsern versuchen. Wenn man, in Gegenrichtung, in die Zukunft blickt, so könnte man – vielleicht – die eine oder andere massiv ins Auge springende Pfadabhängigkeit extrapolieren. Aber man weiß natürlich nicht, mit welchen Zufällen diese Kausalkette verschlungen sein wird. Deshalb ist es mit den Prognosen so schwer. Ich möchte es in diese Formel packen: Geschichte ist *ex post* rekonstruierbar, weil wir die Kausalketten *und* die Zufälle kennen. Sie ist aber nicht *ex ante* prognostizierbar, weil wir zumindest die *externen* Faktoren nicht kennen. Was die Unsicherheit von Prognosen angeht, so muss man vermutlich noch differenzieren. Demografische Prognosen etwa

gelten gemeinhin als relativ robust, weil die zugrundeliegenden biologischen Faktoren wie Natalität und Lebenserwartung relativ stabil sind. Aber nur eine Vogelgrippe oder wieder einmal ein Vulkanausbruch – und auch hier kommt alles durcheinander.

Fazit

Eingangs habe ich postuliert, wir dürften nicht bei den einfachen Ursache-Wirkungs-Beziehungen bzw. -Ketten stehenbleiben. Ich habe einiges von diesem Programmpunkt schon *en passant* erledigt. Wenn man nämlich, wie ich das vorexerziert habe, Klassen auf höheren Ebenen der Abstraktion bildet und in eins damit die vergleichende Perspektive einnimmt, dann treibt es die Forschung quasi selbsttätig über das Einzelne, das „Idiographische“, wie Windelband das bekanntlich genannt hat, hinaus. Dann gelangt man zu Forschungsprogrammen, die mehr sind als eine Addition von Narrativen. Sie sind Impulsgeber für die Entwicklung von Theorien größerer Reichweite.

Wenn man Programmhaftigkeit wünscht, dann muss man allerdings in Rechnung stellen, dass das eine ansprechende Idee ist, dass unser Historiker-Alltag aber teilweise anders funktioniert. Natürlich bearbeiten wir dies und das und manches Andere nur deswegen, weil es etwa eine Dienstverpflichtung ist oder weil man Drittmittel dafür bekommt oder weil der Ruhm winkt. So also sieht unsere Praxis aus. Sie ist oft kurzatmig, improvisiert und vorrangig an Geld, Ehre und Karriere orientiert. Aber als regulative Idee würde ich Programmhaftigkeit trotzdem ungern aufgeben, auch wenn wir nicht alle, wie Jared Diamond, eine Weltgeschichte schreiben wollen oder können.

Belassen wir es dabei. Ich möchte abschließend noch einmal zum Anfang meiner Überlegungen zurückkehren. Es gibt, so hatte ich dort behauptet, im Blick auf meine Titelfrage bessere und schlechtere Argumente. Warum und inwiefern kann eigentlich die hier skizzierte Auffassung beanspruchen, besser zu sein als diejenige, die ich, zugegeben recht schematisch und sicherlich polemisch überspitzt, als „kulturalistisch“ etikettiert habe: der es also um Vielfalt, Differenz und Alterität, um die „dichte Beschreibung“ vorzugsweise von Mikrokosmen und Mikrophänomenen geht? Steht hier nicht Behauptung (von Wissenschaftlichkeit) gegen Behauptung (von Wissenschaftlichkeit)? Wo ist das Amt für Wissenschaftlichkeit, das hier per Verordnung entscheidet?

Nun, ich glaube, das in diesem Essay vorgestellte Konzept hat zwei Vorteile: Zum einen besitzt es mehr begriffliche Präzision, zum anderen ist es umfassender als die Gegenposition. Der Begriff Gegenposition ist ja eigentlich auch gar nicht adäquat. Diese andere Position wird nicht etwa dementiert und demontiert, sie wird nicht *in toto* zurückgewiesen. Vielmehr wird sie inkludiert. Auch wenn ich auf Erklärung und auf Gesetzmäßigkeiten abhebe, muss ich ja vorgängig beschreiben; und wenn ich beschreibe, dann beschreibe ich natürlich auch und gerade Vielfalt, Differenz und Alterität. Das soll, das muss sogar so sein, wenn ich, im nächsten Schritt, Individualität ‚abspecken‘ und Klassen bilden will, um zu triftigen Erklärungen zu gelangen. Die Entgegensetzung von theoriefundiert-erklärender Makro-Struktur- und theorieilos-beschreibender Mikro-Kultur-Geschichte ist ohnehin eine Pseudo-Dichotomie: Auch Kultur hat ja Strukturen. Gesetzmäßigkeiten kann ich auch in den kleinen Räumen und im Kontext des „lebensweltlichen Paradigmas“ (Hanns Haas, Ewald Hiebl) dingfest machen; was dort passiert, ist prinzipiell generalisierbar. Und

huge comparisons sind, um auf einen berühmten Buchtitel von Charles Tilly¹⁶ anzuspieren, eben nicht nur im Hinblick auf *big structures* und *large processes* möglich. Dass „Mikro“ *faktisch* meist auf kleinteilige Deskription abonniert ist und viele Mikrologen mit ihren Nasen nicht über ihre Gartenzäune hinausreichen, ist ein kontingentes Faktum. Es liegt nicht in der Natur der Sache. Weil „Mikro“ und „Makro“ also nach den gleichen Prinzipien funktionieren, müssen sie auch nicht einfach nebeneinanderstehen. „Mikro“ und „Makro“ sind keine Monaden; die beiden Perspektiven sind keineswegs inkommensurabel. Man kann sie zusammenschalten. Die ‚kleinen Räume‘ bekommen so einen Rahmen. Was dort geschieht, wird angebunden und eingeordnet. Umgekehrt sind die Befunde ‚von unten‘ geeignet, die Gesamtsicht immer aufs Neue zu korrigieren.

Das zu tun, was die Kulturalisten tun und dabei die Arbeit an den weiterreichenden Regularitäten und den längeren Kausalketten nicht zu lassen, ist also durchaus möglich – außer, man würde sich darauf versteifen, Alterität, Individualität, Idiosynkrasie und dergleichen als ontologische Kategorien zu adeln und das Besondere vor dem Allgemeinen durch eine unhintergehbare Wert- und Interessenpräferenz auszuzeichnen. Dass nun aber die umfassendere Wissenschaft die ‚bessere‘ und ‚wissenschaftlichere Wissenschaft‘ sein soll, das müsste eigentlich auch erst noch begründet werden. Vorerst bin ich davon einfach nur überzeugt. Jedenfalls manchmal. Dann wieder kommt mir diese Überzeugung wie eine *petitio principii* vor, wie ein Argument also, dessen *conclusio* bereits in den Prämissen steckt. Aber belassen wir es fürs Erste dabei, bei diesen ersten, mühsamen Gehversuchen auf einem schlüpfrigen, extrem komplizierten Terrain. Ich wollte lediglich einige Ausgangspunkte für weitere Überlegungen markieren ...

Anmerkungen

- 1 Der Text fußt im Kern auf einem Vortrag im Seminar für Philosophie der Universität Salzburg und in der Salzburger Philosophischen Gesellschaft; der Duktus mündlicher Rede wurde weitgehend beibehalten. Zum Essaycharakter der Überlegungen gehört die Sparsamkeit der Fußnoten. Der weite Ausgriff erfordert entweder sehr ausführliche Belege – oder eben (fast) gar keine.
- 2 Die analytische Philosophie ist im Verlauf ihrer über hundert Jahre alten Geschichte ‚ausgefranst‘ – und deshalb nicht mehr in einer handlichen Definition zu fassen: Vgl. Hans-Johann Glock, *What is Analytic Philosophy*, Cambridge 2008. Unverzichtbar insbesondere für alle Probleme der Erklärung und Begründung (und für die Methodologie der historischen Wissenschaften bis heute weitestgehend unausgewertet) immer noch die große Zusammenschau von Wolfgang Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, 4 Bde., Berlin 1973–1983.
- 3 Eugen Kogon, *Der SS-Staat*, München 1998 (zuerst 1946).
- 4 Vgl. zum Folgenden: Stegmüller, *Probleme und Resultate*, Bd.1, München 1983, 110–112.
- 5 Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 2001.
- 6 Für furchterregende Tiefenblicke vgl. etwa: Michael Esfeld, *Kausale Strukturen. Einheit und Vielfalt in der Natur und den Naturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2010; ders., *Kausalität*, in: Andreas Bartels/Martin Stöckler (Hg.), *Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch*, Paderborn 2009, 89–107; Mario Bunge, *Kausalität. Geschichte und Probleme*, Tübingen 1987.
- 7 Vgl. hierzu etwa: Manfred Stöckler, *Philosophische Probleme der Quantentheorie*, in: Bartels/Stöckler (Hg.), *Wissenschaftstheorie*, 245–263; Anna Ijja, *Der Alte mit dem Würfel. Ein Beitrag zur Metaphysik der Quantenmechanik*, Göttingen 2011.
- 8 Vgl. zum Folgenden: Stegmüller, *Probleme und Resultate*, Bd.1, 113–128; Gerhard Schurz, *Wissenschaftliche Erklärung*, in: Bartels/Stöckler (Hg.), *Wissenschaftstheorie*, 69–88.

- 9 Grundlegend für den gesamten Abschnitt II. wieder die Überlegungen zur wissenschaftlichen Erklärung generell bei Stegmüller, Probleme und Resultate, Bd.1; zur historischen Erklärung im Besonderen: ebd., 389–414; vgl. insbesondere auch die Diskussion der (skeptischen) Überlegungen Drays zur Anwendbarkeit des H-O-Schemas in den Geschichts- und Sozialwissenschaften bei Schurz, Wissenschaftliche Erklärung, bes. 73–76; vgl. auch die Diskussion bei Chris Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997, 65–87, 189–321. Nicht sehr glücklich ist hier die Etikettierung der Befürworter des H-O-Schemas als „positivistisch“. Die aktuelle analytische Philosophie und Wissenschaftstheorie hat mit dem platten Glauben der Positivisten des 19. Jahrhunderts an Sinnesdaten (und weiter nichts) kaum etwas zu tun.
- 10 Karl Popper, Das Elend des Historizismus, Tübingen 2003.
- 11 Diskussion dieses Problems (jedoch nicht der hier vorgeschlagenen Lösung) bei Stegmüller, Probleme und Resultate, Bd.1, 412.
- 12 Jared Diamond, Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt am Main 2011.
- 13 Vgl. als instruktive Einführungen in die Problematik aus der Perspektive des Historikers: Peter Vogt, Kontingenz und Zufall. Eine Ideen- und Begriffsgeschichte, Berlin 2011; Arnd Hoffmann, Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie, Frankfurt am Main 2005.
- 14 Rolf Ackermann, Pfadabhängigkeit, Institutionen und Regelreform, Tübingen 2001.
- 15 Die Konzeptualisierung stammt allerdings von Kornai. Vgl. János Kornai, Das sozialistische System. Die politische Ökonomie des Kommunismus, Baden-Baden 1995.
- 16 Charles Tilly, Big structures, large processes, huge comparisons, New York 1989.

Vom Brief zum Forschungsprojekt

Rekonstruktion des Forschungsprozesses oder Mikrogeschichte angewandt

I.

Bei einem meiner vielen Besuche des Perchtoldsdorfer Marktarchivs in den 1990er Jahren, dessen außergewöhnlich dichte Überlieferung von Malefizprozessen des 17. und 18. Jahrhunderts damals im Zentrum meiner Forschung stand, erweckten eines Tages 13 Kartons meine Aufmerksamkeit, welche mit „Niedere Gerichtssachen des 18. Jahrhunderts“ beschriftet waren. Da im Archivverzeichnis keine weiteren Informationen zum Inhalt vermerkt waren, nahm ich einen dieser Kartons aus dem Regal. Beim Durchblättern blieb mein Blick auf einem kaum entzifferbaren Brief hängen.¹ Mit ungelener Handschrift und einer stark phonetischen Schreibweise bestätigte die Verfasserin, dass sie den Brief ihres Ehemannes erhalten und diesem mit „viller verwundrung“ entnommen habe, dass „du dich von mir wilt scheiden lassen“. Auch ihr, so die Schreiberin weiter, erscheine es vernünftiger „geschiten“ zu werden, als weiterhin ihr Leben in einem so „misvergignen standt“ und „verdruß“ zu verbringen.

Meine Recherchen zur Kontextualisierung des Briefes, welche im Folgenden nachgezeichnet werden, sind mit verantwortlich dafür, dass ich heute, mehr als zehn Jahre später, gemeinsam mit Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zur Ehegerichtsbarkeit forsche. In dem vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanzierten Projekt *Ehen vor Gericht* beschäftigen wir uns seit Oktober 2011 mit der in der österreichischen Geschichtswissenschaft nahezu vergessenen Institution der „Trennung“ bzw. „Scheidung von Tisch und Bett“ zwischen dem ausgehenden 16. Jahrhundert und der Mitte des 19. Jahrhunderts.² Dass Innovationen in der Forschung nicht auf das „Genie“ der Forscher/-innen, sondern sehr oft auf Zufallsfunde rückführbar sind, wird vor allem in der anthropologischen Forschung seit vielen Jahren unter dem englischen Begriff *serendipity* beschrieben und diskutiert.³

Im folgenden Werkstattbericht soll der Versuch unternommen werden, den langen Weg vom Fund des „Scheidungsbriefes“ zum Forschungsprojekt zu beschreiben und damit gleichzeitig ein Einblick in angewandte Mikrogeschichte gegeben werden. Gezeigt werden soll nicht nur die Vielfalt an Informationen, welche sich zu „gewöhnlichen“ Frauen und Männern finden lassen, sondern auch, wie sich die verschiedenen Bedeutungsebenen des Briefes erst durch eine Dialogisierung von Mikro-, Meso- und Makroebene erschließen ließen. Dass die mikrohistorische Zugangsweise sehr arbeitsaufwändig ist und sich daher

eher für Teamarbeit und weniger für individuelle Profilierungen eignet, soll dabei nicht verschwiegen werden.

Abbildung 1: Vorder- und Rückseite des Briefes



(Fotografie: Andrea Griesebner)

Abbildung 2: Innenseiten des Briefes



(Fotografie: Andrea Griesebner)

[Abbildungen siehe Druckfassung]

II.

Für eine Datierung des „Scheidungsbriefes“ in das 18. Jahrhundert sprachen neben der archivalischen Einordnung auch die Handschrift und die Sprache. Der Umstand, dass ein Ehemann sich scheiden lassen wollte und die Ehefrau mit der Scheidung einverstanden war, wäre weniger bemerkenswert gewesen, hätte der Markt Perchtoldsdorf zu einem der reformierten oder lutherischen Territorien des Alten Reichs gehört, wo die Ehescheidung, wenngleich nur eingeschränkt, seit dem 16. Jahrhundert möglich war.⁴ Der Markt Perchtoldsdorf befand sich aber im Erzherzogtum unter der Enns, einem Territorium, in welchem die katholische Kirche das Religionsmonopol hatte und bis zum Erlass des Toleranzpatents 1781 andere christliche Konfessionen nicht einmal toleriert waren.⁵ Für die römisch-katholische Kirche ist die Ehe unauflöslich, sie kann zwar annulliert oder getrennt, nicht aber geschieden werden. Bei dem scheidungswilligen Ehepaar, so meine damalige Vermutung, konnte es sich daher entweder nicht um Untertanen des Erzherzogtums handeln, oder aber ich hatte einen Hinweis auf eines der wenigen Ehepaare gefunden, welche sich nach 1781 im Erzherzogtum zur lutherischen Konfession bekannten. Warum war dieser Brief aber im Archiv der Marktgemeinde überliefert? Und welche „Schätze“ verbargen die erwähnten Kartons sonst noch?

Ein genauerer Blick legte den Verdacht nahe, dass bei der Ordnung des Archivs in den 1960er Jahren in diesen Kartons all jene Schriftstücke abgelegt worden waren, welche in irgendeiner Weise mit der Funktion des Marktes als Ortsgericht für seine Bewohner/-innen zu tun hatten, jedoch nicht die Malefizgerichtsbarkeit betrafen. Die Grenze zwischen ortsgerechtlich zu ahndenden Vergehen und landgerichtlich zu bestrafenden Verbrechen war im 18. Jahrhundert, wie ich in meiner Mikrogeschichte des Perchtoldsdorfer Landgerichts zeigen konnte, fließend. Die Zuordnung war weniger von der Handlung selbst, als vom Kontext und der sozialen Position der beteiligten Personen abhängig.⁶

Den in den Kartons verwahrten losen Schriftstücken lag weder eine erkennbare chronologische, noch eine sachliche Ordnung zugrunde. Ein von der Marktgemeinde Perchtoldsdorf finanziell unterstütztes Projekt zur Erschließung, Ordnung und Registrierung dieses Quellenkorpus ermöglichte es, zwischen April 1999 und April 2000 die einzelnen Texte in eine eigens dafür entwickelte Datenbank aufzunehmen.⁷ In Teamarbeit erfassten wir von jedem einzelnen Schriftstück sowohl formal-deskriptive Kategorien (Datum, Verfasser/-in, Textart und Adressat/-in) wie auch inhaltlich-deskriptive Kategorien (Verhandlungsgegenstand, Konfliktparteien, Urteil usw.). Die so erzeugten 3.932 Datensätze umfassen manchmal nur ein einziges Blatt, ein Verhör, ein Gutachten, eine Sachverhaltsdarstellung oder aber ein Konvolut zusammengehöriger Schriftstücke. In einem zweiten Schritt versuchten wir die einzelnen Schriftstücke wieder an ihren Entstehungskontext rückzubinden. Alle aufeinander verweisenden Textstücke wurden zuerst elektronisch, dann auch materiell wieder zusammengeführt und in Faszikel geordnet.⁸

III.

Die Kartons enthielten leider kein weiteres Schriftstück, welches ich in einen Zusammenhang mit dem Scheidungsbrief hätte bringen können. Zu meiner Überraschung fanden

sich aber weitere Quellen zu Ehekonflikten. Anna Maria Rodlin beschwerte sich 1773 in einem Schreiben an die Niederösterreichische (N.Ö.) Regierung, dass ihr Ehemann sie, trotz eines Konsistorialerlasses, welcher die „friedliche Cohabitation“ vorschrieb, nicht in das Haus lasse.⁹ Und einem Bericht des Marktrats an die N.Ö. Regierung aus dem Jahr 1776 war zu entnehmen, dass Anna Maria Stögerin vom Konsistorium die Genehmigung erhalten hatte, ein halbes Jahr getrennt von ihrem Ehemann Michael Stöger zu leben.¹⁰ Im ersten Fall hatte das Wiener Konsistorium dem Ehepaar das Zusammenleben aufgetragen, im zweiten Fall der Ehefrau eine sechsmonatige „Ehepause“ zugestanden. Eine erste Nachfrage im Wiener Diözesanarchiv nach Akten zur Ehegerichtsbarkeit war insofern entmutigend, als ich die Auskunft erhielt, dass Ehestreitigkeiten mündlich verhandelt wurden und es im Archiv der Diözese daher keine Quellen gäbe. Von der N.Ö. Regierung sind aufgrund des Brandes des Justizpalasts 1927 bekanntermaßen so gut wie keine Quellen überliefert.

Auch der Blick in die Forschungsliteratur war nicht erhellend. Die in den 1980er Jahren entstandenen Beiträge der historischen Familienforschung erwähnten die Ehejurisdiktion der katholischen Kirche mit keinem Wort.¹¹ Wie der von Reinhard Sieder 1987 veröffentlichte Forschungsüberblick zur Sozialgeschichte der Familie veranschaulicht, interessierten sich die Sozialhistoriker/-innen damals primär für den Wandel von Familienmodellen und die sich verändernden Funktionen der Ehe.¹² Die Konflikte im Ehealltag wurden ebenso wenig untersucht wie die rechtlichen Normen zur Ehe. Die Ehescheidung wurde, wenn überhaupt, meist kulturpessimistisch als ein ab den 1960er Jahren quantitativ relevantes gesellschaftspolitisches Problem betrachtet.¹³ Als gewinnbringend erwies sich dagegen der Blick über den historischen Tellerrand. Die feministische Juristin Ursula Floßmann hatte in ihrer erstmals 1983 publizierten *Österreichischen Privatrechtsgeschichte* im Abschnitt zum Familienrecht auch die großen Linien des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eherechts skizziert,¹⁴ die rechtlichen Veränderungen nach dem *Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch für die gesamten deutschen Erbländer der Österreichischen Monarchie* (ABGB) beschrieb auch der Jurist Oskar Lehner.¹⁵

Über die Findbehelfe des Oberösterreichischen Landesarchivs, welche zu unserem Erstaunen den Eintrag „Ehescheidung“ enthielten, konnte Cornelia Schörkhuber-Drysdale, eine der Mitarbeiterinnen des erwähnten Archivprojekts, Herrschaftsakten zu zwei Ehepaaren ausfindig machen, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Passauer Konsistorium um eine Trennung von Tisch und Bett ersucht hatten. Erfolgreich war auch ihre Suche nach Überlieferungen des Passauer Konsistoriums, welches bis zum Josephinischen Ehepatent von 1783 die Ehejurisdiktion im Erzherzogtum Österreich ob der Enns innehatte. Die Trennungsverhandlung beider Ehepaare war in den im Archiv des Bistums Passau verwahrten Konsistorialprotokollen verzeichnet.¹⁶

IV.

In den österreichischen Erzherzogtümern ob und unter der Enns konnte die Ehe katholischer Ehepaare zwar nicht geschieden, aber von den Diözesangerichten von Tisch und Bett getrennt werden. Zur Bezeichnung dieser Praxis wurden in der Alltagssprache die Begriffe „trennen“ und „scheiden“ oft synonym verwendet. Dass ein Ehepaar sich „scheiden“ lassen wollte, erwies sich damit als weniger außergewöhnlich als zu Beginn vermutet. Fasziniert

war ich aber weiterhin von dem selbstbewussten Ton, den die anfangs erwähnte Schreiberin gewählt hatte. Sie teilte ihrem Mann mit, dass sie nicht gewillt sei, die „schlechtigkeiten“, die er ihr in der Zeit, die sie zusammen lebten, angetan habe, weiter zu ertragen. Sollte das Gericht sie zwingen, wieder mit ihm leben zu müssen, so würde sie auf die erste „schlechte reth“ alle „dag“ mit ihm raufen. Die „Bederstorfer [Perchtoldsdorfer] wurden deglich ein neyes spitakel sehen“. Was die „Bederstorfer“ sich denken würden, wäre ihr egal, denn „mein ehr hast du mir ohnehin schon auf allen seiden geschmolet“, weshalb sie sich auch nicht scheuen werde, auf seine Schreie mit Gegenschreien zu antworten und so zu „lernen, dass das haus mecht zusam fahlen“. Auch wäre sie „gewiß nicht mehr so fromm und hielt dirs Maul so wie eheter“. Sie habe sich, „da du mich herein liest in mein leben“, vorgenommen, nicht mehr nach Perchtoldsdorf zu gehen, denn „dein brod, daß ich mit dir in den verdamden ort gefresen hab, hab ich sauer genug gefresen, ich verlang kein bisen mehr darvon“. Sie verlange nicht „zu faulenzten, mir ist herin die arbeit gesinder alß daß ihmer werde sitzen“. Zu dem einsamen Leben, in dem sie weder Gott noch der Welt dienen könne, „bin ich nicht gebohren“. Die kurze Zeit, die sie noch zu leben habe, wolle sie „in ruhe und friden gnisen“ und sich nicht selbst das Leben verkürzen. Er solle deshalb nur sein Vorhaben umsetzen, sie willige ein. Er soll „den gleinen“ zu sich nehmen, für die beiden größeren Kinder wolle sie, so gut sie könne, sorgen. Er habe nun ihre Meinung gehört und sie die seine. Er solle nun „zum werkh“ schreiten.¹⁷

Welche gesellschaftliche Position ermöglichte es der Schreiberin sich darüber hinwegzusetzen, was die Nachbarn dachten, sich ihr Leben nicht durch eine unerträgliche Ehe verkürzen zu lassen und ihrem Mann vorzuschlagen, dass er den jüngsten Sohn zu sich nehmen solle, während sie für die beiden größeren Kinder sorgen wolle?

V.

Carlo Ginzburg und Carlo Poni haben bereits 1979 als Gegenentwurf zur zunehmenden Fragmentierung der Geschichtswissenschaften in Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte und Sozialgeschichte dafür plädiert, Personennamen als Faden der Ariadne zu nützen, um Quellen verschiedenster Provenienz zu verknüpfen und so neue und auch dichtere Einsichten in vergangene Lebenswirklichkeiten zu gewinnen.¹⁸ Welche Informationen waren über eine Frau zu finden, die mit Sicherheit nicht den sozialen oder politischen Eliten angehört hatte und von der ich nicht mehr wusste, als dass sie im 18. Jahrhundert gelebt hatte? Ihre Unterschrift entzifferte ich als Catharina Setzerin. Adressiert hatte sie den Brief an „Hern Stutzmiler, Briefdrager von dem Welt berimmden keiserlichen königlichen Markt Beederstorf“. Naheliegend war es daher, die 1754 erstellte *Seelenbeschreibung* des Marktes heranzuziehen. Unter den 1.723 erfassten „Seelen“ fanden sich keine Personen, deren Namen phonetisch mit „Stutzmiler“ übereinstimmten und die ortsansässigen Setzers konnte ich anhand der Pfarrmatriken als Verwandte oder ehemalige Ehemänner von Catharina ausschließen. Das Ehepaar musste also, wenn überhaupt, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Perchtoldsdorf gezogen sein. Ausgehend von der Überlegung, dass dem Scheidungsbegehren vorausgegangene Konflikte Spuren in den Ratsprotokollen hinterlassen haben könnten, verlegte ich meine Suche auf die Ratsprotokolle.¹⁹ Da diese weder über einen Personen- noch über einen Sachindex verfügen, musste ich zwangsläufig Seite

für Seite lesen. Regelmäßig vermerken die Ratsprotokolle die Beschwerden von Ehefrauen, die vom Marktrat erwarteten, dass er ihren Männern die ungerechtfertigte Ausübung physischer Gewalt verbiete, sie zur „Räson“ bringe oder auch für ein paar Tage in den Arrest nehme.²⁰ Obwohl ich immer noch keine Spur des Ehepaares Setzer oder Stütz Müller hatte, fand ich in den 1770er Jahren viele Einträge sowohl zu dem Ehepaar Anna Maria Rodlin und Wolfgang Rodl wie auch zu Anna Maria Stögerin und Michael Stöger, deren Namen mir seit der Ordnung der Kartons der „niederer Gerichtsbarkeit“ vertraut waren.²¹

Der neue Lehrveranstaltungstyp Forschungspraktikum eröffnete im Sommersemester 2004 erstmals die Möglichkeit, konkrete Forschung im Archiv und Lehre zu verbinden. Anhand der Quellenüberlieferung im Perchtoldsdorfer Marktarchiv suchte ich mit Studierenden Antworten auf die Frage zu erarbeiten, welche Vorannahmen und historischen Bedingungen die Überlieferung von Archivalien strukturierten.²² Ausgehend von den in der erwähnten Datenbank registrierten Archivalien zu Anna Maria Rodlin und Anna Maria Stögerin und den diesbezüglichen Einträgen in den Ratsprotokollen griffen Catharine Feik und Veronika Wieser die Frage nach den Handlungsoptionen katholischer Ehepaare auf, die nicht mehr gemeinsam leben wollten oder konnten. Ausgestattet mit dem Wissen aus der Diplomarbeit von Cornelia Schörkhuber-Drysdale, dass die Eheprozesse in den Passauer Konsistorialprotokollen dokumentiert sind, durchsuchten sie die im Diözesanarchiv Wien archivierten Wiener Konsistorialprotokolle der 1770er Jahre nach Einträgen zu den beiden Ehepaaren. Neben den gesuchten Trennungsverfahren von Anna Maria Rodlin und Anna Maria Stögerin fanden sie Einträge zu weiteren Perchtoldsdorfer Ehepaaren, welche auf Anzeige des Pfarrers vor das Wiener Konsistorium zitiert worden waren.²³ 2004 publizierte Johann Weissensteiner einen Artikel, in dem er zeigte, dass neben den „Pfarrsachen“ die „Ehesachen“ den Hauptinhalt der Protokolle des Passauer Offizials für Österreich unter der Enns ausmachen. Exemplarisch legte er für das Jahr 1666 dar, dass innerhalb der „Rubrik Ehesachen“ zwar die eingeklagten Eheversprechen und die Ehedispense überwiegen, die Ehestreitigkeiten mit 6,9 Prozent der Einträge aber ebenfalls eine relevante Größe darstellen.²⁴

Die Überlieferungen der „niederer Gerichtsbarkeit“ wie auch die Konsistorialprotokolle des 17. und 18. Jahrhunderts standen im Zentrum weiterer Forschungspraktika und Forschungsseminare, welche ich ab 2005 an der Universität Wien abhielt. Der Frage, wie der Marktrat, aber auch Nachbarn und Verwandte auf häusliche Gewalt reagierten, gingen Evelyne Luef und Petra Pribitzer in ihrer Diplomarbeit nach;²⁵ ausgewählte Eheverfahren analysierten Martina Bergmann und Brigitte Holzweber.²⁶

VI.

In den Wiener Konsistorialprotokollen war bis zum vorläufigen Ende der Ehejurisdiktion der Katholischen Kirche im Oktober 1783 weder eine Catharina Setzerin noch ein Herr Stütz Müller verzeichnet.²⁷ Dies ließ den Schluss zu, dass sich das Ehepaar erst nach Oktober 1783 „scheiden“ lassen wollte. Das Josephinische Ehepatent vom 16. Jänner 1783 hatte die Ehegerichtsbarkeit ab November 1783 an die weltlichen Behörden übertragen. Welche Gerichte waren für die Scheidungen von Tisch und Bett zuständig und wo befanden sich die Archivalien dieser Institutionen? Ursula Floßmann und Oskar Lehner hatten zwar die

großen Linien des Eherechts rekonstruiert, gaben allerdings keine Hinweise auf die für die Trennungen zuständigen Institutionen. Auch das Josephinische Ehepatent half in dieser Frage nicht weiter. Dem Patent konnte nur entnommen werden, dass die „Sonderung zwischen Eheleuten von Tisch und Bett“ bei den „landesfürstlichen Gerichtsstellen“ zu beantragen waren. Meine erste Nachfrage nach Scheidungsakten für die Zeit nach 1783 wurde sowohl von den Archivarinnen und Archivaren des Niederösterreichischen Landesarchivs wie auch jenen des Wiener Stadt- und Landesarchivs negativ beantwortet. Beide Archive erklärten, dass es vor 1938, also vor der Einführung der Zivilehe in Österreich, keine Ehescheidung und damit auch keine Scheidungsakten gebe. Auch historische Arbeiten, die sich mit der Gerichtsorganisation im Erzherzogtum Österreich unter der Enns im 19. Jahrhundert beschäftigen, enthielten auf die Frage nach der für die Ehegerichtsbarkeit zuständigen Institution keine Antworten.²⁸

Die Information, dass nach 1783 die Magistrate für die Ehetrennungen zuständig waren, verdanke ich neuerlich meinen Recherchen zum „Scheidungsbrief“ und zu seiner Verfasserin. Zur Überprüfung der These, dass sich das Ehepaar erst nach 1783 scheiden lassen wollte, konsultierte ich im Sommer 2005 neuerlich die Perchtoldsdorfer Ratsprotokolle. Im Protokoll der Sitzung vom 24. Jänner 1787 fand ich schließlich den viele Jahre gesuchten Eintrag. Georg Stütz Müller, „kleinpostpote“, hatte seine Ehefrau Catharina wegen eigenmächtiger Trennung geklagt und der Perchtoldsdorfer Marktrat, seit 1783 in Magistrat umbenannt, für den 31. Jänner 1787 einen Gerichtstermin angeordnet. Die Ehefrau, die sich offenbar in der Haupt- und Residenzstadt Wien befand, sollte, sofern sie nicht freiwillig erschien, „durch die stadt Wienerische pollizey wache“ abgeholt werden.²⁹ Bei der Verhandlung am 31. Jänner 1787 erklärte sich Catharina Stütz Müllerin bereit, die eheliche Cohabitation in vier Wochen wieder aufzunehmen, der Ehemann im Gegenzug, für den Unterhalt des Ehepaares und der gemeinsamen drei Kinder Sorge zu tragen. Der „Rathsschlag“ des Perchtoldsdorfer Magistrates trug dem Ehepaar auf, „ruhig, ehrlich und christlich“ zu leben. Für den Fall, dass einer den anderen „mit worten oder schlägen, oder auf andere art gröblich mißhandlen“ oder die „zusammenwohnung“ verweigern sollte, gestand der Magistrat dem „beleidigte[n] theil [zu], die richterliche hilfe“ zu suchen.³⁰

Zwei Monate nach diesem Vergleich klagte Georg Stütz Müller erneut, dass seine Ehefrau ihn verlassen hatte.³¹ Beim zweiten Gerichtstermin am 4. Juli 1787 stimmte Catharina Stütz Müllerin keinem Vergleich mehr zu, sondern beantragte, dass sie sich in Wien ihr „brod suchen und sich ernähren dürfte“. Neuerlich befahl der Magistrat die „cohabitation“ und drohte Catharina Stütz Müllerin mit acht Tagen Arrest, sollte sie mit ihrem Ehemann nicht „ruhig und friedlich“ leben.³² Obwohl die Ratsprotokolle weiterhin vierteljährlich die Gelder verzeichnen, welche Georg Stütz Müller vom Perchtoldsdorfer Kammeramt nachträglich für die ausgetragenen Briefe und Pakete erhielt, fand sich in den nächsten beiden Jahren kein weiterer das Ehepaar betreffender Eintrag. Stattdessen fand ich den Hinweis, dass seit dem Ehepatent der Magistrat für die Scheidungen von Tisch und Bett zuständig war: Zur Ratssitzung vom 10. Oktober 1788 vermerkte der Schreiber, dass Anna Maria Scherin und Sebastian Scher sowohl die schriftliche Erklärung über die einverständliche Teilung des gemeinsamen Besitzes als auch ein Zeugnis des Perchtoldsdorfer Pfarrers vorgelegt hatten und um die „ehescheidung“ baten. Nachdem beide auf die Frage, „ob sie beede wirklich getrennet leben wollen“ mit „ja! es wäre ihr ernstlicher willen“ antworteten, willigte der Perchtoldsdorfer Magistrat „in die angesuchte sonderung zwischen

beeden eheleuten von tisch und bette nach vorschrift deren § 45. 46. 47. 48 des ehepatents“ ein.³³ Schwarz auf weiß konnte ich lesen, dass der Perchtoldsdorfer Magistrat die Ehe zwischen Anna Maria und Sebastian Scher gemäß des Josephinischen Ehepatents von Tisch und Bett geschieden hatte.

Das Josephinische Ehepatent erlaubte in den ersten Jahren nur einverständliche Trennungen. Die Lösung des Ehevertrages setzte die Zustimmung beider Vertragspartner voraus. Dies stellte einen erheblichen Bruch zur bisherigen Praxis dar. Nach den Regeln des romanisch-kanonischen Prozessrechts hatte die klagende Partei rechtmäßige Gründe vorbringen müssen, warum das Kirchenggericht einer befristeten oder unbefristeten Trennung vom Ehepartner oder von der Ehepartnerin zustimmen sollte. Ob die beklagte Partei ebenfalls eine Trennung wollte oder diese ablehnte, war für die Entscheidung des Kirchenggerichts nicht von Relevanz. Die vom Perchtoldsdorfer Magistrat angewandten Paragraphen des Ehepatents bestimmten im Gegensatz dazu, dass Ehepaare sich erst dann an die weltlichen Gerichte wenden sollten, „wenn beyde Eheleute übereingekommen sind, getrennt zu wohnen; und wenn dazu noch beyde über den Antheil, den jeder zu behalten oder zu empfangen hat, sich vorläufig einverstanden haben.“ (§ 45)

Neben der Zustimmung des Ehepartners und der Ehepartnerin und der Einigung über die Vermögensaufteilung schrieb das Ehepatent zudem ein schriftliches Zeugnis des Pfarrers vor, dass Wiedervereinigungsversuche „fruchtlos“ geblieben waren (§ 47). Erst wenn diese Bedingungen erfüllt waren, konnte das Ehepaar „sich bey ihrer Obrigkeit oder Gerichtsstelle persönlich melden“ und „bloß versichern, daß beyde zur Trennung freywillig einstimmen, und mit den getroffenen Vorsehungen zufrieden sind“ (§ 46).³⁴ Schaffte das Ehepaar diese Hürden, so konnten die weltlichen Gerichte die Scheidung der Ehe von Tisch und Bett nicht ablehnen.

Neu interpretierbar war nun auch die Verwunderung über den Scheidungswunsch des Mannes, mit welcher Catharina Stützmüllerin ihren Brief eröffnete. Erstaunt war Catharina Stützmüllerin offenbar nicht über die Scheidung an sich, sondern darüber, dass ihr Ehemann der Scheidung zustimmte. Solange ein Ehepartner auf der Cohabitation bestand, hatte nach § 45 des Ehepatents selbst dann, „wenn ein Ehegatte von dem andern gröblich mißhandelt, oder der Verführung zu Lastern und verderbten Sitten ausgesetzt wird“ der andere Teil nur die rechtliche Option, „durch die gewöhnlichen Rechtswege Hilfe und Sicherheit zu suchen.“ Ein entsprechendes Urteil hatte Catharina Stützmüllerin bereits im Sommer 1787 erhalten, als der Perchtoldsdorfer Magistrat, wie bereits zitiert, die Cohabitationsanordnung mit dem Zusatz verbunden hatte, dass im Falle, dass einer von beiden den anderen „mit worten oder schlägen, oder auf andere art gröblich mißhandlen“ oder die „zusammenwohnung“ verweigern sollte, der „beleidigte theil die richterliche hilfe“ suchen sollte. Dieser Eintrag ließ sich nun als direktes Zitat des § 45 des Ehepatents entschlüsseln.

VII.

Bei der weiteren Suche nach vom Perchtoldsdorfer Magistrat geschiedenen Ehepaaren stieß ich im Eintrag zum 15. Oktober 1789 auf das Gesuch von Mathias Tausig, künftig in Perchtoldsdorf wohnen zu dürfen. Interessant war seine Begründung: Er sei „nach dem absterben“ von Georg Stutzmüller, „gewesten kleinbriefpostamtsbothen“, vom Oberamt

nach Perchtoldsdorf versetzt worden.³⁵ Das Wienerische Diarium vermerkte den Tod von „Georg Stutzenmüller, Brieftrager, alt 49“ im Anhang zur Ausgabe vom 7. Oktober 1789 in der Rubrik „Verstorbene zu Wien“.³⁶ Georg Stutzmüller hatte seine Scheidungsabsicht beim Perchtoldsdorfer Magistrat offenbar deponiert und zur Bestätigung des Einverständnisses seiner Ehefrau den „Scheidungsbrief“ hinterlegt.

Wann und wo hatten die beiden geheiratet? Von Felix Gundacker, der damals am Aufbau der Datenbank *GenTeam* arbeitete, erhielt ich im Jänner 2008 den entscheidenden Hinweis, dass im Copulationsbuch der Wiener Pfarre St. Ulrich 1768 ein Ehepaar mit dem Namen Stütz Müller verzeichnet ist. Wie ich an anderer Stelle ausführlicher darlege, lieferten die Ehematriken einen ersten Anhaltspunkt auf die gesellschaftliche Position, die den selbstbewussten Ton, mit dem Catharina Stütz Müllerin auf das „Scheidungsbegehren“ ihres Mannes antwortete, miterklären.³⁷ Die Heiratsmatriken positionieren Catharina als eheliche Tochter „des Mathias Fetzer, eines haus inhabers und Rosaliä“, Georg Stutzmüller als ehelichen Sohn „des Joseph Stutzmiller, eines bierabtragers, noch im leben, und Sybilla, seel[ig]“.³⁸ Catharina Stütz Müllerin hatte den Brief mit ihrem Geburtsnamen unterzeichnet, welchen ich statt als Fetzerin als Setzerin entziffert hatte. Sie war nicht nur die Tochter eines Hausbesitzers, die den Sohn eines Bierträgers geheiratet hatte, sondern das Ehepaar lebte – zumindest bis zur Geburt ihres dritten und letzten gemeinsamen Kindes im August 1776 – im Haus der Eltern von Catharina Stütz Müllerin in der Wiener Vorstadt, dem heutigen 7. Wiener Gemeindebezirk. Ohne ins Detail gehen zu können, soll hier nur darauf hingewiesen werden, dass ich den im Haus-, Hof- und Staatsarchiv überlieferten Akten der „kleinen Post“ entnehmen konnte, dass das Ehepaar auch noch 1783 von den Eltern der Ehefrau finanziell unterstützt wurde.³⁹ Der Vater von Catharina hatte 1783 die Bürgerschaft für 400 Gulden übernommen, die sein Schwiegersohn für die Pachtung des Rayons Perchtoldsdorf hinterlegen musste: „cautionen [...] ebenso Mathias Fetzer, hausinnhaber am oberen Neustift zum König David für den postillion Georg Stutzmillner zu Pettersdorf“.⁴⁰

Die in den Perchtoldsdorfer Ratsprotokollen kurz notierte Verlassenschaftsabhandlung lässt erahnen, dass Georg Stütz Müller mit seinem Verdienst als Landpostillion der kleinen Post eine fünfköpfige Familie kaum ernähren konnte. Neben einem Vermögen von 68 Gulden und 15 Kreuzer hinterließ er der gerichtlich zur Universalerbin ernannten Ehefrau auch einen Schuldschein in der Höhe von 124 Gulden.⁴¹

VIII.

Die mikrohistorische Arbeitsweise, die ihren Ausgangspunkt bei einem auf den ersten Blick unbedeutenden Brief einer historisch unbedeutenden Person genommen hatte, verdeutlicht nicht nur, wie viele Quellen Historiker/-innen auch zu sogenannten gewöhnlichen Menschen finden können, sondern sie lenkte den Blick auf bisher in der österreichischen Geschichtsschreibung kaum beachtete Quellen, welche im Kontext von Ehekonflikten erzeugt worden waren: die Eheprotokolle der kirchlichen Konsistorien und die Akten zur Scheidung von Tisch und Bett der weltlichen Ortsgerichte und Magistrate.

Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert führten die Konsistorien die Eheprozesse als vereinfacht-summarische Prozesse nach den lokal adaptierten Regeln des roma-

nisch-kanonischen Prozessrechts.⁴² Dies bedeutete eine Kombination aus schriftlichen und mündlichen Verfahrensschritten. Die Klageschrift wie auch die Replik waren – von wenigen Ausnahmen abgesehen – schriftlich einzureichen, die mündlichen Verhandlungen wurden in den Konsistorialprotokollen festgehalten. Im Wiener Diözesanarchiv sind die Konsistorialprotokollbücher des unteren Officialats der Diözese Passau, zu dessen Einzugsgebiet weite Teile des Erzherzogtums Österreich unter der Enns gehörten, wie auch jene der Diözese bzw. Erzdiözese Wien verwahrt. Die eingereichten Schriften und Atteste sind aber leider nicht erhalten. Im Rahmen des Forschungsprojekts *Ehen vor Gericht* gehen wir deshalb den umgekehrten Weg. Ausgehend von der Mesoebene suchen wir nach Informationen auf der Mikro- wie auch auf der Makroebene. In einem ersten Schritt durchsuchen wir die Konsistorialprotokolle ausgewählter Jahre nach Ehekonflikten. Alle Verhandlungen, die eine bestehende Ehe betreffen, werden digitalisiert, transkribiert und in eine Datenbank aufgenommen. Ausgehend vom Interesse der klagenden Partei haben wir die Eheverhandlungen wie folgt systematisiert: Erstens, Klagen, mehrheitlich von Ehefrauen angestrengt, die mit Hilfe des Konsistoriums die Spielregeln ihrer Ehe verhandelten und das Konsistorium ersuchten, dem bzw. der Beklagten Auflagen für ein „friedliches Zusammenleben“ aufzuerlegen. Die verlangten Auflagen reichen von der Entlassung bestimmter Dienstmägde und dem Ausquartieren von Stiefkindern oder Schwiegereltern über das Verbot von übermäßigem Alkoholkonsum, Wirtshausbesuchen, Glücksspiel und Verschwendung bis hin zur Enthaltung verbaler und physischer Gewalt. Zweitens, Klagen, mehrheitlich von Ehemännern, die zum Ziel hatten, dem eigenmächtig getrennt lebenden Ehepartner die Wiederaufnahme des ehelichen Zusammenlebens aufzutragen. Spannend sind in diesen Verfahren vor allem die Argumente der Beklagten, warum sie den ehelichen Haushalt verließen. Drittens, Verfahren, in welchen die Kläger, mehrheitlich die Ehefrauen, eine Annullierung der Ehe oder eine Trennung von Tisch und Bett zu erreichen suchten. Obwohl das kanonische Recht nur wenige Argumente als „rechtmäßige“ Trennungsgründe anerkennt, geben die vorgebrachten Argumente, warum das Kirchengericht die Klage genehmigen oder abweisen sollte, ebenfalls tiefe Einblicke in zeitgenössische Vorstellungen von einer „guten“ oder „schlechten“ Ehe. Die Begründungen reichen von der Ökonomie über die Sexualität bis hin zu Fragen der Erziehung und Ausbildung von Kindern. Viertens, Klagen, deren Ziel es war, nach der „Toleranz“, wie der Zeitraum, in welchem das Ehepaar getrennt leben durfte oder je nach Perspektive getrennt leben musste, entweder die Wiederaufnahme der Cohabitation oder aber die Verlängerung der Toleranz zu erreichen.

Vom Namen und dem Wohnort des Ehepaares ausgehend, suchen wir in den Ratsprotokollen und den Herrschaftsarchiven nach weiteren Informationen zum bzw. über das Ehepaar. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die von Franziska Stögerin beim Wiener Konsistorium eingereichte Trennungsklage inklusive aller beigelegten Atteste und Zeugenaussagen und die Replik des Ehemannes fanden wir im Archiv der Stadt Eggenburg. Zudem sind im Stadtarchiv zusätzliche Quellen zum Seifensiedermeisterehepaar erhalten, die von der Abschrift des Kaufvertrages anlässlich der Eheschließung in den 1750er Jahren bis zur Zwangsversteigerung von Haus und Gewerbe in den 1780er Jahren reichen.⁴³

Die Verlagerung der Ehegerichtsbarkeit an die Ortsgerichte und Magistrate erfordert andere Suchstrategien als für die Zeit vor 1783. Die vom Magistrat der Stadt Wien entschiedenen Eheprozesse, die je nach der Frage, ob es sich um einverständliche oder um ab

1787 wieder eingeführte uneinverständliche Trennungen handelt, unterschiedliche Quellen hinterlassen haben, sind im Wiener Stadt- und Landesarchiv in 52 Kartons überliefert.⁴⁴ Alle anderen landesfürstlichen Städte und Märkte haben – nach unseren bisherigen Recherchen – keine eigenen Zivilmagistrate eingerichtet, weshalb hier die Ehetrennungen in einem ersten Schritt über die Rats- und Magistratsprotokolle recherchiert werden müssen. Da die Protokollbücher chronologisch geführt wurden, ist diese Suche äußerst zeit- und arbeitsintensiv. Als eine unschätzbare Hilfe erweist sich hier die Entscheidung mancher lokaler Archive, die Rats- bzw. Magistratsprotokolle transkribieren zu lassen und die Transkriptionen der Forschung online zur Verfügung zu stellen.⁴⁵ Die Ehetrennungsverfahren vor den Ortsgerichten können selbst in einem dreijährigen Forschungsprojekt nicht systematisch recherchiert werden. Sofern Schriftstücke bis heute erhalten geblieben sind, sind sie Teil der Herrschaftsarchive, welche kaum indexiert sind. Hier sind wir auf Zufallsfunde und vor allem auf die Bereitschaft von Kolleg(inn)en und Archivar(inn)en angewiesen, unser Projekt durch ihr Wissen um Ehetrennungen zu unterstützen. Für die regionale ebenso wie für die soziale Verortung der Ehepaare sind sowohl die von Felix Gundacker betreute Datenbank *GenTeam*⁴⁶ wie auch die von Thomas Aigner, Direktor des Diözesanarchivs St. Pölten, initiierte Digitalisierung der Matrikenbücher der Pfarren, die sukzessive online gestellt werden,⁴⁷ eine wertvolle Unterstützung.

IX.

Gemeinsam ist den Einträgen in den Konsistorialprotokollen und den Eheakten, dass wir es in der Argumentation mit Beschuldigungs- und Verteidigungsstrategien zu tun haben, von denen die Männer und Frauen bzw. ihre Anwälte ausgingen, dass sie vor Gericht nützlich sein würden. Methodisch gilt es zudem zu bedenken, dass in den Protokollen und Akten der Ehegerichte vorwiegend jene ‚Fakten‘ festgehalten wurden, die das Gericht für seine Entscheidungsfindung als relevant erachtet hatte. Die Argumentationsstrategien werden deutlich, wenn wir die Quellen verschiedener Instanzen miteinander in Beziehung setzen, sie gewissermaßen in einen Dialog treten lassen. Die Notwendigkeit der sozialen Verortung der Ehepartner ergibt sich auch aus dem Umstand, dass für die Analyse von Ehekonflikten die Frage zentral ist, wer wen mit welchen Vorstellungen und Erwartungen geheiratet hatte. Auch macht es einen Unterschied, ob einer der Partner bereits über Eheerfahrungen verfügte, eventuell auch Kinder in die neue Ehe mitbrachte oder nicht. Die mikrohistorische Arbeitsweise, welche sich durch den Wechsel zwischen Mikro-, Meso- und Makroperspektive auszeichnet,⁴⁸ eröffnet nicht nur wertvolle Einsichten zur Analyse der vielfältigen Bedeutungsebenen einzelner Quellen, sondern sie ermöglicht auch Einsichten in gesellschaftliche Zusammenhänge, welche Forschungsansätzen, die sich nur auf einer gesellschaftlichen Ebene bewegen, verborgen bleiben. Erste Ergebnisse des Forschungsprojekts *Ehen vor Gericht* liegen bereits schriftlich vor;⁴⁹ Einblicke in die Quellen, in Ehepartner und Normen gewähren wir auf der Homepage des Projekts, auf der wir uns auch über Reaktionen freuen.⁵⁰

Anmerkungen

- 1 Archiv der Marktgemeinde Perchtoldsdorf (AMP), Karton 110/Faszikel 5: undatiertes Brief von Catharina Stützmlüllerin, geborene Fetznerin.
- 2 Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) Forschungsprojekt P20157-G08: Matrimony before the Court. Arenas of Conflict and Courses of Action from the 16th to the 19th Century, 1. Oktober 2011–30. September 2014. Zum Projekt, den Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern und ersten Forschungsergebnissen vgl. <http://ehenvorgericht.wordpress.com/forschungsprojekt> (1. 8. 2012).
- 3 Einen Überblick gibt Ugo Fabietti, Errancy in Ethnography and Theory: On the Meaning and Role of ‚Discovery‘ in Anthropological Research, in: Haim Hazan/Ester Hertzog (Hg.), Serendipity in Anthropological Research. The Nomadic Turn, Farnham/Burlington 2012, 15–30.
- 4 Vgl. Roderick Phillips, Putting asunder. A History of Divorce in Western Society, Cambridge 1988; Lawrence Stone, Road to Divorce. England 1530–1987, Oxford/New York 1990.
- 5 Patent Nr. 133 vom 13. Oktober 1781, abgedruckt in: Johann Thomas Edler von Trattner, Sammlung der k.k. landesfürstlichen Verordnung in Publico-Ecclesiasticis. Kaiserl. Königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, Wien 1782.
- 6 Andrea Griesebner, Konkurrierende Wahrheiten, Malefizprozesse vor dem Landgericht Perchtoldsdorf im 18. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar 2000; Andrea Griesebner/Monika Mommertz, Fragile Liebschaften? Methodologische Anmerkungen zum Verhältnis zwischen historischer Kriminalitätsforschung und Geschlechtergeschichte, in: Andreas Blauert/Gerd Schwerhoff (Hg.), Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, Bd. 1), Konstanz 2000, 205–232.
- 7 Projekt: Elektronische Erfassung und materielle Ordnung der Quellenbestände: „Kleinere Gerichtssachen“ (Karton 106–Karton 118) des AMP (April 1999–April 2000), Projektleitung: Andrea Griesebner, Projektmitarbeiterinnen: Cornelia Schörkhuber-Drysdale, Susanne Hehenberger, Brita Pohl und Elisabeth Wolfik.
- 8 Die Datenbank steht seit April 2000 den Benutzerinnen und Benutzern des Archivs zur Verfügung.
- 9 AMP, Karton 110/Faszikel 6.
- 10 Ebd.
- 11 Vgl. Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München 1977.
- 12 Vgl. Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987.
- 13 Ebd. 258–267.
- 14 Vgl. Ursula Floßmann, Österreichische Privatrechtsgeschichte, 4. Aufl., Wien u.a. 2001, bes. 55–118.
- 15 Oskar Lehner, Familie – Recht – Politik. Die Entwicklung des österreichischen Eherechts im 19. und 20. Jahrhundert, Wien u.a. 1987.
- 16 Cornelia Schörkhuber-Drysdale, „... es ist mir umbmöglich mehr mit ihme zu hausen ...“. Eheleben und Ehetrennung (Separatio a thoro et mensa) in der bäuerlichen Gesellschaft Oberösterreichs zu Beginn des 18. Jahrhunderts, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2000 sowie dies., „... ich bitt dich umb Gottes willen, mein herr und frau bringen schirr umb einander ...“. Ehestreitigkeiten und Ehetrennung in der bäuerlichen Gesellschaft Oberösterreichs zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Andrea Griesebner/Martin Scheutz/Herwig Weigl (Hg.), Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16.–19. Jahrhundert) (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 1), Innsbruck u.a. 255–268.
- 17 AMP, Karton 110/Faszikel 5: undatiertes Brief von Catharina Setzerin bzw. korrekter Fetznerin.
- 18 Carlo Ginzburg/Carlo Poni, The Name and the Game: Unequal Exchange and the Historiographic Marketplace, in: Edward Muir/Guido Ruggiero (Hg.), Microhistory and the lost Peoples of Europe. Selections from Quaderni Storici, Baltimore/London 1991, 1–10 (italienisch 1979).
- 19 Zu den Ratsprotokollen als Quelle vgl. Martin Scheutz/Herwig Weigl, Ratsprotokolle österreichischer Städte in der Frühen Neuzeit, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien 2004, 590–608.
- 20 Michaela Hohkamp, Häusliche Gewalt. Beispiele aus einer ländlichen Region des mittleren Schwarzwaldes im 18. Jahrhundert, in: Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hg.), Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt am Main 1995, 276–302.
- 21 AMP, Ratsprotokolle B-1-36, B-1-37 und B-1-38.

- 22 Universität Wien, Sommersemester 2004, Forschungspraktikum: Werkstätten der HistorikerInnen. Zur Bedeutung regionaler Archive am Beispiel des Marktarchives Perchtoldsdorf.
- 23 Catherine Feik/Veronika Wieser, A Rebours. Auflehnung gegen das normative Ideal. Handlungsspielräume katholischer Eheleute im 18. Jahrhundert, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2006.
- 24 Johann Weißensteiner, Die „Passauer Protokolle“ im Wiener Diözesanarchiv, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien 2004, 651–662.
- 25 Evelyne Luef/Petra Pribitzer, „und sollen die eheleith friedlich und einig miteinander leben ...“ Häusliche Gewalt in niedergerichtlichen Quellen des 18. Jahrhunderts, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2007.
- 26 Martina Bergmann, „allzeit uneinig“. Zur Trennung von Tisch und Bett (1768–1783), unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2009; Brigitte Holzweber, „Sie habe alle bitterkeiten des ehestandes zwar aufgestanden, nun aber müsse sie klagen ...“. Emotion und Gewalt in Ehetrennungsklagen des Wiener Konsistoriums 1741–1751, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Wien 2012.
- 27 Das Konkordat von 1855 übertrug die Ehegerichtsbarkeit neuerlich an die Kirche.
- 28 Gerald Kohl, Die Anfänge der modernen Gerichtsorganisation in Niederösterreich. Verlauf und Bedeutung der Organisationsarbeiten 1849–1854, St. Pölten 2000.
- 29 AMP, Ratsprotokoll B-1-40, Ratsprotokoll 1784 XI 11 bis 1787 VII 12, Ratssitzung vom 24. Jänner 1787, fol. 330r.
- 30 Ebd., Ratssitzung vom 31. Jänner 1787, fol. 334v.
- 31 Ebd., Ratssitzung vom 31. März 1787, fol. 357v.
- 32 Ebd., Ratssitzung vom 4. Juli 1787, fol. 402 und 402v.
- 33 AMP, Ratsprotokoll B-1-40, Sitzung vom 10. November 1780, fol. 225. Vgl. dazu auch Feik/Wieser, A Rebours.
- 34 Josephinische Verordnung in Ehesachen, § 45.
- 35 AMP, B-1-41, Ratsprotokoll 1787 VII 18 bis 1789 X 1, Ratssitzung vom 15. Oktober 1789, fol. 14.
- 36 Anhang zur Wiener Zeitung Nr. 80 vom 7. Oktober 1789. Den Hinweis auf den Eintrag verdanke ich Evelyne Luef.
- 37 Andrea Griesebner, „... dein brod, daß ich mit dir in den verdamben ort gefresen hab, hab ich sauer genug gefresen“. Kontexte eines Ehekonflikts um 1780, in: Ira Spieker/Elke Schlenkrich/Johannes Moser/Martina Schattkowsky (Hg.), UnGleichzeitigkeiten. Transformationsprozesse in der ländlichen Gesellschaft der (Vor-)Moderne (Bausteine des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 9), Dresden 2008, 107–127.
- 38 Pfarre St. Ulrich, Trauungsbuch Nr. 26, 1766–1770.
- 39 Auf die Existenz dieses Aktenbestandes machte mich Anton Tantner aufmerksam.
- 40 Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA Wien), Bestand Hofkammerarchiv (HKA), Camerale Fasz. 9 (Postwesen).
- 41 AMP, B-1-41, Ratssitzung vom 22. Oktober 1789, fol. 14.
- 42 Vgl. Knut Wolfgang Nörr, Romanisch-kanonisches Prozessrecht. Erkenntnisverfahren erster Instanz *in civilibus*, Heidelberg u.a. 2012.
- 43 Stadtarchiv Eggenburg, Karton 160, 165 und 209.
- 44 Die Wiener Eheakten untersucht Georg Tschannett in seiner Dissertation: Zerrissene Ehen. Scheidungen von Tisch und Bett in Wien (1783–1850).
- 45 Vorreiter war das Stadtarchiv Zwettl, welches seit Ende der 2000er die Transkription der Ratsprotokolle von 1553–1860 online zur Verfügung stellt: <http://www.zwettl.gv.at/system/web/zusatzseite.aspx?detailonr=217477564> (1.8.2012). Die Magistratsprotokolle von Langenlois sind für die Jahre 1786 bis 1826 ebenfalls transkribiert und werden demnächst auf einer neu gestalteten Homepage zugänglich sein.
- 46 www.genteam.at (1.8.2012).
- 47 www.matricula-online.eu (1.8.2012).
- 48 Vgl. exemplarisch Jürgen Schlumbohm (Hg.), Mikrogeschichte – Makrogeschichte, komplementär oder inkommensurabel?, Göttingen 1998 und Gianna Pomata, Close-ups and Long Shots. Combining Particular and General in Writing the Histories of Women and Men, in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998, 99–124.

- 49 Andrea Griesebner/Georg Tschannett, Ehen vor Gericht (1776–1793). Ehestreitigkeiten vor dem Wiener Erzbischöflichen Konsistorium und dem Magistrat der Stadt Wien, in: Ellinor Forster/Margareth Lanzinger (Hg.), *Geschichte und Region*, im Druck.
- 50 <http://ehenvorgericht.wordpress.com> (1.8.2012).

Die Konflikte um das Salzburger Wetterläutverbot von 1785

Zum pragmatischen Gebrauch der Mikrogeschichte

Der alte und im Kern unproduktive Streit der 1980er Jahre um das Verhältnis von Mikro- und Makrogeschichte ist längst verklungen. Heute muss man jungen Historiker/-innen, die die Generalstäbler-Attitüden der „Historischen Sozialwissenschaft“ Bielefelder Provenienz allenfalls noch aus nostalgischen Erzählungen kennen, die Hintergründe und Motive dieses wissenschaftlichen Getöses erst mühsam erklären (nahezu alle, die sich damals der Geschichte der Alltagskultur zuwandten, waren zugleich Mikrohistoriker und experimentierten mit neuen Zugangsformen zur gesellschaftlich überlieferten Erfahrung) – liegt es doch auf der Hand, dass der „mikroskopische Blick“ auf das Detail auch die großformatigen historischen Entwicklungsprozesse in ein anderes, differenzierteres Licht zu rücken vermag. Zu den „zwei, drei Dingen, die ich von der Mikrohistorie weiß“¹, gehört die Erfahrung, dass auch sie im Laufe der Zeit und unter den Bedingungen der „kulturwissenschaftlichen Wende“ der Geschichtswissenschaft pragmatischer geworden ist und einen bemerkenswerten Formenwandel durchgemacht hat. Stand sie am Anfang noch unverkennbar im intellektuellen Bann einer *histoire totale* im Kleinen, die ihre Forschungsambition in die Kombination serieller und qualitativ-kultureller Quellen setzte und in eine Reihe unerhört aufwendiger, fast nur unter den exzeptionellen Arbeitsbedingungen von Max-Planck-Instituten realisierbarer *community studies* mündete,² so ist sie nun im digitalen Zeitalter unterwegs zu einem *tool*, einem universalen Arbeitswerkzeug, das jedermann bedienen kann und das ebenso gezielt wie nahezu beliebig überall dort eingesetzt werden kann, wo die dichte Quellenlage es erlaubt und Bedarf nach wissenschaftlichen Tiefenbohrungen, nach einer genaueren Erklärung besteht.³

Dieser pragmatische Gebrauch der Mikrohistorie mag gewisse Verflachungen mit sich bringen, aber im Grunde ist gegen ihn nichts einzuwenden. Ihre Kritik richtete sich, wenn man nüchtern zurückblickt, wohl nie gegen die Makrohistorie als solche, sondern eher gegen deren leeres, empiriefernes Begriffsgerassel und ihren überheblichen, von akademischem Imponiergehabe geprägten Alleinvertretungsanspruch. Die aufgeregte Mikro-Makro-Debatte der frühen 1980er Jahre war nicht zuletzt eine habituelle Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Historikertypen, und ich vermute retrospektiv, dass die starke Aversion der Strukturhistoriker gegen die Mikrohistorie nicht nur politische Gründe hatte, sondern auch aus einer gewissen theoretischen Unfähigkeit gespeist wurde, auf die damals vor allem von Ethnologen und Literaturwissenschaftlern vorgetragene Idee der Verfeinerung sozialhermeneutischer Interpretationsmethoden angemessen zu reagieren.⁴ Die hermeneutische Erkundung vergangener Lebenswelten und das interpretative Sich-

Einlassen auf Fremdes und Irritierendes war ihre Sache sichtlich nicht. Stattdessen hagelte es Polemik.

Schon der Film- und Medienkritiker Siegfried Kracauer, im Übrigen der wichtigste akademische Lehrer Walter Benjamins, betrachtete das Widerspiel von Makro- und Mikrohistorie mit einer gewissen epistemologischen Skepsis. Er sprach bereits 1969 von seinem liberalen Ideal, „vom unbehinderten Verkehr in beide Richtungen“⁵, in dem der Historiker in der Lage wäre, „sich frei zwischen den Mikro- und Makrodimensionen zu bewegen“, aber er musste einräumen, dass „die sich ergebenden Verkehrsprobleme [...] unüberwindlich [sind]“.⁶ Die Verallgemeinerungsformen von Mikro- und Makrohistorie erwiesen sich als unvereinbar. „Die Idee von Toynbee, die Sichten von Vogelperspektive und Fliegenperspektive ineinander aufzuheben, ist prinzipiell nicht zu erfüllen. Die zwei Arten Untersuchung mögen nebeneinander existieren, aber sie verschmelzen nicht ganz und gar: der Vogel frißt die Fliege in der Regel.“⁷ Geschichte ist kein Modellbaukasten, sondern sie entwirft ihre eigenen Spannungsfelder, besitzt ihre Verwerfungen, unerwarteten Wendungen und auch Abgründe.

Daher sollte man, gleichsam als Minimalausstattung, zumindest diese beiden Dinge, den zunehmend pragmatischeren Umgang mit der mikroskopischen Untersuchungsweise und Kracauers berechnete Skepsis, ob Mikro- und Makrobetrachtungen jemals vollständig ineinander aufgehen können, im Hinterkopf behalten, wenn wir uns im Folgenden dem Fallbeispiel der Konflikte um das Salzburger Wetterläutverbot von 1785 zuwenden. Gesellschaftsprägende Konflikte sind für die mikrohistorische Praxis stets besonders aufschlussreich, weil in ihnen Makro- und Mikroebene immer schon, wenn auch nur negativ vermittelt ist. Diese negative Vermittlung ermöglicht es dem Historiker, in medias res zu gehen und die jeweilige Lagerung der Konfliktebenen, aber auch ihre Blackboxes *in actu* zu untersuchen. Das erscheint mir nach wie vor als unschätzbar wichtige theoretische Differenz- und Differenzierungserfahrung. Eine tiefer gehende Interpretation sozialhistorisch relevanter Konflikte besitzt den Vorzug, gleichsam ‚von innen heraus‘ zu agieren und den Stein des Anstoßes relativ mühelos nach beiden Seiten hin, das heißt sowohl aus der Herrschafts- als auch der Betroffenenperspektive ausbuchstabieren zu können.

Beschäftigt man sich mit dem Verbot des Wetterläutens im josephinischen Österreich ab 1783,⁸ so denkt man unwillkürlich an die Aufklärung, deren rationalistischer Geist diese Verbote heraufbeschwor. Gleichzeitig hört man freilich auch, dass die Landbevölkerung energisch dagegen protestierte, und fragt sich daher, welche Auswirkungen das Verstummen dieses Signalsystems im Gefahrenfall für den bäuerlichen Alltag und seine Arbeitsvollzüge hatte. Die Tradition des Wetterläutens reichte, wie die Kirchenrechnungen für die sogenannten Läutgarben der Mesner zeigen, mindestens bis ins frühe 15. Jahrhundert zurück.⁹ 1572 spottete Johann Fischart: „Wann der Hagel alles erschlagen hat, ist das Wetterleuten zu spat.“¹⁰ Zugleich weiß man um den rhetorischen Charakter der frühneuzeitlichen Mandatspolitik, die unermüdlich ihre Verordnungen verkündete, obwohl die Praxis oft ganz anders aussah.¹¹ Wie ernst war dieses Verbot überhaupt gemeint und wie äußerte sich die strukturelle Diskrepanz von obrigkeitlichem Reglementierungsanspruch und sozialer Praxis in diesem Fall? Oder man kann dabei, wie es Alain Corbin für das 19. Jahrhundert meisterhaft getan hat, einfach nur die „Sprache der Glocken“ zu hören versuchen, also den politisch motivierten Einschränkungen des kirchlich-feudalen Läutwerks zugunsten einer neuen nationalstaatlichen Symbolik nachgehen.¹²

Als in den ersten Septembertagen des Jahres 1787 ein schweres Gewitter aus dem Pinzgau hereinzog, rotteten sich die Bauern von Goldegg im Pongau zusammen, drangen in ihren Pfarrhof ein, verlangten von der Vicariköchin die Herausgabe der Schlüssel zum – auf obrigkeitliche Anweisung verschlossen gehaltenen – Glockenturm und läuteten mit allen Glocken Sturm. Der herbeieilende Mesner, der das verbotene Wetterläuten unterbinden wollte, wurde von den aufgebracht Bauern verprügelt.¹³ Offenbar sahen sie nicht ein, weshalb sie das bewährte Signalsystem ihrer Kirchenglocken, das sie bei jeder öffentlichen Gefahr zu betätigen gewohnt waren, nun ausgerechnet bei heraufziehenden Unwettern nicht mehr benutzen dürfen sollten. Solche handgreiflichen Konflikte und Tumulte um das Wetterläutverbot häuften sich in diesen Jahren und nahmen immer bedrohlichere Züge bäuerlicher Rebellion an. Immer wieder liefen ganze Landgemeinden meuternd zusammen, um ihr gewohntes Wetterläuten notfalls auch mit Gewalt fortzusetzen. Der Konflikt zwischen Obrigkeit und Landbevölkerung wurde zunehmend auch vor Gericht ausgetragen, und 1788 erklärten drei angeklagte Wetterläut-Rebellen aus der Flachgau-Gemeinde Irrsdorf trotzig, sie würden so oft zum Wetter läuten, „als oft es Weter geben würde“, und „daß sie eher sterben, als das Wetter läuten bey Seite lassen wollen“.¹⁴ Derart starke Worte wären ihnen vor Gericht sicherlich nicht über die Lippen gekommen, wenn sie nicht das ganze Dorf, ja die gesamte Region hinter sich gewusst hätten. Wie bitterernt den Bauern diese Angelegenheit war, zeigte sich auch im Frühsommer 1789 in Berndorf (Pflegericht Mattsee): Nachdem die Männer dort wegen ihrer Übertretung des Wetterläutverbots im Mai zu Arreststrafen bei Wasser und Brot verurteilt worden waren und ihr Anführer gar eine entehrende sechsmonatige Schanzstrafe in den Steinbrüchen des Salzburger Mönchsbergs ableisten musste, schickten sie beim nächsten Mal im Juni ihre Frauen an die Wetterglocken.¹⁵ Das sind die üblichen, der Protestforschung wohlbekanntesten Eskalationszeichen der bäuerlichen Revolte.

Dabei hatten die Regierungsbehörden des Erzstifts ihre aufklärerische Wetterläut-Politik nicht etwa übers Knie gebrochen, sondern die Meinungsverhältnisse im Land sorgfältig recherchieren lassen und ihr Für und Wider im Hofrat, der zentralen Regierungs- und Verwaltungsbehörde des Erzstifts, ausführlich diskutiert. Aus diesen Debatten wissen wir unter anderem, dass der bäuerliche Widerstand gegen das Verbot hauptsächlich aus den Gebirgsregionen kam.¹⁶ Erst nach intensiver Abwägung erließ man im Januar/Februar 1785 das Generalmandat zum Verbot des Wetterläutens und Wetterschießens, um das sich der Konflikt nun drehen sollte.¹⁷ Es dauerte freilich zwei bis drei Monate, bis das Verbot im ganzen Land publiziert war.¹⁸ Und es hatte einen bzw. zwei Vorläufer, die einem zu denken geben mussten. Bereits im Herbst 1767 war das Wetterschießen mit Böllern, das gewöhnlich an gewissen exponierten Stellen der Gebirgstäler vorgenommen wurde,¹⁹ unter Fürsterzbischof Schrattenbach verboten worden. „Das in dem ganzen Gebürg und Pinzgey bishero üblich geweste Wetterschüssen“ ist durch Generalbefehl „durchgehents abzubietten und einzustellen.“²⁰ Vor allem die Pinzgauer Gemeinden liefen regelrecht Sturm gegen dieses Edikt, baten schon im Jänner 1768 an höchster Stelle um seine Aufhebung und richteten in den Folgemonaten immer wieder dringende Petitionen an den Erzbischof, unterstützt durch Attestate der lokalen Geistlichkeit, die sich besorgt darüber zeigten, dass „auch von Seithen Tyrols geschossen würde“ und der Pinzgau den hereinziehenden Gewittern nun wehrlos ausgesetzt sei. Schrattenbach musste dem Druck der Gebirgsgemeinden schließlich nachgeben und ihnen die Fortführung des Wetterschießens

zugestehen.²¹ Als die Pongauer Gemeinden von dieser Entwicklung hörten, verlangten sie dasselbe Recht sogleich auch für sich (man muss dazu wissen, dass das obere Salzachtal eine ‚Wettergasse‘, gleichsam ein überdimensionaler Windkanal ist, in dem die von Westen über den Gerlospass hereinziehenden Unwetter am Nordabfall der Hohen Tauern entlang ihren immergleichen Verlauf nehmen), und der Salzburger Hofrat musste ihrem Begehren zähneknirschend nachgeben.²² Kaum eine Woche später schlossen sich ihm auch die Lungauer Gemeindeausschüsse an.²³ Binnen Jahresfrist also war das erste Salzburger Wetter-schießverbot im Innergebirg Makulatur geworden.

Aus der Erfahrung dieser schmerzlichen staatlichen Niederlage fädelte die Salzburger Administration unter dem aufklärerisch gesinnten Fürstbischof Colloredo ihr Wetterläutverbot mit der gebührenden Vorsicht ein. Wohlgemerkt nicht auf dem klaren politischen Weg des Generalmandats, sondern über zwei Konsistorial-Verordnungen vom 19. September 1783 und 2. April 1784 versuchte sie die nach ihrer Ansicht abergläubisch-exzessive Wetterläutpraxis, bei der während eines Gewitters unter Umständen auch stundenlang durchgeläutet wurde,²⁴ auf höchstens zwei bis drei kurze Alarmsignale einzuschränken – eines zur Unwettervorwarnung und Gebetsaufforderung, ein zweites Wiederholungs-läuten bei langanhaltenden Gewittern, und zum Dritten ein knappes Entwarnungssignal, „nach dessen Ende zur Danksagung für die glücklich abgewendete Gefahr wieder ein Zeichen, allemal nur so, wie man zum Ave Maria läutet“.²⁵ Ein begrenzter Entdramatisierungs- und Rationalisierungs-Testballon auf dem weiten Feld der Signalkultur also, ein zeittypischer Übergangsversuch vom traditionellen ‚Dagegehalten‘ zum wohlgestalteten Ordnungsgeläut, bevor man dann Anfang 1785 die Katze aus dem Sack ließ und das allgemeine Wetterläutverbot verhängte. Am Ende nutzten all die vor- und umsichtigen Anschleichversuche an ein denkbar heißes Eisen nichts – der Konflikt mit der Landbevölkerung war programmiert.

Die Wetterläutverbote des späten 18. Jahrhunderts waren integraler Bestandteil der umfassenden kirchlich-staatlichen Reformprogramme des aufgeklärten Absolutismus, die bekanntlich von der Feiertagsreduktion über die Einschränkung von Prozessionen und Wallfahrten bis hin zum Verbot der Passionsspiele und anderer anachronistisch gewordener „Mummereyen“ reichten und zugleich im Kontext einer breiten obrigkeitlichen Kampagne wider alle möglichen Formen des populären Aberglaubens standen.²⁶ Im Salzburger Erzstift standen diese innerkirchlichen Reformen, die einer rationaleren Glaubenspraxis im Sinne einer „vernünftigen Religion“ dienen sollten, unter Fürstbischof Hieronymus Graf Colloredo (1772–1803) allerdings unter keinem sonderlich günstigen Stern. Überhastet und ohne die notwendige Instruktion der Bevölkerung auf dem Verordnungsweg von oben vorgetragen,²⁷ um den Gleichtakt mit den josephinischen Reformen der habsburgischen Schutzmacht zu wahren, stellten sie den politischen Konsens des geistlichen Staates in Frage und brüskierten die noch weitgehend den traditionellen Formen verhaftete Laienfrömmigkeit. Da man den damit unweigerlich verbundenen Konflikten möglichst aus dem Weg gehen wollte, fehlte es der Reform sowohl an innerer Stringenz als auch an praktischer Durchsetzungskraft. Zudem schuf die bürokratische Durchsiebung des Repertoires alltäglicher Glaubensformen auf Entbehrliches und Überholtes hin ausgesprochen seltsame Allianzen, ja eine Rumpelkammer des gesellschaftlichen Fortschritts, in der sich niemand wiedererkannte. So fand sich Colloredos Verdikt gegen die abergläubischen Wetterkerzen in seinem Generale von 1783 in der wundersamen Umgebung von Loretoglöckchen,

Laurentiusbrot, allerlei Heilkräutern und „Stupp“, einem aus den Hexenprozessen bekannten Zauberpulver, aus dem angeblich die Flugsalben der Hexen gewonnen wurden, wieder.²⁸ Die Aberglaubensbekämpfung, die Scheidung zwischen ‚korrekten‘ und illegitimen Glaubenspraktiken, hatte gerade im Bereich der katholischen Kirche stets etwas Dezinonistisches, das heißt sie war erkennbar kirchliche Kulturpolitik, die das Verhältnis von Sakralem und Profanem, von Klerikern und Laien entzerren und auf der Grundlage neuerrichteter Distanzen reorganisieren wollte.²⁹ Andererseits verfügte die barockkatholische Kirche über ein reichhaltiges Arsenal an Ritualen und religiösen Praktiken der Unwetterprävention und -abwehr, das von Feldsegnungen und -prozessionen über Wetterkreuze³⁰, Wetterheilige, Wettermessen und Wetterkerzen bis hin zum kollektiven Rosenkranzgebet während des Gewitters reichte. Vor allem die Sakramentalien des seit dem Mittelalter beständig ausgebauten kirchlichen Benediktionswesens hatten eine ausgedehnte alltagskulturelle Grauzone geschaffen, in der sich im Einzelnen nur schwer bestimmen ließ, wo der offizielle Segen aufhörte und der Aberglaube begann.³¹ Es wurde nur noch übertroffen von der schier unübersehbaren Vielzahl bäuerlicher Wetterriten und -regeln.³² Umso mehr fragt man sich im Rückblick, weshalb ausgerechnet das Wetterläuten derart massiv ins Schussfeld der Aufklärer geriet.

Die Antwort auf diese Frage findet sich wohl am ehesten in der Geschichte der Glocken. Die Kirchenglocken waren ein eminentes kommunales Symbol, der teure Stolz ihrer Gemeinden, und sie vereinten von jeher pragmatische Signal- und Alarmfunktionen mit dem ätherischen Schall der Ewigkeit. Sie waren geweihte Mittler zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt. In den spätmittelalterlichen Städten wurden sie geradezu personifiziert, das heißt sie trugen Namen und eingravierte religiöse Inschriften, in denen die Bitte um Schutz vor Unwettern üblich war. Das berühmteste Beispiel dürften die Schaffhauser Münster Glocken von 1486 sein, deren metallische Inskription Friedrich Schiller zum Motto seines *Lieds von der Glocke* machte: „Vivos Voco / Mortuos Plango / Fulgura Frango“ (Die Lebenden ruf ich / Die Toten beklag ich / Die Blitze brech ich). Sie standen am Anfang einer langen apotropäischen Glockentradition, die der Abwehr alles Bösen, vornehmlich aus der Luft, diente. Noch im Jahr 1770 versah die Oberpinzgauer Gemeinde Bramberg ihre neuen Kirchenglocken selbstverständlich mit einer wetterbannerischen Inschrift: „Wan Plitz und Dunerknall, der Schauer trohet an, / gib diesen Clan(g) die Sterk das ers vertreiben kan.“³³

In den Ruch einer zweifelhaften magischen Handlung waren sie allerdings erst im Zeitalter der Hexenprozesse gekommen. Die im Spätmittelalter weitverbreitete Vorstellung vom (individuellen) Schadenzauber fand im späteren 16. Jahrhundert im dämonischen Wetterzauber ihre kollektiv-dramatische und gleichsam landgreifende Schürzung und Ausgestaltung.³⁴ Das schadenfrohe ‚Wettermachen‘, also der politisch zugespitzte Kampf zwischen Gut und Böse, in dem letzteres nur mehr als infame Verschwörung wahrgenommen werden konnte, bewegte nun die gesellschaftliche Imagination. In den Salzburger Hexenprozessen um den „Zauberer-Jackl“ und seine Bettlerklientel (1675–1690)³⁵ gab es zahlreiche fantastisch-farbige Schilderungen der Inquisiten, wie sie auf Gabeln und ähnlichen Flugobjekten kühn durch die Lüfte zum Hexensabbat gefahren – und immer wieder abgestürzt waren. So beteuerte der 14-jährige Sebastian Hofer aus Mittersill, „der Jäggl habts selbsten gesagt, wann man leith [läutet], khönnen sye nit fahren“³⁶, und der 16-jährige Salzburger Bettelbub Ruepp Pilgrueber präziserte die besondere Unfallgefahr, die

entstand, wenn man zu spät vom Sabbat abfuhr und sich beim Tagläuten der Kirchenglocken noch in der Luft befand: „Wan sie nach 12 Uhr abgefahren, die Gloggen aber leithen hören, haben sie niderfallen müessen, nach Aufhörung dann aber wider fortmarschirt.“³⁷ Für die Bettler, die mühsam per pedes auf der Straße ihren Geschäften nachgehen mussten, war die Phantasmagorie der Luftfahrt, der mühelosen Überbrückung beschwerlicher Distanzen, ein Ideenangebot, das sie kaum abweisen konnten.³⁸ Aber sie blieben, und das zeichnete ihre Kultur aus, realistisch noch in ihren Wunschträumen. Vor allem das Absturzthema, ob nun mit oder ohne Glockeneinwirkung, beschäftigte ihre Fantasie. So tischte etwa der zehnjährige Christoph Glenegger, ein lediges Bauernkind aus Fuxach, dem Taxenbacher Pfliegergericht am 30. März 1678 folgende Geschichte auf: Er habe den Zauberer-Jackl vor 14 Tagen gegen Mittag auf der Brücke „an der Lend“ getroffen. Er habe ihm gesagt, „er solle mit ihme gehen, er wolle ihm etwas Guetes geben“, nämlich eine kleine Luftreise durch den Pongau. Vor dem Haus des Bäckers von Lend stand ein großer hölzerner Bactrog, den der Jackl mit einer grünen Salbe beschmierte. Dann stiegen sie ein, der Jackl vorne als Pilot, Glenegger hinten als Sozius, und flogen nach St. Johann hinaus. Der Zauberer-Jackl beruhigte ihn auf der brausenden Fahrt, er solle sich nicht fürchten, er werde nicht fallen. „Bey St. Johannes aber seye er Bueb herabgefallen, iedoch ohne Schmerz, der Jäckhl aber seye weiter gefahren.“³⁹ Seitdem habe er ihn nicht mehr gesehen. Gleichsam eine hochambivalente Urgeschichte der Luftfahrt, die dem Schneider von Ulm alle Ehre machte. In der folkloristischen Sagenüberlieferung und -invention des 19. Jahrhunderts wurde die Vorstellung von der schirmenden Macht der Glocken, die in den Zauberer-Jackl-Prozessen eher nur eine Nebenrolle gespielt hatte, immer weiter ausgebaut, bis sich im säkularen Zeitalter die imaginierten Machtverhältnisse in der Atmosphäre schließlich auf bezeichnende Weise umkehrten. Die Wetterhexen des Gebirgslands, „Kanoniere der Lüfte“, wie Rainer Beck sie treffend genannt hat,⁴⁰ gerieten nun zunehmend in die Defensive, mussten dem profanierten Klang nicht nur der Kirchenglocken, sondern auch dem ‚kleinen Lätwerk‘ in den bäuerlichen Einzelgehöften und ihren Kapellen Tribut zollen und konnten daher nur noch im Zickzackkurs und auf weiten und mühsamen Umwegen ihren Umtrieben nachgehen.⁴¹ Der in der frühen Neuzeit aufgepöppelte Teufel hatte immer schlechtere Karten, die besitzbäuerliche Glockensymbolik besiegte schließlich die Vorstellung vom abrupten Einbruch des Bösen, der nach wie vor jederzeit möglich war, aber gesellschaftlich immer mehr verdrängt wurde.

Die Aufklärer stürten sich also an der Magie der Glocken, die das traditionelle Hoheitsgebiet der Gemeinden absteckte und freilich erst durch die obrigkeitlichen Hexenverfolgungen der frühen Neuzeit derart hoch in Kurs gekommen war. Ihre Argumente für das allgemeine Verbot des Wetterläutens waren jedoch entschieden pragmatischer und atmeten den zeitüblichen utilitaristischen Geist. Das Dauergeläute, so ihr Kosten-Argument, könne aufgrund der Erhitzung des Metalls zu Rissen und kostspieligen Beschädigungen der Glocken führen. Da der bäuerliche Widerstand in dieser Angelegenheit erheblich war, begnügten sie sich nicht mit dem lapidaren Hinweis, dass das Wetterläuten nichts nütze, sondern meinten stärkere Geschütze auffahren zu müssen. Die aufklärerische Gewittertheorie lief auf die kühne Behauptung hinaus, dass das Wetterläuten die Blitzeinschläge nicht abhalte, sondern sie im Gegenteil förmlich anziehe. Man sammelte eifrig alle greifbaren Chronistenberichte über wetterläutende Mesner, die während eines Unwetters vom Blitz erschlagen wurden, und setzte sie im Zuge der eigenen propagandistischen Kampagne ins

erwünschte öffentliche Schreckbild.⁴² Damit war man freilich einen entscheidenden Schritt zu weit gegangen. Im Grunde war die aufklärerische Gewittertheorie genauso falsch wie der populäre Aberglaube von der wetterbannenden Macht der Glocken, gegen den sie sich richtete. Beide teilten eine ideologische Gemeinsamkeit, die sich in den meteorologisch-naturwissenschaftlichen Diskursen des 19. Jahrhunderts als unzutreffend herausstellen sollte – beide überschätzten die Auswirkung menschlich induzierter Schallwellen auf die Bewegungen der Atmosphäre.

Wir wollen nun anhand eines Durchgangs durch die Salzburger Hofrats-Akten von 1785 die konkreten Schwierigkeiten in den Blick nehmen, die sich mit der administrativen Durchsetzung des Wetterläutverbots verbanden. Die Lupe auf das Entstehungsjahr des Verbots zu richten und sich auf die Vorgänge in einem relativ kurzen Zeitraum zu konzentrieren, heißt die Kommunikationsstruktur zwischen der Regierungszentrale und den Landgemeinden zu untersuchen und auf diese Weise genauere Aufschlüsse über die Durchsetzungsprobleme des Verbots in ihrer ganzen Komplexität zu erhalten. Sie fingen schon mit der administrativen Todsünde an, dass es dem Generalmandat vom 1. Februar 1785 an Verallgemeinerbarkeit gebrach. Zwar sollte „im ganzen Land“ das bisherige wildwüchsige Läuten auf ein einmaliges kurzes Glockenzeichen herabgedrückt werden, das zum Gebet rief. Es atmete freilich eher den hierarchischen Geist des Spätabsolutismus als den der Gleichbehandlung aller (Landesteile) vor dem Gesetz – und dieser Umstand wurde von der Bevölkerung, vor allem des Gebirges, mit Misstrauen zur Kenntnis genommen.⁴³ Zwar durfte nun auch in der Haupt- und Residenzstadt nicht mehr mit allen verfügbaren Glocken und aller magischen Wucht wider die Wetterunbilden geläutet werden, sondern nur noch mit denen der Pfarrkirche – mit ihnen aber immerhin. Der ausnahmhaf-privilegierte Status der Bischofskapitale wurde zusätzlich dadurch unterstrichen, dass auch die Glocken des fürstbischöflichen Residenzschlosses Mirabell von der Regelung ausgenommen waren und „bey aufsteigenden Wetterwolken ¼ Stunde lang“ geläutet werden durften.⁴⁴ Die landläufige Gerüchteküche machte daraus die Fama, dass hinter dem Generalmandat lediglich das übliche *Quod licet Iovi, non licet bovi* stehe, das ihre Saaten dem Verderben preisgäbe, während die geistlichen Herren draußen im Flachland weiterhin ungeniert unter dem Schutzschirm der Glocken lustwandelten. Ein aufklärerischer Gasteiner Pfarrer protestierte 1784 händeringend beim Konsistorium, wie er seine Gemeinde auf der Kanzel vom Aberglauben des Wetterläutens überzeugen solle, wenn „von der Haupt-Residenzstadt Salzburg der Ruff herein gekommen, dass aldorten bey ein[em] vor 3 Wochen entstandenen starken Donner Wetter in allen kirchen das Wetterläuten seye fortgesetzt worden“.⁴⁵ Es sah also von vornherein nicht gut aus um die Durchsetzung dieses Gebots.

Am 4. März meldete sich die – im Windkanal des oberen Salzachtals gelegene – Gemeinde Zell am See mit der Bitte „um Verwilligung des ferneren Wetterschüssen[s]“, weil der durch den Markt laufende „Schmidtnr Bach“, an dessen Ursprung an der „Schmidtnr Höche“ (Schmittenhöhe, 1965 m) „die stärksten Hochgewitter herankommen, höchst gefährlich ist“.⁴⁶ Man fürchtete also die Überschwemmung des Marktes durch die von Westen hereinziehenden Unwetter, die an der freistehenden Bergkuppe hängenblieben und abregneten. Der Hofrat entgegnete lapidar, das lokale Pfleggericht solle die Leute beruhigen, „indeme das bisherige Schüssen die Gefahr nicht abgewendet hat“. Eine Ausnahmege-nehmigung kam für ihn nicht in Frage, weil er aus Erfahrung wusste, dass solche lokalen Durchlöcherungen unweigerlich den Anfang vom Ende des Wetterläutverbots bedeutet

hätten. Das Ansuchen der Gemeindeausschüsse des Pfliegerichts Neumarkt um die Wiedereinführung des Wetterläutens bügelte man am 21. Juni 1785 bereits mit offenem Zynismus ab: Man betonte zwar, das Verbot sei „zum Besten denen Unterthanen gemeinet“, schob aber den boshafte Satz nach, die Landesunterthanen sollten sich glücklich schätzen, dass sie nicht von Erdbeben, Überschwemmungen und Dürre heimgesucht werden.⁴⁷

Da Ausnahmegenehmigungen nicht zu erlangen waren, ging die Landbevölkerung dazu über, ohne Bewilligung zu läuten. Mit dem fröhsommerlichen Beginn der Gewittersaison liefen ständig neue Meldungen über Verstöße gegen das Wetterläutverbot aus dem ganzen Land bei der Regierungsbehörde ein, so etwa am 28. Juni und 10. Juli aus dem residenznahen Pfliegericht Neuhaus, am 30. Juni aus Neumarkt und am 1. Juli aus dem Gericht Mattsee. Prompt beschwerte sich die Gemeinde Anthering beim Laufener Pfliegericht, es sei in den benachbarten Gerichten Neuhaus und Neumarkt am 30. Juni „sehr heftig gegen das Wetter geschossen worden“, wodurch die gesetzestreuen Antheringer dem dergestalt abgeleiteten Unwetter schutzlos ausgeliefert gewesen seien. Daher verlangten sie die Wetterschießgenehmigung nun auch für sich und für die Selbstverteidigung ihrer Fluren.⁴⁸ Allmählich schwante selbst dem popularkulturell unbedarften Hofratsjuristen, auf welches glatte Parkett man sich mit dem Wetterläutverbot begeben hatte, und das Hofratskollegium reagierte dementsprechend indigniert und verlangte die sofortige Einstellung dieses „Unfugs“.⁴⁹

Ende Juni/Anfang Juli kam es zu ersten Verhaftungen von Wetterläut-Rebellen aus dem Flachgau; es waren überwiegend Bauern, aber auch einige honorige Marktbürger, darunter ein Metzgermeister und ein Brauer.⁵⁰ Damit stellte sich das nächste Problem, nämlich die Bestrafung der Zuwiderhandelnden. Fiel sie zu harsch aus, musste man mit dem kollektiven Unmut der Landgemeinden rechnen, verfuhr man mit ihnen zu milde, dann fehlte der Abschreckungseffekt, die Täter würden die Strafe in Kauf nehmen – und weiterläuten.⁵¹ Zudem waren Geldstrafen oft gar nicht einzutreiben, weil sich die Leute wie in Schleedorf (Pfliegericht Mattsee) gegen das Gerichtspersonal zusammenrotteten. Der Pfleger meldete nach Salzburg, „daß zur Straffs Execution ein militärisches Commando abzuordnen wäre“. Bischof Colloredo riet daraufhin zur milden Belehrung der „von Vorurtheilen noch nicht ganz gereinigten Unterthanen“ und ließ die einschlägigen Schleedorfer Bauern am 29. Juni zur Belehrung in die Residenz vorladen. Sie alle leisteten reumütig Abbitte, woraufhin Colloredo ihnen die Strafe erließ, sie jedoch vor Wiederholungen warnte.⁵² Um die Gleichbehandlung zu wahren, musste er auch unter anderem bei den hartnäckigeren Bauersleuten aus Bergham, Hellberg und Henndorf (Pfliegericht Neuhaus), die sich am 10. Juli erneut zu läuten unterstanden hatten, Gnade vor Recht ergehen lassen und die Geldstrafe in eine zwei- bis dreitägige Keuchenbuße (Arreststrafe) umwandeln.⁵³ Ob diese geringfügige und lavierende Strafpraxis ausreichte, um dem Wetterläutverbot Nachdruck zu verleihen, wird man füglich bezweifeln dürfen. Es bleibt eher der Eindruck eines von der Beichte her hinlänglich bekannten gutkatholischen Kulturmechanismus zurück: Man sündigte bzw. läutete, bat anschließend reumütig ab, um Strafnachlass zu erwirken, und sündigte fröhlich weiter ...

Zu allem Überflus lief am 15. und 23. Juli 1785 auf Veranlassung der Tauern-Gemeinde Rauris noch eine Anfrage des Konsistoriums ein, ob das „Reiff- und Schnee-Läuten“ auch unter das Wetterläutverbot falle. Angesichts der zahlreichen Kälteeinbrüche im Frühjahrs und Fröhsommer war das sogenannte Reifheizen vor allem in den Gebirgslanden üblich.

Man entfachte große Reisigfeuer, deren Rauchentwicklung die Baumblüten und anwachsenden Getreideähren vor der gefährlichen Reifbildung schützen sollte, und man läutete dazu heftig.⁵⁴ Der Hofrat sah sich genötigt, bei einem Mathematiker der Salzburger Universität ein Gutachten in Auftrag zu geben, „ob nach denen physikalischen Eigenschaften durch das Läuten der Glocken im Sommer oder Frühjahr Raiff und Schnee abgehalten oder durch das Pollerschüssen gehindert werden könne?“ Das Ergebnis war negativ. Da Reif und Schnee durch Kälte entstehe, die durch Lärm nicht gehindert werden könne, sei diese Läutvariante ebenfalls dem Bereich des Aberglaubens zuzurechnen.⁵⁵

Fürchten aber mussten die Regierungsbehörden in dieser heiklen Angelegenheit vor allem die populäre Gerüchteküche. Die Wetterläuter beriefen sich entschuldigend immer wieder darauf, gehört zu haben, dass in den Nachbargemeinden gegen das Unwetter angeläutet und geschossen worden sei und sie daher zur Selbstverteidigung genötigt gewesen seien, die eigenen Wetterglocken zu betätigen.⁵⁶ Der Taxenbacher Gerichtsbote Johann Hager etwa hatte in den Wirtshäusern von St. Johann im Pongau verbreitet, dass im Pinzgau nach wie vor wettergeläutet werde. Er erhielt für die Ausstreuung dieses brennenden Gerüchts zwei Tage Keuche „bey Wasser und Brod“ unter Androhung einer weit empfindlicheren Strafe im Wiederholungsfall, und er wurde zum öffentlichen Widerruf gezwungen.⁵⁷ Für so gefährlich erachteten die Hofratsjuristen die öffentliche Fama.

Zur Erklärung dieser Ängste der Obrigkeit muss man etwas weiter ausholen. Die zeitgenössische, von zahlreichen Geistlichen und Landesbeamten geteilte populärkulturelle Vorstellung vom Wetterläuten lief darauf hinaus, dass man Unwetter erfahrungsgemäß zwar nicht gänzlich abwenden, die unheilbringenden dunklen Wolken aber durch die massive Schalleinwirkung von Glocken und Böllerschüssen zumindest vorläufig ‚zerteilen‘, damit in ihrer lokalen Schadenswirkung beschränken und auf andere Regionen ablenken könne. Diese ‚Ablenkungstheorie‘ war ersichtlich keine religiös-abergläubische, sondern eher eine pseudonaturwissenschaftliche Auffassung, die eine ganze Menge an Konfliktstoff enthielt und im Laufe des 18. Jahrhunderts regelrecht zu einer eigenartigen regionalen Wetterpolitik ausgebaut wurde, in der sich im Grunde ein zunehmend geschärftes territoriales Raumbewusstsein Ausdruck verlieh. Die Landesgrenzen kamen nun auf bezeichnende Weise ins Spiel. Man kann ohne weiteres die Behauptung wagen, dass die Vorstellung, man könne Unwetter ableiten und anderen ‚zuschießen‘, die Idee der Grenze kulturell unterfütterte und ausstaffierte.⁵⁸ Im Sommer 1783, also im unmittelbaren Vorfeld des Salzburger Wetterläutverbots, hatte das Innsbrucker Gubernium beim Salzburger Hofrat Beschwerde darüber geführt, dass durch das Wetterschießen in den Pinzgauer Gerichtsbezirken Mittersill und Zell ihren benachbarten Kitzbühler Grenzgemeinden viel Schaden und Unglück zugefügt worden sei.⁵⁹ Die Paradoxie dieser Beschwerde bestand darin, dass die aufklärerischen Behörden, die ausgezogen waren, den Aberglauben des Wetterläutens zu bekämpfen, selbst noch tief darin verstrickt waren. Das Wetter ist bekanntlich eine vorübergehende räumliche Erscheinung, und diese eklatant unterschätzte Raumdimension ihres ideologischen Anliegens schlug ihnen nun ein Schnippchen nach dem anderen.

Die erste und gewiss nicht geringste Crux bestand darin, dass die Regierungen die populären Wettervorstellungen notgedrungen aufgreifen mussten, um sie zu bekämpfen – und sie damit unfreiwillig verstärkten. Die ‚Ablenkungstheorie‘ war vor allem an den Landesgrenzen brisant – lief sie doch auf die Vorstellung hinaus, man könne entweder die Nachbarn schädigen, indem man die Unwetter auf sie ableite, oder umgekehrt von ihnen

‚beschossen‘ werden. Wenn man keine Gegenmittel zur Selbstverteidigung einsetzen durfte, war man diesem Katastrophentransfer hilflos ausgeliefert. Schon im Generalmandat vom Jänner 1785 wurde deshalb das Wetterschießen ausdrücklich auch in den an Bayern angrenzenden Gebieten untersagt. Sollten die bayerischen Grenzgerichte ihre Böller gegen Salzburg hin abschießen, so sei dem Hofrat sofort Meldung zu erstatten.⁶⁰ Und die Bürger der Exklave Mühldorf am Inn, die rundherum von bayerischem Territorium umgeben war, wurden besonders eindringlich ermahnt, im Ernstfall ja nicht eigenmächtig „entgegenschießen zu lassen“.⁶¹ Die Idee des Abtreibens der Unwetter über die Landesgrenzen war so wirkungsmächtig, dass kein Land im Alleingang ein Wetterläutverbot durchsetzen, sondern dieser Maßnahme nur in Absprache und Koordination mit den Nachbarstaaten Geltung verschaffen konnte. Der Salzburger Hofrat fragte deshalb zunächst in die Runde, wie die Nachbarstaaten es mit dem Wetterläuten hielten, und drängte auf ein gemeinsames Vorgehen. Aus dem Hochstift Berchtesgaden kam die Antwort, man habe dort ebenfalls ein Verbot erlassen, das nächsten Sonntag den Leuten verkündet werde.⁶² Schwieriger gestalteten sich, wie nicht anders zu erwarten, die Erkundigungen und Parallelisierungsbestrebungen mit dem Kurfürstentum Bayern. Obwohl man zweimal anfragte, erhielt man aus München nur die vage und spürbar ausweichende Antwort, man plane zwar selbst auch ein Wetterläutverbot, müsse aber noch die Zustimmung des Kurfürsten abwarten.⁶³ Diese nebulöse Reaktion mutet umso seltsamer an, als in Bayern längst ein Wetterläutverbot bestand. Es war bereits am 1. August 1783 erlassen und am 23. Juli 1784 bekräftigt worden.⁶⁴ Offenbar wirkten die Scheidelinien der großen Politik so stark mit herein, dass man sich von den österreichischen Erzrivalen nicht in die politischen Karten schauen lassen wollte, nicht einmal auf dem doch eher ephemeren Gebiet des Wetterläutens. Nicht ganz auszuschließen ist freilich, dass die bayerische Zurückhaltung innenpolitische Gründe hatte: Auch dort war der Widerstand der Bevölkerung gegen das Verbot immens, auch dort war man sich in Regierungskreisen uneinig über seine Durchsetzungsmodalitäten und die Strafmaßnahmen gegen die Flut der Zuwiderhandlungen, wie das dritte Generalmandat von 1791 deutlich macht.⁶⁵ Weitaus irritierender noch dürfte für die Salzburger Landesbürokratie gewesen sein, dass auch von den habsburgischen Mutterlanden weiterhin unverdrossen gegen sie angeschossen und angeläutet wurde. Erste beunruhigende Nachrichten dieser Art gab es schon Ende Juni aus dem Innviertel,⁶⁶ die die k.k. Regierung in Linz mit dem zweiseitigen Hinweis zu entkräften suchte, dort finde sich praktisch keine Spur des Wetterläutens mehr, außer in einem Fall, „wo sich in Pondorf die Weiber der Glocken bemächtigten“.⁶⁷ Ähnlich durchwachsen fiel die Antwort des Innsbrucker Guberniums für Tirol aus. Man beteuerte zwar, dass das Wetterläuten verboten sei und Übertretungen „mit scharffer Straffe“ verfolgt würden, musste aber konzedieren, dass man sich vor allem im Lienzer Landgericht und im Unterinntal nicht an sie hielte.⁶⁸ Als dann im Spätsommer aus dem Lungau, dem Osttiroler Pfliegergericht Lengberg und durch den Vikar von Iggelsdorf (später Nikolsdorf), einem im Drautal gelegenen Grenzdorf zu Kärnten, weitere Berichte einliefen, „wie an verschiedenen Gränzorten Tyrols, Kärntens, und Steuermark, gegen das Erzstift Salzburg bei entstehendem Ungewitter theils geläutet, theils geschossen werde“⁶⁹ (wogegen die Iggelsdorfer am 7. September, ähnlich wie in Goldegg, ihren Kirchturm enterten und empört ‚zurückläuteten‘⁷⁰), wandte sich das Salzburger Hofratsdirektorium neuerlich in spürbar genervten Beschwerdeschreiben an die benachbarten Regierungen in Graz, Klagenfurt und Innsbruck, dass sie das gemeinsam beschlossene Wetterläutverbot

endlich durchsetzen sollten, damit das Erzstift mit seiner Maßnahme nicht alleine stehe.

Und schließlich war auch das Wetter selbst dem Wetterläutverbot nicht gerade hold. Ausgerechnet das Jahr 1785, in dem das Verbot durchgesetzt werden sollte, war ein Jahr schwerer und erteschädigender Unwetter, die von der Landbevölkerung natürlich prompt darauf zurückgeführt wurden, dass man nicht mehr wetterläuten durfte. Am 30. Mai tobten im Flachgau, aber auch drinnen im Lungau heftige Gewitter mit Hagelschlag, die schwere Schäden am Boden und Getreide verursachten.⁷¹ Am 6. Juli erschlug ein Hagelwetter in Fügen (Zillertal) fast die gesamte Ernte.⁷² Am 6. August zog zwischen sieben und acht Uhr abends ein mächtiges „Donner- und Schauerwetter“ in den Lungau hinein und richtete vor allem in St. Martin, im Bundschuh am Thomatal und in St. Margarethen beträchtlichen Schaden an.⁷³ Kaum 14 Tage später, am 19. August, ging schon die nächste „Schauerschadensmeldung“ aus dem Lungau ein; diesmal hatte es Zederhaus, Göriach und Lessach getroffen.⁷⁴ Neu an diesem alten Spiel war lediglich die veränderte Schuldzuweisung: Was die Bauern bislang entweder als göttliches Strafergericht oder unvermeidbare Laune der Natur hingenommen hatten, das schrieb man nun dem Wetterläutverbot der Landesregierung zu – und verlangte von ihr Schadenersatz. Allein der Hagelschaden im Gericht Fügen wurde amtlicherseits auf ca. 11.600 Gulden geschätzt.⁷⁵ Die Herbstsitzungen der obersten Landesbehörde waren von hektischen Beratungen über die Erstattung der entstandenen Schauerschäden geprägt. Dabei war guter Rat teuer, denn wenn man den bäuerlichen Forderungen nachgab, so bewegte sich das zwar im hergebrachten Rahmen paternalistischer Politik, kam aber einem Schuldeingeständnis der Regierung und einer Kapitulation ihrer Anti-Aberglaubenspolitik gleich. Blieb man hingegen prinzipienfest, so riskierte man womöglich den bäuerlichen Aufstand, der einem vom Bauernkrieg 1525/26 noch in den Knochen steckte. So hatte man sich den idealistischen Kampf gegen den Aberglauben und die aufklärerische Belehrung des ‚unwissenden Volks‘ nicht vorgestellt, der nun als Bumerang der ländlichen Ökonomie zurückzufallen drohte. Dem Salzburger Hofrat blieb angesichts der unwirtschaftlichen Lage, in die man sich selbst manövriert hatte, nichts anderes als die konventionelle Salamitaktik. Er verwies die bäuerlichen Schadensersatzansprüche an die Finanzkompetenz der Landschaft,⁷⁶ von der man einen gewissen Ausgleich erwarten konnte, und zog sich damit aus der ihm zu heiß gewordenen Affäre. Als einen Sieg der aufgeklärten Staatsräson kann man das wohl kaum bezeichnen, eher schon als geschickt camouflierten Teilrückzug.

Das Salzburger Wetterläutverbot von 1785 war alles andere als eine staatliche Erfolgsgeschichte. Mit ihm stieß die schmale Aufklärerelite des Erzstifts vielmehr auf die harten materiellen Interessen der bäuerlichen Kultur, die nur sehr begrenzt verhandelbar waren. Der aufklärerische Angriff auf die Wetterglocken musste scheitern, weil „die Glocke [...] den Habitus oder, wenn man so will, die Sinneskultur der Gemeinden [prägte]“.⁷⁷ Er setzte sich über die elementare psychologische Einsicht hinweg, dass in akuten Gefahrensituationen rituelle Ersatzhandlungen, über deren objektive Wirkung sich streiten lässt, immer noch besser sind, als wehrlos die Hände in den Schoß legen zu müssen. Vor allem aber ließen sich die bäuerlichen Wetterrituale nicht einfach pauschal dem Aberglauben zuschlagen. Wind und Wetter spielten nun einmal für das Landvolk eine ungleich wichtigere Rolle als für den Stubengelehrten, und dementsprechend rasch und unversehens wandelte sich das, was als kulturelle Belehrung von oben geplant war, in einen ökonomischen Systemkonflikt. Die Aufklärer mussten die leidige Erfahrung machen, dass es nicht nur

eine eigensinnig-erfahrungsorientierte bäuerliche Meteorologie gab, die mit der jeweiligen Wirtschaftsweise eng verknüpft war,⁷⁸ sondern auch eine unbequeme Eigenlogik regionaler Wetterlandschaften, der mit den begrenzten Mitteln der Kleinstaaterie diplomatisch kaum beizukommen war. Zudem ließen sich die – erlaubten – knappen Glockensignale leicht inflationieren, so dass der alte Zustand scheinbar wiederhergestellt wurde.⁷⁹ Das bäuerliche Rebellionsverhalten und die Anhänglichkeit an die Glocken setzten sich in den letzten Jahren des Erzstifts ungebrochen fort,⁸⁰ und auch unter den rasch wechselnden Regierungen der Folgezeit erlebte das Wetterläut- und Wetterschießverbot eine höchst unsichere Konjunktur: Zuerst wurde es bekräftigt, dann von den Bayern aus dem politischen Verkehr gezogen, um schließlich von der österreichischen Kreisregierung 1817 erneut in Kraft gesetzt zu werden.⁸¹ Wirklich aufgelöst wurde der Systemkonflikt zwischen spätab-solutistischer Staatsraison und bäuerlichem Gemeinde-Interesse jedoch nicht. Er wurde vielmehr im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich entzerrt durch das Aufkommen neuer technisch-sozialer Variablen, nämlich der Verbreitung des Blitzableiters⁸² und der ähnlich raumgreifenden Durchsetzung der bäuerlichen Hagelschutzversicherung nach 1820.⁸³

Anmerkungen

- 1 Carlo Ginzburg, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), 169-192. Vgl. auch: Hans Medick, Mikrohistorie, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, 40-53.
- 2 David Sabean, Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700-1870, Cambridge 1990; ders., Kinship in Neckarhausen 1700-1870, Cambridge 1997; Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte, Göttingen 1996; Jürgen Schlumbohm, Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860, Göttingen 1994. Außerhalb der MPI-Kontexte entstanden, aber längst auch ein dorfhistorischer Klassiker: Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne, München 1993.
- 3 Diese Tendenz wird deutlich in der breit aufgefächerten Fallstudien-Palette bei: Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main/New York 2009, 61-336.
- 4 Als Flaggtext dieses Trends: Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie der Kultur, in: Ders., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983, 7-43.
- 5 Siegfried Kracauer, Geschichte – Vor den letzten Dingen, Frankfurt am Main 1971, 141.
- 6 Ebd., 150.
- 7 Ebd.
- 8 Das Wetterschießen war in den habsburgischen Erblanden bereits 1777 unter Maria Theresia verboten worden; 1783, 1785 und 1786 folgten die Verbote des Wetterläutens (Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Volksfrömmigkeit und Zeitgeist im 18. Jahrhundert. Kirchliche Reformen im Geiste des Aufgeklärten Absolutismus in Salzburg als Quellen und Indikatoren der populären Glaubenspraxis, in: Bräuche im Salzburger Land. CD-Rom 2: Vom Frühling bis zum Herbst, Salzburg 2003, 10 u. 14; Ernst Tomek, Kirchengeschichte Österreichs, Bd. 3, Innsbruck/Wien/München 1959, 466).
- 9 Reinhold Reith, Umwelt-Geschichte der Frühen Neuzeit, München 2011, 15.
- 10 Johann Fischart, Aller Pracktick Großmutter (1572), hg. von J. Scheible, Stuttgart 1847, 646.
- 11 Jürgen Schlumbohm, Gesetze, die nicht durchgesetzt werden – ein Strukturmerkmal des frühneuzeitlichen Staates?, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), 647-663.
- 12 Alain Corbin, Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1995.
- 13 Salzburger Landesarchiv (SLA), Hofratsprotokolle Criminalia vom 7.9.1767, fol. 261'-262' (alle Archivquellenzitate, sofern nicht anders angegeben: ebd.).

- 14 Andrea Weiß, Wetterbräuche: Wetterläuten und Wetterschießen, in: Bräuche im Salzburger Land. CD-Rom 2: Vom Frühling bis zum Herbst, Salzburg 2003, 7.
- 15 Richard von Strele, Wetterläuten und Wetterschießen, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 29 (1898), 123–142, hier 128.
- 16 Weiß, Wetterbräuche, 5 f.
- 17 In Salzburg wurde es am 1.2.1785 veröffentlicht, in den Hofratsprotokollen findet es sich schon am 4.1.1785 beschlossen (SLA Hofratsprotokolle (HP) vom 4.1.1785, fol. 20–23).
- 18 In Mittersill wurde es erst am 16. und 23. März publiziert (HP vom 2.4.1785, fol. 564).
- 19 Das Wetterschießen war im Grunde ein Vorläufer der modernen Hagelabwehr, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durch den flugzeuggetragenen Beschuss gefährlicher Gewitterwolken mit Silberjodidkernen Hagelunwetter abwenden sollte. Zu ihrer wechselvollen Geschichte im österreichischen und bayerischen Alpenvorland: Wilhelm Trabert, Hagelwetter und Wetterschiessen (1900), <http://www.biologiezentrum.at> (19.1.2012) und Stadtarchiv Rosenheim, Die Hagelabwehr, <http://www.stadtarchiv.de/index.php?id=576> (19.1.2012).
- 20 HP vom 23.9.1767, fol. 1133. Vgl. auch: HP vom 11.9.1767, 1108'–1109.
- 21 HP vom 31.5.1768, fol. 644.
- 22 HP vom 25.6.1768, fol. 721, und vom 5.7.1768, fol. 778.
- 23 HP vom 12.7.1768, fol. 819'–820.
- 24 Karl Adrian, Wind und Wetter im Glauben und Brauchtum unseres Volkes, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 84/85 (1944/45), 1–48, hier 8; Corbin, Glocken, 149.
- 25 Weiß, Wetterbräuche, 3 f.
- 26 Ludwig Hammermayer, Die Aufklärung in Salzburg (ca. 1715–1803), in: Heinz Dopsch/Hans Spatzenegger (Hg.), Geschichte Salzburgs. Stadt und Land, Bd. 2, Teil 1, Salzburg 1988, 375–452, hier 407 f.; ders., Das Erzstift Salzburg, ein Zentrum der Spätaufklärung im katholischen Deutschland (ca. 1780–1803), in: Harm Kluetting (Hg.), Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland, Hamburg 1993, 346–368.
- 27 Alfred Stefan Weiß, Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812) – ein geistlicher und weltlicher Herrscher, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 144 (2004), 225–250, hier 234.
- 28 Kammerhofer-Aggermann, Volksfrömmigkeit, 10.
- 29 John Bossy, The Counter-Reformation and the People of Catholic Europe, in: Past and Present 47 (1970), 51–70, hier 62.
- 30 So bewahrte etwa der Freisinger Erzbischof Eckher von Kapfing seit 1710 ein wundertätiges „Caravacca-Kreuz“ mit einem Reliquienpartikel des „Heiligen Kreuzes“ Christi in seiner Hofkapelle auf, das der Abwehr drohender Gewitter diene (Rainer Beck, Mäuselmacher oder die Imagination des Bösen, Ein Hexenprozess 1715–1723, München 2011, 48). Die Geschichte der Auswanderung der Wetterkreuze aus der höfischen Exklusivität in die bäuerliche Landschaft ist noch weitgehend ungeschrieben. An ihrem Ende stand jedenfalls das einigermäßen irritierende Ergebnis, dass ausgerechnet im säkularen 19. Jahrhundert, im bürgerlichen Eroberungszeitalter also, die alpinen Bergspitzen mit Gipfelkreuzen gespickt wurden – eine unverkennbare „invention of tradition“ im Sinne Eric Hobsbawms (Martin Scharfe, Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850, Wien/Köln/Weimar 2007, 253–275).
- 31 Adolph Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, 2 Bde., Freiburg 1909 (Neudruck: Bonn 2006).
- 32 Vgl. den Überblick, wengleich aus der älteren volkstumsideologisch-enthistorisierenden Perspektive, bei: Adrian, Wind und Wetter.
- 33 Ebd., 10; Verena Twyrdy, Die Bewältigung von Naturkatastrophen in mitteleuropäischen Agrargesellschaften seit der Frühen Neuzeit, in: Patrick Musius/Jana Sprenger/Eva Mackowiak (Hg.), Katastrophen machen Geschichte. Umweltgeschichtliche Prozesse im Spannungsfeld von Ressourcennutzung und Extremereignis, Göttingen 2010, 13–30, hier 16.
- 34 Christian Rohr, Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2007, 423–436.
- 35 Zuletzt: Gerald Mülleder, Zwischen Justiz und Teufel. Die Salzburger Zauberer-Jackl-Prozesse (1675–1679) und ihre Opfer, Berlin u.a. 2009.
- 36 Verhör vom 19./20.4.1678 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (BHStAM), Hexenakten 10b, fol. 107).
- 37 BHStAM Hexenakten 10b, fol. 6.

- 38 So erzählte der 14-jährige steirische Bettelbub Thoman Hasendorfer im Verhör vom 3.12.1677, ohne danach gefragt worden zu sein, bereitwillig von seinen Luftfahrten, bei denen er mitunter abgestürzt und „herunter in ein Klothlacken gefallen“ sei (BHStAM, Hexenakten 10a, fol. 52).
- 39 SLA Hofratsakten IV Generalia 3 ½, fol. 68.
- 40 Beck, Mäuselmacher, 562.
- 41 Adrian, Wind und Wetter, 22; Leander Petzold, Sagen aus Salzburg, München 1993, 77.
- 42 Johann Nepomuk Fischer, Beweis, daß das Glockenläuten bei Gewittern mehr schädlich als nützlich, München 1784. Fischers Pamphlet wurde noch im selben Jahr an alle Salzburger Behördenvertreter verteilt – zur Belehrung des gemeinen Mannes (Joseph Mack, Die Aufklärungs- und Reformbestrebungen im Erzstift Salzburg unter Erzbischof Hieronymus von Colloredo, München 1912, 57). Vgl. auch: Karl-Heinz Hentschel, Kleine Kulturgeschichte des Gewitters (1993), 4, <http://www.karl-heinz-hentschel.net/Gewitter2.html> (8.12.2011).
- 43 Zu den Scheidelinien von Flachland und ‚Innergebirg‘: Robert Hoffmann, „Außer Gebirg“ und „Inner Gebirg“. Landeshauptstadt und Gebirgsgaue in historischer Perspektive, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 140 (2000), 185–214.
- 44 HP vom 4.1.1785, fol. 20–22.
- 45 Karl Zinnburg, Salzburger Volksbräuche, Salzburg 1972, 276 f.
- 46 HP vom 4.3.1785, fol. 386.
- 47 HP vom 21.6.1785, fol. 1134.
- 48 HP vom 18.7.1785, fol. 1308.
- 49 Ebd.
- 50 HP vom 18.7.1785, fol. 1313.
- 51 Auch in den Hochstiften Bamberg und Würzburg scheuten sich die Behörden aus Furcht vor bäuerlichem Aufruhr, härtere Strafen gegen die Übertreter zu verhängen (Barbara Goy, Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg, Würzburg 1969, 183–190).
- 52 HP vom 1.7.1785, fol. 1194’–1196’.
- 53 Ebd., fol. 1196’–1197’; HP vom 11.7.1785, fol. 1262; HP vom 5.8.1785, fol. 1408.
- 54 Adrian, Wind und Wetter, 24–26.
- 55 HP vom 3.8.1785, fol. 1389’–1390’. Vgl. auch: Weiß, Wetterbräuche, 10 f.
- 56 So etwa im PG Neuhaus am 30. Juni 1785 (HP vom 1.7.1785, fol. 1197).
- 57 HP vom 8.7.1785, fol. 1238’–1239.
- 58 Mack, Aufklärungs- und Reformbestrebungen, 57–59; Norbert Schindler, Mehrdeutige Schüsse. Zur Mikrogeschichte der bayerisch-salzburgischen Grenze im 18. Jahrhundert, in: Salzburg Archiv 23 (1997), 99–132.
- 59 Weiß, Wetterbräuche, 8.
- 60 HP vom 4.1.1785, fol. 22’.
- 61 HP vom 10.3.1785, fol. 490.
- 62 HP vom 14.5.1785, fol. 898.
- 63 HP vom 1.6.1785, fol. 972; HP vom 16.8.1785, fol. 1465.
- 64 Bayerische Staatsbibliothek, Mandatsammlung, Sign. 2 Bavar. 960, XXIII, 81.
- 65 Ebd.
- 66 HP vom 1.7.1785, fol. 1196.
- 67 HP vom 24.8.1785, fol. 1515’.
- 68 HP vom 19.9.1785, fol. 1690’.
- 69 HP vom 24.8.1785, fol. 1516.
- 70 HP vom 9.9.1785, fol. 1619.
- 71 HP vom 13.6.1785, fol. 1057.
- 72 HP vom 11.7.1785, fol. 1267.
- 73 HP vom 14.8.1785, fol. 1454.
- 74 HP vom 19.8.1785, fol. 1472’.
- 75 HP vom 29.10.1785, fol. 1817’.
- 76 Ebd.
- 77 Corbin, Glocken, 141.

- 78 Erich Landsteiner, *Bäuerliche Meteorologie. Zur Naturwahrnehmung bäuerlicher Weinproduzenten im niederösterreichisch-mährischen Grenzraum an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), 43–62.
- 79 Goy, *Aufklärung und Volksfrömmigkeit*, 189.
- 80 Weiß, *Wetterbräuche*, 6 f.
- 81 Ebd., 9 f.
- 82 Andreas Schmidt, *Gewitter und Blitzableiter. Historische Deutungsmuster eines Naturphänomens und deren Umschlag in Technik*, in: Rolf-Peter Sieferle/Helga Breuninger (Hg.), *Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte*, Frankfurt am Main 1999, 279–296.
- 83 Twyrdy, *Bewältigung von Naturkatastrophen*, 20. Zu den Vorläufern: Reith, *Umwelt-Geschichte*, 16.

Handlungsspielräume ländlicher Gemeinden im 19. Jahrhundert

Zwei ostfranzösische Beispiele im mikrohistorischen Vergleich

Gemeinden erfüllen Aufgaben des Staates. Sie sind seine lokalen Körperschaften. Dieser Anspruch gilt für Frankreich seit den Verfassungs- und Verwaltungsreformen der Jahre 1790 bis 1802. Unter Napoleon wurden die Gemeinden zu den „letzten Rädchen“⁴¹ eines territorial weit ausgreifenden Staates, der nach dem Vorbild militärischer Befehlshierarchien durchorganisiert war. Seine Militärdiktatur vollendete einen seit Jahrhunderten andauernden Prozess, in dessen Verlauf sich die zentrale Staatsmacht die mittleren und lokalen Ebenen des gesamtstaatlichen Verbands unterwarf: Sie nahm ihnen ihre eigenen Verfassungskompetenzen und integrierte sie auf der Grundlage einer einheitlichen Staatsverfassung in die gesamtstaatliche Organisation. Diese „Durchstaatlichung“⁴² diente der Sicherung der Staatsmacht nach innen und außen, sowie der Mobilisierung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ressourcen des *Grand Empire* für die kriegerischen Auseinandersetzungen dieser Zeit.

Doch dieser Prozess war lediglich ein Teilaspekt des wesentlich umfassenderen „Wachstums der Staatsgewalt“⁴³ im 19. Jahrhundert. Der Staat und seine lokalen Körperschaften reagierten auf politische, landwirtschaftliche und industrielle Revolutionen, Kriege, Bevölkerungsexplosion, Massenarmut, Hungerkrisen, Abwanderung und Verstädterung, indem sie verstärkt in jene Bereiche eingriffen, in denen Politik und Öffentlichkeit Lösungen für die Schlüsselprobleme dieser Zeit erblickten: Sie förderten die Entwicklung der gesellschaftlichen „Infrastrukturen“⁴⁴ – den Ausbau der Land- und Wasserwege, der Trinkwasserversorgung, des Gesundheitswesens, der Armenfürsorge und des öffentlichen Schulwesens. Angesichts dieser „Ausweitung der Staatstätigkeit“⁴⁵ wuchs langfristig der Finanzbedarf der öffentlichen Hände und der Zugriff des Steuerstaates verstärkte sich. Der bürokratische Verfassungsstaat setzte seinen Gestaltungsanspruch auch fernab der Machtzentren und Ballungsräume durch, bis ins „letzte Dorf“ des „platten Landes“.⁴⁶

Die Erforschung der Verwaltungstätigkeit ländlicher Gemeinden des 19. Jahrhunderts stand lange in einem bemerkenswerten Missverhältnis zu ihrer gesellschaftlichen Bedeutung.⁷ Neuere Studien zur Verwaltungsgeschichte der Gemeinden im 19. Jahrhundert profitierten in hohem Maße von inzwischen historischen Darstellungen insbesondere der Nationalökonomie.⁸

Von Nachbardisziplinen der Historie gingen wichtige Anregungen aus, insbesondere von der „Volkskunde“ und der europäischen Ethnologie, die einem mikrohistorischen Ansatz, wie er vor allem von italienischen und französischen Forschern entwickelt worden war, weitere Impulse vermittelten.⁹ Diese Ansätze beachteten die lokale Verwaltungstätigkeit jedoch genauso wenig wie jene Variante der Mikrohistorie, die sich als „mikro-historisch

begründete Allgemeine Geschichte⁴¹⁰ verstand. Auch die historische Sozialforschung, die den sozialen Wandel ländlicher Gesellschaften erforschte, kam dabei in der Regel ohne jene lokalen Institutionen aus, die im Brennpunkt dieses Wandels standen.¹¹ Erst in den 1990er Jahren entstanden einige grundlegende Studien, die sich auf die Verwaltungstätigkeit ländlicher Gemeinden konzentrierten oder sie zumindest beachteten.¹²

Im Zentrum der französischen Forschung stand lange Zeit das Verhältnis von Nation und ländlicher Gesellschaft.¹³ Die international überaus fruchtbaren Impulse jener Arbeiten, die vom Denkstil der *Annales* beeinflusst wurden, gingen an der politisch-administrativen Geschichte ländlicher Gemeinden weitgehend vorbei.¹⁴ Auch die neuere politische Sozialgeschichte in Frankreich betrachtete die Tätigkeit der Gemeindeverwaltungen selbst vor allem unter den Aspekten einer Politisierung der ländlichen Gesellschaft und ihres sozialen und wirtschaftlichen Strukturwandels.¹⁵ Ähnlich verhielt es sich bei Konfliktforschung¹⁶, Agrargeschichtsschreibung¹⁷ und kulturhistorischen Darstellungen¹⁸ der ländlichen Gesellschaft Frankreichs.

In der Frankreich-Forschung ermöglichen politisch-sozialhistorische Studien, die seit den 1980er Jahren immer häufiger die Frage der Gemeindeaufgaben im 18. und 19. Jahrhundert aufgreifen, einen Brückenschlag von der politischen Sozialgeschichte zur Verwaltungsgeschichte ländlicher Gemeinden. Dabei standen die Hauptakteure der Gemeindeverwaltungen – Bürgermeister und Gemeinderäte – im Zentrum.¹⁹ Daran anschließend leisteten Arbeiten, die den Ansatz einer vergleichenden Mikrogeschichte verfolgten und im engeren Forschungskontext der vorliegenden Untersuchung durchgeführt wurden,²⁰ weitere Annäherungen an unser Forschungsproblem: So wurde die Dominanz wirtschaftlicher Zwänge über konfessionelle Loyalitäten an französischen, schweizerischen und deutschen Beispielen herausgearbeitet,²¹ sowie die enge Einbindung ländlicher Gemeinden Frankreichs, Luxemburgs und des linksrheinischen Deutschlands in die nationalen Kommunikationszusammenhänge der Staats- und Nationsbildung in diesen Ländern aufgezeigt.²² Anhand derselben Beispielgemeinden stellte eine weitere Studie die Doppelrolle der Gemeindeverwaltungen in dörflicher Gesellschaft und Staatsverwaltung mit Hilfe einer Analyse der Amtspraxis ihrer wichtigsten Repräsentanten dar.²³

Anhand zweier kleiner französischer Landgemeinden beantwortet die vorliegende Untersuchung die Frage, ob die beiden betrachteten Gemeindeverwaltungen als integrale Bestandteile der Verwaltungsorganisation der beiden Staaten handelten, zu denen sie gehörten, ob sie ihre Aktivität auch in jenen Tätigkeitsbereichen ausweiteten, die über ihre hoheitlichen Aufgaben hinausgingen, und welche Handlungsspielräume sie dabei nutzen oder sich eröffnen konnten.

Diese Fragen werden auf der Grundlage einer Analyse der Akten der beiden Gemeindeverwaltungen und der Gemeindefinanzberichte beantwortet. Der besondere Quellenwert der Gemeindefinanzrechnungen resultiert aus der wechselseitigen Kontrolle von Gemeindecinnehmer, Gemeinderat, Bürgermeister und den übergeordneten Ebenen der Finanzaufsicht, ihrer seriellen Grundstruktur und – im vorliegenden Fall – ihrer vollständigen Überlieferung.²⁴ Diese Bestände wurden mit Hilfe eines dreistufigen Kategorien- oder Fragerasters analysiert: Die in den Finanzberichten aufgeführten Einzelposten wurden entlang der analytischen Kategorien der Forschung und der allgemeinen Fragestellung dieser Untersuchung einheitlich geordnet, so dass ein lückenloser diachroner Vergleich der finanziell fassbaren Tätigkeit der vier Gemeinden über alle 86 Jahre des betrachteten

Zeitraums hinweg möglich wurde. Die einheitliche Währung Franken und die im Untersuchungszeitraum vergleichsweise moderate Entwicklung des Geldwerts im betrachteten Zeitraum begünstigen diese Vergleichskonstruktion erheblich.²⁵ Dabei wurden Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Tätigkeitsbereiche der Gemeinden parallel erfasst und bilanziert: Auf diese Weise konnte nicht nur der Grad der „Selbstfinanzierung“ dieser Bereiche ermittelt werden, sondern auch der Fluss interner „Subventionen“ in Gestalt der Finanzierung von Aufwendungen des einen Tätigkeitsbereichs durch die Einnahmen eines anderen. Nur so ließen sich die finanziellen Handlungsspielräume der Gemeindeverwaltungen herausarbeiten.

Dieser quantitativ-analytische Ansatz wird mit der qualitativen Auswertung der einschlägigen Bestände der Archive der beiden Untersuchungsgemeinden sowie der Präfektur in Bar-le-Duc kombiniert. In Form von kurzen Einzelfallbeschreibungen oder auch als ausführlich dargestellte Fallbeispiele werden hier spezifische Lösungen konkreter Aufgaben der Gemeindeverwaltungen vergleichend dargestellt. Diese Untersuchung verknüpft also vergleichende, analytische und hermeneutische Erkenntniswege. Zugleich ist sie Mikrogeschichte, die Geschichte der kleinsten Einheiten. Ihre Protagonisten agierten in unbedeutenden Dörfern, fernab der Zentren der Macht. Diese Geschichte des Kleinsten greift Fragestellungen, Ergebnisse und Forschungsperspektiven der Makrohistorie auf. Sie ist ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte.

Im Folgenden wird dies exemplarisch am Beispiel der Gemeinden Resson und Mognéville, unweit Bar-le-Duc, durchgeführt. Dabei werden wir uns auf die Tätigkeitsfelder Verkehrsinfrastruktur und Kultur konzentrieren. Die Untersuchung beginnt mit einem Kapitel, das die Profile der beiden Gemeinden vorstellt, und klärt, unter welchen Bedingungen und Kontexten sich das Handeln der Gemeindeverwaltungen vollzog. Ein zweiter Schritt untersucht die Bedeutung dieser beiden Tätigkeitsfelder für die beiden Untersuchungsgemeinden auf der Grundlage der Gemeindefinanzberichte. Und ein letzter Untersuchungsschritt arbeitet die Handlungsspielräume der beiden Verwaltungen in der Zusammenarbeit mit den übergeordneten staatlichen Verwaltungsebenen heraus.

Gemeindeprofile

Die beiden hier betrachteten Gemeinden liegen im Département Meuse, unweit dem Sitz der Präfektur in Bar-le-Duc. Sie repräsentieren sozio-ökonomisch zwei Typen: Resson ist vom Weinbau geprägt, während in Mognéville Ackerbau und Viehzucht dominieren. Ihre Einwohnerzahlen liegen im Untersuchungszeitraum 1805 bis 1890 in derselben Größenordnung zwischen 500 und 1.000 Menschen. Es ist davon auszugehen, dass diese beiden Faktoren für die Frage nach den Prozessen der Durchstaatlichung und der Ausweitung der Staatstätigkeit auf kommunaler Ebene ebenso wichtig sind wie für die Frage nach den Handlungsspielräumen der Gemeindeverwaltungen.

Im ausgehenden Ancien Régime war der König von Frankreich selbst Gerichts- und Grundherr in Resson. Die Gemeinde gehörte zum Amt (*Baillage*) Bar. Neben dem König beanspruchten ein Stift und eine Abtei Anteile des Weinzehnten in Resson. 1790 wurden die Zehnten durch eine *contribution patriotique* abgelöst. 1792 plünderten und requirierten preußische Truppen in der Gemeinde; während der Kriege von 1814/15 litt Resson

ebenfalls erheblich und 1870 wurden dort bis zu 3.500 Soldaten und 4.000 Pferde einquartiert.²⁶

Die Bevölkerungsentwicklung Ressons nahm den für die gesamte Region charakteristischen Verlauf. Kurz vor der Jahrhundertmitte erreichte sie ihren Höhepunkt und ging in der zweiten Jahrhunderthälfte deutlich zurück. Dies ist vor allem auf die massive Abwanderung in die städtisch-industriellen Zentren des Landes, insbesondere nach Paris, zurückzuführen.²⁷ Zu diesen Migrationsverlusten kam eine zunehmend negative demografische Bilanz, die insbesondere auf eine rückläufige Geburtenzahl zurückzuführen ist. Auch Epidemien, wie die Cholera, die sich 1833 in Resson ähnlich verheerend auswirkte wie zur gleichen Zeit in Mognéville, spielten hier zumindest temporär eine wichtige Rolle.²⁸ Andererseits blieb Resson 1870 trotz massiver Einquartierungslasten von einer Pockenepidemie, wie sie zur gleichen Zeit in Mognéville eingeschleppt wurde, verschont.

In der lokalen Wirtschaft Ressons dominierte der Weinbau. Bereits im ausgehenden Ancien Régime (1780) waren 79 Prozent der steuerpflichtigen Einwohner Ressons Winzer.²⁹ Folgerichtig war der Anteil der Weinanbauflächen an der Gesamtfläche des Gemeindeterritoriums bemerkenswert hoch. Die Entwicklung der Flächennutzung ist von einer hohen Stabilität gekennzeichnet, doch zeigen sich deutliche Krisenindikatoren: Der Anteil des Waldes ging ebenso zurück wie der Anteil der Weinbauflächen, während der Anteil des Ackerlandes nach einer geringfügigen Ausweitung bis 1862 wieder auf den Stand des Jahres 1826 zurückfiel. Für den Rückgang der Waldfläche ist vor allem die Verkleinerung des Gemeindewaldes von 90,8 auf 79,3 Hektar verantwortlich. Zugleich nahm die Weinanbaufläche deutlich ab, während der Anteil der Brachflächen deutlich wuchs.³⁰ Diese Entwicklung ist auf den massiven Reblausbefall zurückzuführen, der den Ressonener Weinanbau, wie auch andere Weinbaugebiete Europas, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer wieder heimsuchte.³¹

Tabelle 1: Flächennutzung Ressons (in Prozentanteilen)³²

	1826	1862	1890
Ackerland	44,8	45,7	44,8
Wiesen	2,0	2,0	2,0
Weinanbau	23,5	22,6	21,4
Wald	11,6	11,6	10,2
Gärten	0,4	0,4	0,3
Sonstiges Kulturland	2,3	2,3	–
Nicht kultivierbar (Straßen etc.)	1,2	1,2	2,4
Brache	13,7	13,7	18,4
Bebaute Fläche	0,5	0,5	0,5
<i>Gesamtfläche (844,7 Hektar)</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>

Der vom Weinbau ausgehende rückläufige Trend erfasste die gesamte Ressonener Agrarwirtschaft. So ging der Viehbestand in der zweiten Jahrhunderthälfte deutlich zurück.³³

Die starke Auswanderung und das deutliche Geburtendefizit der Gemeinde in der zweiten Jahrhunderthälfte waren sicher nicht zuletzt von dieser Doppelkrise mit verursacht.

Anhand eines Verzeichnisses der Grundsteuerzahler, das 1822 entstand, lässt sich feststellen, dass diese Bevölkerungsgruppe in Resson eine eher geringe Polarisierung aufwies: Über die Hälfte der Grundsteuerzahler entrichteten eine Steuer mittlerer Höhe.³⁴ Eine Analyse der Berufsstruktur der Gesamtbevölkerung des Jahres 1866 zeigt eine überwältigende Dominanz des Agrarsektors: 87 Prozent der Einwohnerschaft gehörte zu einem Haushalt, der von Wein- und Ackerbau sowie von Viehzucht lebte, bei anhaltender Dominanz des Weinbaus.³⁵ Aber es war eine schrumpfende Gesellschaft, mit einer rückläufigen Agrarproduktion und ohne Aussicht auf eine wirtschaftliche Nische, die den untergehenden Weinbau hätte ersetzen können.

Mognéville wird bereits in historischen Quellen des 12. Jahrhunderts erwähnt. 1635 erhob Ludwig XIII. die Herrschaft Mognéville zum Marquisat, das mit einem Schloss und allen herrschaftlichen Rechten ausgestattet war. 1789/90 wurden diese Rechte aufgehoben und der Besitz der letzten Herren von Mognéville als Nationalgut versteigert. 1790 wurde die Gemeinde Mognéville Teil des Distrikts und späteren Arrondissements Bar sowie des Kantons Beurey. Seit 1800 gehörte es zum Kanton Revigny. In der Restaurationszeit wurden die Enteignungen der ehemaligen Herren von Mognéville teilweise revidiert.³⁶ Auch die Wurzeln der Mognéviller Pfarrei reichen bis ins hohe Mittelalter.³⁷

In den Kriegen des 19. Jahrhunderts litt auch diese Gemeinde erheblich unter militärischen Besetzungen: 1815 bis 1818 bezogen zahlreiche alliierte Truppen in Mognéville Quartier. Auch im Krieg von 1870/71 wurde in der Gemeinde geplündert und beschlagnahmt; insgesamt 25.000 Soldaten wurden vorübergehend einquartiert.³⁸

Die Bevölkerungsentwicklung Mognévilles im betrachteten Zeitraum ist von einer raschen Zunahme bis kurz vor der Jahrhundertmitte und einer stark rückläufigen Gesamtbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet. Hierfür waren der Wegzug zahlreicher Menschen in die städtisch-industriellen Zentren sowie zurückgehende Geburtenzahlen verantwortlich. Tiefe Einschnitte hinterließ hier auch die europaweite Choleraepidemie des Jahres 1832. Und die kriegsbedingte Pockenepidemie Anfang der 1870er Jahre forderte ebenfalls zahlreiche Todesopfer in dieser Gemeinde.³⁹

Die Zahl der Steuerzahler stieg im Gegensatz zur Bevölkerungsentwicklung sogar geringfügig an. Zwischen 1849 und 1876 nahmen die Anteile jener Steuerzahler erheblich zu, die sehr hohe oder sehr geringe Steuersummen entrichteten. Die starke Ausweitung des Anteils der niedrig Besteuerten ist vor allem auf die gewachsene Anzahl der Erwerbstätigen, insbesondere aber der Sägewerksarbeiter zurückzuführen. Das Gewicht der mittleren Gruppe nahm dagegen erheblich ab.⁴⁰ Die soziale Schere der Mognéviller lokalen Gesellschaft öffnete sich also im Laufe dieser knapp drei Jahrzehnte recht deutlich.

Ein Großteil der ausgedehnten Waldungen des Gemeindeterritoriums befand sich in adeligem Besitz.⁴¹ Durch Aufforstungen wurde die Waldfläche auf insgesamt 860 Hektar vergrößert.⁴² Dies ging zu Lasten der Naturwiesen und vor allem des Ackerlandes. Für die Erweiterung der nicht kultivierbaren Flächen war der Eisenbahnbau verantwortlich.⁴³

Tabelle 2: Flächennutzung Mognévilles (in Prozentanteilen)⁴⁴

	1826	1862	1890
Ackerland	39,6	34,4	34,3
Wiesen	15,5	12,1	13,1
Weinanbau	3,2	3,7	2,7
Wald	38,5	46,6	45,3
Gärten	1,0	1,0	1,1
Nicht kultivierbar (Straßen etc.)	2,2	2,2	3,5
<i>Gesamtfläche (1.846,3 Hektar)</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>	<i>100,0</i>

Gegen Ende des betrachteten Zeitraums kämpften die Mognéviller Weinbauern einen erbitterten Kampf gegen die Pflanzenschädlinge, insbesondere Reblaus und Mehltau.⁴⁵ Der Mognéviller Ackerbau war über den gesamten betrachteten Zeitraum hinweg noch von der traditionellen Dreifelderwirtschaft geprägt. Zu den Neuerungen der 1880er Jahre gehörten künstliche Wiesen für die Produktion von Viehfutter und die Verwendung von Mineraldünger durch einige Landwirte, die der landwirtschaftlichen Gesellschaft des Arrondissements angehörten.⁴⁶ Zugleich unterlag die Mognéviller Viehzucht rückläufigen Tendenzen: Zwischen 1860 und 1890 nahm die Zahl des Großviehs deutlich ab.⁴⁷

1887 existierten in der Gemeinde 169 landwirtschaftliche Betriebe. 59 von ihnen wurden im Nebenerwerb bewirtschaftet. Die Mechanisierung der Landwirtschaft steckte noch in den Anfängen.⁴⁸ Im örtlichen Sägewerk waren im Winter bis zu 50 Arbeiter beschäftigt. 34 Gewerbetreibende, überwiegend Handwerker, arbeiteten für den lokalen Markt. Die ehemalige Bannmühle, die im Laufe des 19. Jahrhunderts erheblich vergrößert wurde, war der zweite große Gewerbebetrieb Mognévilles. Sie arbeitete ganzjährig für den lokalen und regionalen Markt und produzierte jährlich etwa 30.000 Doppelzentner Mehl. Für Mühle und Holzwirtschaft Mognévilles war der Bau der Eisenbahnlinie von Revigny nach St. Dizier in den Jahren 1883 und 1884 von zentraler Bedeutung. Über den Bahnhof von Mognéville wurden neben Mehl und Holz auch Futtermittel ausgeführt. Eingeführt wurde amerikanisches Getreide.⁴⁹

Die betrachteten Gemeinden nahmen somit eine erheblich unterschiedliche Entwicklung: Die relative Starrheit der sozio-ökonomischen Ausrichtung der lokalen Gesellschaft Ressons war die Hauptursache für ihren Niedergang: Sie fand keine Lösung für die Folgen der allgemeinen Agrarkrise und sie unterlag im Kampf gegen die Reblaus. Angesichts rückläufiger Agrarpreise wäre eine Ausweitung von Ackerbau und Viehzucht wenig aussichtsreich gewesen. Auch die Holzwirtschaft bot keinen Ausweg. Zwar wurde die Ressoner Mühle 1871 in ein Sägewerk mit Schreinerei umgewandelt,⁵⁰ doch konnte sich diese angesichts der geringen und weiter schrumpfenden Bewaldung des Gemeindeterritoriums kaum auf lokale Ressourcen stützen. Auch Mognéville litt unter den krisenhaften Entwicklungen seit der Jahrhundertmitte, doch gelang es hier, den gewerblichen Wirtschaftssektor zu stärken: durch eine mit importiertem und lokal erzeugtem Getreide betriebene Mühle und ein exportorientiertes Sägewerk, das den Holzreichtum der Gemeinde nutzte und insbesondere Nebenerwerbslandwirten zahlreiche Arbeitsplätze bot. Eine wichtige

Voraussetzung für diese zumindest mittelfristige wirtschaftliche Stabilisierung der substanziell schrumpfenden lokalen Wirtschaft und Gesellschaft Mognévilles war der Anschluss an das Eisenbahnnetz.

Schwerpunkte der Ausweitung der Staatstätigkeit auf kommunaler Ebene

Die eigentliche empirische Analyse dieses Forschungsbeispiels beginnt mit dem Vergleich der Einnahmen und Aufwendungen der beiden Gemeinden für ihre Verkehrsinfrastruktur. Dieser Bereich stellte neben dem kulturellen Sektor eines der beiden zentralen Tätigkeitsfelder dar, in dem sich die Ausweitung der Staatstätigkeit vollzog – so die Forschung seit Adolph Wagner. Im Folgenden wird geprüft, ob und in welchem Maße dies für die beiden betrachteten Gemeinden zutrifft und wie sich dies mit den Durchstaatlichungsprozessen verband.

Verkehrsinfrastruktur

Resson

Die Aufwendungen der Gemeinde Resson für Verkehrswesen waren lediglich in den Jahren 1867 und 1880 ungewöhnlich hoch.⁵¹ In der Regel stammen diese Gemeindeeinnahmen aus Sach- und Arbeitsleistungen der Einwohner für den Gemeindefortbau. Zum andern kamen auch hier spezifische Gemeindeabgaben für Bau und Unterhalt der Gemeindefort hinzu. Die Leistungen der Einwohner an Naturalien, Arbeitsleistungen und Spanndiensten wurden erstmals 1840 in den Ressonner Einnehmerrechnungen verzeichnet. Wesentlich geringer waren die Einkünfte aus der zweckgebundenen Abgabe für den Fortbau, die seit 1839 in den Rechnungen verzeichnet wurden.

Dieser Sektor der Gemeindetätigkeiten beschränkte sich auf den Straßen- und Fortbau. Brücken waren nicht zu unterhalten oder gar neu zu bauen. 1827 wurde für Instandhaltung und Neubau von Gemeindeforten erstmals eine nennenswerte Summe aufgewandt. Seit 1861 lagen die Verkehrsaufwendungen Ressons über der 1.000-Franken-Grenze. Im Kriegsjahr 1870 brachen sie allerdings erheblich ein. Für die Spitzenwerte in den Jahren 1867 und 1880 sind Investitionen in den Fortbau verantwortlich, insbesondere für den Ausbau des Fortes Nr. 35.

Insgesamt nahm die Gemeinde Resson im betrachteten Zeitraum 67.657 Franken zweckgebunden für die Verwendung im Gemeindefortbau ein, was einen relativen Anteil der Gemeindeeinnahmen von 13,5 Prozent ausmacht. Zum Vergleich: Ein im Tagelohn arbeitender Handwerker erzielte in der betrachteten Zeit ein Einkommen von etwa 300 bis 600 Franken pro Jahr, mit steigender Tendenz in der zweiten Jahrhunderthälfte. Die jährlichen Anteile entwickelten sich eher rückläufig von über 55 Prozent im Jahre 1840 zu Größenordnungen von 10 bis 15 Prozent in den 1880er Jahren.

Die Ausgaben in diesem Tätigkeitsfeld der Gemeinde übertrafen die erzielten Einnahmen deutlich: Insgesamt gab die Gemeinde Resson für das Verkehrswesen zwischen 1805 und 1890 84.325 Franken aus. Die relativen Anteile dieser Aufwendungen schwankten sehr stark und blieben in Zeiten, in denen keine größeren Projekte realisiert wurden, bei unter 10 bis 30 Prozent. Spitzenanteile am Gemeindehaushalt erreichten sie 1840 mit 41 Prozent, 1858 mit 48,8 Prozent, 1867 mit 77,4 Prozent und 1880 mit 55,8 Prozent. Über den gesamten betrachteten Zeitraum hinweg betrugen sie 16,8 Prozent aller Ausgaben Ressons. Die kommunale Verkehrsinfrastruktur stellte somit zwar einen wichtigen Investitionsbereich der Gemeinde dar, doch die Einnahmen aus diesem Sektor wogen die Ausgaben bei weitem nicht auf.

Mognéville

Die Erhaltung und der Ausbau der kommunalen Verkehrsinfrastruktur Mognévilles waren gekennzeichnet durch zahlreiche aufwendige Brückenbauten, Instandhaltung der vorhandenen Gemeindewege und die Neuführung des Weges Nr. 20.⁵² Die erste größere Brückenbaumaßnahme war der Neubau der großen Brücke über das Flüsschen Saulx in den Jahren 1805 und 1806. Völlig neue Größenordnungen erreichten die Aufwendungen für Reparatur und Neubau der großen Saulx-Brücke im Jahre 1832 mit über 15.000 Franken. 1859 wurden erneut Neubau- und Reparaturmaßnahmen an der großen Saulxbrücke fällig, die die Aufwendungen der 1830er Jahre noch übertrafen. Hinzu kamen die Brückenbauten, die im Zuge der Erneuerung des großen Verbindungsweges Nr. 20 von Verdun nach Dammarie über die Gemarkung Mognévilles erforderlich wurden. Nach diesen umfangreichen Brückenbaumaßnahmen konnte die Gemeinde 1865 den Neubau des Weges Nr. 20 beginnen. Durch die Kriegseignisse kamen die Arbeiten im folgenden Jahr zum Erliegen und erst 1873 wurde wieder eine größere Summe für dieses Projekt aufgebracht, das 1876 abgeschlossen werden konnte.

Die Einnahmen der Gemeinde Mognéville aus dem Bereich Verkehrswesen stammten aus Sach- und Arbeitsleistungen der Einwohner, die für den Gemeindewegebau erbracht wurden, sowie aus Abgaben für Bau und Unterhalt der Gemeindewege. Sie bewegten sich in der Regel bei einer Größenordnung von 1.500 bis 2.000 Franken jährlich. Geringer waren die Einkünfte aus der zweckgebundenen Abgabe für den Wegebau, die in der Regel bei rund 400 Franken lagen. Ihrem Charakter nach standen diese Einkünfte den Gemeindesteuern sehr nahe, doch waren sie zweckgebunden und standen prinzipiell nicht als allgemeine Haushaltsmittel für andere Verwendungen zur Verfügung.

Insgesamt nahm die Gemeinde Mognéville in den untersuchten 86 Jahren 113.054 Franken aus der kommunalen Wegebauabgabe ein. Das entsprach einem Durchschnitt von 11,9 Prozent der Gesamteinnahmen der Gemeinde in diesem Zeitraum. Die jährlichen Anteile bewegten sich – nach Spitzenwerten von über 40 Prozent 1828 oder 1843 – in Größenordnungen von 10 bis 15 Prozent am Ende des Untersuchungszeitraums.

Da Mognéville zwischen 1805 und 1890 insgesamt 280.228 Franken für das Verkehrswesen ausgab, übertrafen die Aufwendungen die Einnahmen aus diesem Sektor um das Zweieinhalbfache. Die relativen Anteile an den kommunalen Gesamtausgaben schwankten allerdings sehr stark. Sie blieben in Zeiten, in denen keine größeren Projekte realisiert

bedeutet hier genauer: aus dem Schulwesen im weiteren Sinn, eine relativ unbedeutende Finanzquelle der Gemeinde Mognéville dar. Selbst in Spitzenjahren erreichten sie nur Größenordnungen von 10 bis 11 Prozent der Gesamteinnahmen. Da die Gemeinde Mognéville gleichzeitig für den kulturellen Sektor 253.623 Franken ausgab, übertrafen die Ausgaben die Einnahmen aus diesem Tätigkeitsfeld um das Zehnfache. Im Durchschnitt flossen 27 Prozent aller Aufwendungen der Gemeinde in den kulturellen Sektor der Kommunalverwaltung. Über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg stiegen sie tendenziell erheblich an, von etwa 13 Prozent auf 35 Prozent. Spitzen von über 60 und 70 Prozent der gesamten Gemeindeausgaben erreichten sie durch die großen Investitionen der 1840er, späten 1870er und 1880er Jahre.

Damit ist die These von der Ausweitung der Kommunalität im kulturellen Bereich für beide Gemeinden umfassend bestätigt. Hier lag ein Schwerpunkt der kommunalen Investitionen. Sie konnten nur durch Querfinanzierungen durch den Gemeindehaushalt und durch Zuschüsse der Regierung realisiert werden. Die Schulbauprojekte wurden durch intensive Zusammenarbeit mit den übergeordneten Verwaltungsebenen realisiert und zeigen einen hohen Integrationsgrad der Gemeinden in die gesamtstaatliche Verwaltungsorganisation.

Handlungsspielräume des „letzten Rädchens“ der Staatsorganisation

Im dritten und letzten Abschnitt dieses Beitrags werden die Handlungsspielräume der beiden Gemeindeverwaltungen in den Bereichen Verkehrswesen und Schule anhand ausgewählter Beispiele diskutiert. Dabei werden zugleich die Qualität der Ausweitung der Staatstätigkeit und die Ausgestaltung des bereits im zweiten Abschnitt gezeigten Durchstaatlichkeitsprozesses vertiefend dargestellt. Dabei geht es nicht zuletzt darum zu zeigen, dass ländliche Gemeinden durchaus in der Lage waren, sich im Konfliktfall gegen übergeordnete Ebenen der Staatsverwaltung durchzusetzen.

Verkehrsinfrastruktur

Resson

Ende August 1866 genehmigte der Präfekt eine neue Klassifizierung der Ressonner Gemeindegewege, die Aufschluss über den Zustand der kommunalen Verkehrsinfrastruktur gab. In diesem Zusammenhang sollten die Wege auf Wunsch des Präfekten auf eine Breite von sechs Metern ausgebaut werden. In diesem Fall waren also die übergeordneten Behörden die treibende Kraft bei der Verbesserung des Straßen- und Wegenetzes der Gemeinde.⁵⁵

Ein Jahr später wurden diese Pläne umgesetzt und zwei Wege von 1.789 und 1.300 Metern Länge bestimmt, die in den *état de premier empierrément* gebracht werden sollten. Zuvor waren sie also unbefestigt gewesen. Der Gemeinderat stimmte im September 1867 zu und der Präfekt genehmigte die Ausbaumaßnahme Ende November desselben Jahres.

Aus der beiliegenden tabellarischen Übersicht über die Gemeindewege von Resson vom 16. Juli 1807 geht hervor, dass die Gemeindewege eine Breite von mindestens 4,50 und höchstens 5,50 Metern hatten. Ihre Länge wird nicht angegeben. Sie sollten damals verbreitert werden, möglicherweise einheitlich auf 5,50 Meter, was 60 Jahre später die Mindestbreite war.⁵⁶ Hier werden die konkreten Fortschritte im Gemeindewegebau im Laufe von sechs Jahrzehnten fassbar.

Als nächster Schritt wurde nun der Ausbau der Gemeindewege auf eine Mindestbreite von sechs Metern und ihre Befestigung durch Pflastersteine in Angriff genommen. Diese Arbeiten wurden zumindest teilweise im folgenden Frühjahr durchgeführt, und zwar als Eigenleistung der Einwohner. Dies geht aus einer Liste mit den Beiträgern der Wegebauarbeiten am *chemin vicinal d'intéret commune n° 35* hervor. Die Spanne der erbrachten Arbeitsleistungen reichte von einem bis zehn Tagen, in der Regel waren es zwei bis drei Tage. Abgerechnet wurden 95 Tage à 3,80 Franken und 274 Tage à 1,50 Franken – der erste Tarif galt für ein Gespann mit Fahrer, der zweite für einen Manntag.⁵⁷ Insgesamt hatte die Art, in der diese weiteren Verbesserungen des Ressonner Verkehrswegeetzes durchgeführt wurden, eher traditionellen Charakter.

Die Geschichte der Verkehrsinfrastruktur Ressons im 19. Jahrhundert ist also zum einen von deutlichen Durchstaatlichungsimpulsen gekennzeichnet, die sich in den Initiativen der Präfektur für den lokalen Wegebau manifestierten. Die Gemeinde, die mit den anfallenden Kosten und Arbeiten konfrontiert war, agierte dagegen eher zurückhaltend. Dazu mögen die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gemeinde beigetragen haben. Die Ressonner Entwicklung wird vor allem vom Fehlen größerer Neuanlagen von Wegtrassen und von umfangreichen Brückenbauprojekten charakterisiert. Die Ausweitung der Gemeindetätigkeit in diesem Bereich vollzog sich lediglich als qualitative Veränderung der bestehenden Infrastruktur.

Mognéville

Das wichtigste Verkehrsinfrastrukturprojekt der Gemeinde Mognéville war der Ausbau und die teilweise Verlegung des *chemin de grande communication n° 20*. Im September 1850 wurden dem Gemeinderat die Planungen der Straßenbauverwaltung vorgelegt. Die neue Trasse sollte entlang des rechten Ufers des Flüsschens Saulx verlaufen. Die Gemeinde favorisierte dagegen eine eher kurze Trasse, die um das Dorf herum verlaufen sollte und keine Brückenneubauten erforderte. Der Trassenverlauf, den der Gemeinderat vorschlug, war erheblich kostenträchtiger, weil der Bau einer neuen Brücke notwendig wurde. Aber er führte mitten durch das Dorf hindurch.⁵⁸ Um die Trasse des geplanten Weges entwickelte sich in den folgenden Jahren eine erbitterte Auseinandersetzung, die an anderer Stelle ausführlich beschrieben wurde.⁵⁹ Hier interessieren lediglich der Höhepunkt der Auseinandersetzung und ihr Ergebnis.

Ende Januar 1859 schrieb nicht etwa der Mognéviller Bürgermeister, sondern der Dorfschullehrer an den Präfekten. Gemäß einer Weisung des Präfekten habe er die Auslage des Plans und des Verzeichnisses der Grundstücke, die zu enteignen waren, öffentlich bekannt gegeben. Der Lehrer betonte, dass die Mognéviller Bevölkerung sehr betrübt über die Entscheidung für den Trassenverlauf rechts der Saulx sei, worauf mit

deutlichem Vorwurf, ja, mit impliziter Drohung, der Hinweis folgte, dass die Mognéviller immer treue Anhänger Napoleons III. gewesen seien.⁶⁰ Zeitgleich mit diesem Schreiben lehnte der Gemeinderat in geradezu feierlicher Form die Durchführung des Projekts auf der von der Präfektur vorgeschlagenen Trasse ab und bestand auf der Verwirklichung der Trassenführung durch den Ortskern hindurch, die er seit Jahren befürwortet habe. Als dieser Vorstoß abgelehnt wurde, bot der Mognéviller Bürgermeister seinen Rücktritt an. Fünf Mitglieder des Gemeinderats legten ihr Mandat nieder.⁶¹ Doch bereits Mitte Februar stand die Gemeinde nicht mehr allein in ihrem Kampf gegen die Verlegung des Weges Nr. 20 auf die rechte Seite der Saulx: Am selben Tag sprach sich auch der Gemeinderat der Nachbargemeinde Couvonges gegen diesen Trassenverlauf aus. Das gab den Ausschlag: Da der Gemeinderat von Mognéville sich bereit erklärte, die zusätzlichen Kosten zu übernehmen, stimmte der Präfekt diesen Anträgen zu.⁶² Doch das Projekt zog sich – nicht zuletzt wegen des Krieges von 1870/71 – noch eineinhalb Jahrzehnte hin: Die letzten größeren Arbeiten wurden im Jahre 1876 abgeschlossen.⁶³

Somit zeigte sich die Mognéviller Gemeindeverwaltung bei der langen Konfliktgeschichte des großen Verbindungsweges Nr. 20 als streitbar und durchsetzungsfähig. Die Widerstandsformen reichten von schlichter Passivität und Verschleppungstaktik bis zum offenen Widerstand, der mit unterschweligen Drohungen verbunden war. Die Gemeindeverwaltung zeigte ein bemerkenswertes Durchsetzungsvermögen, wobei sie neben dem Rechts- und Verwaltungsweg auch informelle Streitformen wählte. Entscheidend für ihren Sieg bei dieser Auseinandersetzung dürften die breite Unterstützung, die sie von der Bevölkerung erhielt, und der Schulterschluss mit der Nachbargemeinde gewesen sein.

Schulwesen

Resson

Bereits unter dem *Grand Empire* Napoleons verfügte Resson über eine Primärschule für Jungen und Mädchen,⁶⁴ die Mitte der 1840er Jahre in eine neu gebaute *Mairie-École* umzog. Dabei handelte es sich um ein für diese Zeit durchaus typisches Gemeindehaus, in dem Knaben- und Mädchenschule, die Wohnungen der Lehrerin und des Lehrers sowie die Amtsräume der Gemeindeverwaltung untergebracht werden konnten. Ende Juni 1846 wurde das Projekt an einen ortsfremden Unternehmer versteigert. Als die Arbeiten im Januar 1848 beendet wurden, war Resson mit einer vergleichsweise gut ausgebauten schulischen Infrastruktur ausgestattet.

Zwei Jahrzehnte nach dem Neubau der Ressonner Schule konnte der bislang fehlende Kindergarten eingerichtet werden. Diese Möglichkeit wurde durch eine Stiftung ortsansässiger Eheleute eröffnet, deren Ziel, neben der Vergrößerung der Liegenschaften des Pfarrhauses, die Schaffung eines Kindergartens war. Ende Dezember 1869 wurde die Stiftung vom Präfekten genehmigt.⁶⁵ Doch Krieg und Besatzung verhinderten die Durchführung dieses Plans. Erst im April 1873 wurden die Arbeiten abgeschlossen. Bei der Finanzierung des Projekts half die Regierung mit einem Zuschuss, der etwa die Hälfte der Gesamtkosten deckte.⁶⁶

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die kleine Gemeinde Resson über alle Elemente des Primärschulwesens verfügte: Bereits in den Anfängen des betrachteten Zeitraums hatte sie sowohl eine Knaben- als auch eine Mädchenschule. Während man sich in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts lediglich mit der Erhaltung des vorhandenen Bestandes begnügte, ist in den 1840er Jahren mit dem Bau einer Mairie-École – zunächst ohne Kindergarten – ein massiver Investitionsschub im kommunalen Schulwesen zu verzeichnen, der sehr gut in den Kontext der nationalen Schulgesetzgebung passt.⁶⁷ Den letzten Markstein in der Entwicklung des Ressonner Schulwesens im 19. Jahrhundert stellte die Einrichtung eines Kindergartens dar, der aufgrund der Kriegseinwirkungen nur unter größten Schwierigkeiten und erheblich verspätet realisiert wurde.

Mognéville

Mognéville verfügte bereits vor 1815 nicht nur über eine Knaben-, sondern auch schon über eine Mädchenschule. 1823 und 1844 erwarb die Gemeinde ein größeres Gebäude für die Mädchenschule, einen Kindergarten und eine Lehrerinnenwohnung. Den Ausbau des Gebäudes unterstützte die Präfektur mit einem Beitrag, der etwa ein Fünftel der Kosten deckte.⁶⁸ Verzögert durch den Krieg von 1870/71 kam es Ende der 1870er Jahre zur Planung einer Schule als Teil eines neuen Gemeindehauses. 1883 war der Neubau fertiggestellt. Er wurde mit 86.392 Franken erheblich teurer, als bei der Versteigerung geschätzt worden war. Hinzu kamen noch umfangreiche Möbellieferungen eines Unternehmers aus Bar-le-Duc für 3.364 Franken.⁶⁹ Dieses Großprojekt wurde zu zwei Dritteln durch Darlehen finanziert, die Mognéville bei der staatlichen Spezialkasse für das Schulwesen, der *Caisse des Écoles*, aufnahm. Damit verfügte Mognéville in den 1880er Jahren über eine schulische Infrastruktur, die durchaus im Trend der nationalen Politik lag: die imposante *Mairie-École*, unmittelbar gegenüber der Pfarrkirche im Ortszentrum gelegen, bildete topografisch, politisch und kulturell ein Gegengewicht zur lokalen Kirche.⁷⁰

Bei dem Aufbau einer Vorschule in Mognéville war eindeutig der Präfekt, der den Willen des Gesetzgebers gegenüber einer eher zurückhaltenden Gemeindeverwaltung durchsetzte, die treibende Kraft. Doch insgesamt verlief die Durchführung der Projekte der Gemeinde bei Erhaltung und Ausbau der schulischen Infrastruktur ganz offensichtlich in einem Klima der Zusammenarbeit mit der Präfektur und den Baubehörden. Die von der Schulaufsichtsbehörde veranlasste Reklamation der unbesetzten Stelle der Kindergartenleiterin zeigt dagegen, dass die Bereitschaft der Mognéviller Gemeindeverwaltung, den Ausbau des Vor- und Primärschulwesens mitzutragen, durchaus Grenzen hatte.

Das Mognéviller Primärschulwesen durchlief seit dem Ersten Kaiserreich eine Entwicklung, die geradezu modellhaft die nationalen Konjunkturen der Schulpolitik nachzeichnete. Bereits in den Anfängen des betrachteten Zeitraums verfügte die Gemeinde über ein vergleichsweise entwickeltes Schulwesen. Mädchen und Knaben wurden getrennt unterrichtet, die Lehrerin der Mädchenschule war, wie zu dieser Zeit üblich, eine Ordensschwester, der Lehrer ein Laie. Die beengten Verhältnisse, die den Erwerb neuer Schulgebäude erforderlich machten, sind ebenfalls zeittypisch und entsprechen dem Gesamtbild der Lage des Schulwesens in Frankreich. Dies gilt weiter für den Ausbau des Mädchenunterrichts

in den Jahren Louis-Philippes sowie für die Ausweitung des Primärschulwesens auf eine Vorschule, die mehr sein sollte als nur ein Kindergarten, zur Zeit des Zweiten Empire.⁷¹

Aus der Argumentation des letzten Untersuchungsschritts ist deutlich geworden, dass eine Gemeinde ihre Handlungsspielräume im Umgang mit den übergeordneten Ebenen der Staatsverwaltung im Konfliktfall erheblich dehnen konnte. Dies setzte allerdings eine recht solide ökonomische Basis der Kommunalverwaltungen und ihre gute Verankerung in der lokalen Gesellschaft voraus. War dies nicht gegeben, lag die Initiative für die Ausweitung der Staatstätigkeit auf kommunaler Ebene eher bei der Präfektur. Festzuhalten ist überdies, dass sich die Gemeinden in der Regel in die Verwaltungsabläufe der Staatsorganisation vergleichsweise reibungslos integrierten.

Resümee

Als Gesamtergebnis dieser exemplarischen Betrachtung ist festzuhalten, dass die beiden untersuchten Gemeinden im Osten Frankreichs in ihrem Verwaltungshandeln ganz eindeutig integrierte Bestandteile der gesamtstaatlichen Verwaltung und somit „durchstaatlich“ waren. Die Tendenz der Ausweitung der Staatstätigkeit in jene Aufgabenfelder hinein, die nicht zur „Machtsphäre“ des Staates gehörten, ist hier auf kommunaler Ebene klar zu erkennen. Die Handlungsspielräume der beiden Gemeinden reichten von weitgehender Passivität, wie das Beispiel Resson zeigt, bis hin zur konsequenten Durchsetzung lokaler Interessen gegen die nur scheinbar übermächtigen mittleren und höchsten Ebenen des bürokratischen Anstaltsstaates. Eine wesentliche Rolle bei der Ausgestaltung der Integration der Gemeinden in die Staatsorganisation, der Ausweitung der Kommunalaufgaben in den betrachteten ländlichen Gemeinden und der Entwicklung der Handlungsspielräume der Gemeindeverwaltungen spielte zum einen die sozio-ökonomische Struktur der jeweiligen lokalen Gesellschaften, zum anderen aber auch – und dies hat die umfassende Studie Christine Mayrs⁷² gezeigt – die Kontinuität des Verwaltungshandelns der kommunalen Spitze. Da die ausgewählten Gemeinden sowohl vergleichsweise klein, als auch in einer Randzone Frankreichs gelegen waren, ist davon auszugehen, dass die erzielten Ergebnisse der Untersuchung von vergleichsweise großer Reichweite sind. Wenn selbst das buchstäblich „letzte Dorf des platten Landes“ in der Lage war, sich in die bürokratischen Abläufe zu integrieren und sich im Konfliktfall sogar durchsetzen konnte, gilt dies mit höchster Wahrscheinlichkeit für größere und städtische Gemeinden ebenfalls. Diese Hypothese ist jedoch nur durch ähnlich ausgerichtete weiterführende Studien zu erhärten.

Anmerkungen

- 1 Die Gemeinde sei das „ultime rouage de l'État“: Jean-Luc Mayaud, *La petite exploitation rurale triomphante. France XIXe siècle*, Paris 1999, 144.
- 2 Lutz Raphael, *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2000, 23, 146.
- 3 Wolfgang Reinhard, *Das Wachstum der Staatsgewalt. Historische Reflexionen*, in: *Der Staat* 31 (1992), 59–75.

- 4 Infrastrukturen, im weiteren Sinn als materielle, institutionelle und personale Infrastrukturen verstanden, definierte Reimut Joachimsen, *Theorie der Infrastruktur. Grundlagen der marktwirtschaftlichen Entwicklung*, Tübingen 1966, 100.
- 5 Dieses „Gesetz der Ausweitung der Staatstätigkeit“ formulierte Adolph Wagner 1863: Neben den „Rechts- und Machtzweck“ des Staates und die traditionellen Tätigkeiten des Rechtsstaates trete zunehmend der „Kultur- und der Wohlfahrtszweck“. Adolph Wagner, *Die Ordnung des Österreichischen Staatshaushaltes*, Neuausgabe, Wien 1984, 31 f.
- 6 Vgl. hierzu Norbert Franz, *Durchstaatlichung und Ausweitung der Kommunalaufgaben im 19. Jahrhundert. Tätigkeitsfelder und Handlungsspielräume ausgewählter französischer und luxemburgischer Landgemeinden im mikrohistorischen Vergleich (1805–1890)* (Trierer Historische Forschungen, Bd. 60), Trier 2006 (zugl. Habilitationsschrift, Universität Trier 2005), 13–16, dort weitere Literaturhinweise.
- 7 Zur älteren französischen Forschung vgl. Edgar Morin, *Commune en France: la métamorphose de Plo-dernet*, Paris 1967; Maurice Agulhon, *La République au village*, Paris 1970; Alain Corbin, *Archaisme et modernité en Limousin au XIXe siècle (1845–1880)*, 2 Bde., Paris 1975.
- 8 Thomas Köster, *Die Entwicklung kommunaler Finanzsysteme am Beispiel Großbritanniens, Frankreichs, Deutschlands 1790–1980*, Berlin 1984; Martin Junkernheinrich, *Gemeindefinanzen. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Analyse* (Forum Öffentliche Finanzen, Bd. 1), Berlin 1991; Richard von Kaufmann, *Die Kommunal Finanzen (Großbritannien, Frankreich, Preußen)* (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, Abt. 2: V. Band), 2 Bde., Leipzig 1906.
- 9 Wolfgang Kaschuba, *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert* (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 5), München 1990; Carlo Ginzburg, *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie 1* (1993), 169–191; Robert Bages/Marchel Drulhe/Jean-Yves Nevers, *Fonctionnement de l'institution municipale et pouvoir local en milieu rural*, in: *Études rurales 63/64* (1976), 31–54.
- 10 Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 126), 2. Aufl., Göttingen 1997, 13–27.
- 11 Josef Mooser, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 64), Göttingen 1984.
- 12 Stefan Brakensiek, *Agrarreform und ländliche Gesellschaft. Die Privatisierung der Marken in Nordwestdeutschland 1750–1850* (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 1), Paderborn 1991; Gunter Mahlerwein, *Die Herren im Dorf. Bäuerliche Oberschicht und ländliche Elitenbildung in Rheinhessen 1700–1850* (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte, Bd. 189, *Historische Beiträge zur Elitenforschung*, Nr. 2), Mainz 2001.
- 13 Kontroversen wurden vor allem die Thesen Eugen Webers diskutiert: Eugen Weber, *Peasants into Frenchmen. The Modernization of rural France 1870–1914*, Stanford 1976.
- 14 Im Konzept einer „histoire totale“ wurde die Verwaltungsgeschichte ländlicher Gemeinden kaum ernst genommen. Rolf Reichardt, *Auf dem Weg zu einer Totalgeschichte des ländlichen Frankreich*, in: *Historische Zeitschrift 224* (1977), 635–654.
- 15 Maurice Agulhon, *La République au village*, Paris 1970; Maurice Agulhon u. a. (Hg.), *Les maires en France du consulat à nos jours*, Paris 1986; François Iggersheim, *Politique et administration dans le Bas-Rhin, 1848–1870*, Strasbourg 1993.
- 16 Wolfgang Schmale, *Bäuerlicher Widerstand, Gerichte und Rechtsentwicklung in Frankreich. Untersuchungen zu Prozessen zwischen Bauern und Seigneurs vor dem Parlament von Paris (16.–18. Jahrhundert)* (*Ius Commune*, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, Sonderhefte, Texte und Monographien, Bd. 24), Frankfurt am Main 1986.
- 17 Georges Duby/Armand Wallon (Hg.), *Histoire de la France rurale*, Bd. 3, Paris 1976.
- 18 Alain Corbin, *Les cloches de la terre. Paysage sonore et culture sensible dans les campagnes au XIXe siècle*, Paris 1994.
- 19 Jean-Pierre Jessenne, *Pouvoir au village et Révolution. Artois 1760–1848*, Lille 1987, 39; Jocelyne George, *Histoire des Maires (1789–1939)*, Paris 1989; Mayaud, *Petite exploitation*, 143–145.
- 20 Lutz Raphael, *Das Projekt „Staat im Dorf“: vergleichende Mikrostudien zwischen Maas und Rhein im 19. Jahrhundert – eine Einführung*, in: Norbert Franz/Bernd-Stefan Grewe/Michael Knauff (Hg.), *Landgemeinden im Übergang zum modernen Staat. Vergleichende Mikrostudien im linksrheinischen Raum* (Trierer Historische Forschungen, Bd. 36), Mainz 1999, 9–20. Zum Verhältnis dieses Ansatzes zu neuesten Tendenzen einer „Verflechtungsgeschichte“ vgl. Agnes Arndt/Joachim C. Häberlen/Christiane Reinecke

- 46 Rasquin, Mognéville, 24.
- 47 ADM, E dépôt 256, 132 (statistiques agricoles).
- 48 Die Böden wurden mit Pferden und Ochsen bearbeitet. Rasquin, Mognéville, 24 f. – 1882 waren 11 Dreschmaschinen im Einsatz. ADM, E dépôt 256, 132 (statistiques agricoles).
- 49 ADM, E dépôt 118 TP 39, 24. – Rasquin, Mognéville, 29 f., 33 f.
- 50 Josse, Resson, 22.
- 51 Vgl. zu diesem Abschnitt Franz, Durchstaatlichung, 250 f.
- 52 Vgl. zu diesem Abschnitt ebd., 237 f.
- 53 Vgl. zu diesem Abschnitt ebd., 315–324.
- 54 Vgl. zu diesem Abschnitt ebd., 303–305.
- 55 Plan, gezeichnet am 12.6.1866 vom „agent-voyeur auxiliaire“, genehmigt am 16.6.1866, Beschluss des Ressonner Gemeinderats vom 25.7.1866; Beschluss des Präfekten vom 28.8.1866; ADM, O, 8 O 610.
- 56 Aufflistung zweier Wege vom 1.1.1867; Beschluss des Ressonner Gemeinderats vom 11.9.1867; Genehmigung durch den Präfekten vom 30.11.1867; beiliegend: tabellarische Übersicht über die Gemeindewege von Resson vom 16.7.1807; ADM, série O, 8 O 610.
- 57 Aufstellung der Straßenbauverwaltung über die in natura am Weg n° 35 durchgeführten Arbeiten vom 18.4.1868; ADM, série O, 8 O 610.
- 58 Brief des Präfekten des Départements Meuse an den Maire von Mognéville, Bar-le-Duc, 20.3.1852; ADM, E dépôt 256, 1 O 3.
- 59 Vgl. Franz, Durchstaatlichung, 242–249.
- 60 Brief von Jean Baptiste Alexandre Buffat, Lehrer in Mognéville, an den Präfekten vom 26.1.1859; ADM, E dépôt 256, 1 O 3.
- 61 Beschluss des Mognéviller Gemeinderats vom 26.1.1859; ADM, E dépôt 256, 1 O 3.
- 62 Beschlüsse des Präfekten vom 30.4. und 16.11.1860; ADM, E dépôt 256, 1 O 3. – Rasquin, Mognéville, 32.
- 63 Beschlüsse des Präfekten vom 12.4.1869, 10.12.1869 und 20.1.1870; ADM, E dépôt 256, 1 O 3. – Rasquin, Mognéville, 32 f.
- 64 Brief des Maire N. L. Jullien von Resson an den Präfekten; ADM, E dépôt 324, M 114.
- 65 Brief des Ressonner Bürgermeisters an den Präfekten, undatiert, vor dem 30.12.1869; ADM, E dépôt 324, M 114.
- 66 Kostenvoranschlag des Architekten A. Chanot vom 10.5.1870; ADM, E dépôt 324, M 115. – Abnahmeprotokoll des Architekten Maxe über die Arbeiten an der Ressonner Mädchenschule, BLD, 19.4.1873; ADM, E dépôt 324, M 114. – Brief des Generalsekretärs der Präfektur in Vertretung des Präfekten an den Bürgermeister von Resson vom 29.3.1876; ADM, E dépôt 324, M 115.
- 67 Charles Fourier, L'enseignement français de 1789 à 1945, précis d'histoire des institutions scolaires, Paris 1965, 129–131; Felix Ponteil. Histoire de l'enseignement en France. Les grandes étapes, 1789–1964, Paris 1966, 253; Antoine Prost, L'Enseignement en France, 1800–1967, Paris 1968, 93; Françoise Mayeur, De la révolution à l'école républicaine (Louis-Henri Parias (Hg.), Histoire générale de l'enseignement et de l'éducation, Bd. III), Paris 1981, 325–334; Claude Lelievre, Histoire des institutions scolaires, 1789–1989, Poitiers 1990, 91; Pierre Albertini, L'École en France, XIXe–XXe siècles, de la maternelle à l'université, Paris 1992, 47–50.
- 68 Beschlüsse des Präfekten vom 15.7.1823 und 13.8.1823; Brief des Präfekten an den Maire von Mognéville vom 14.8.1823; Verkaufsakt der neuen Mairie-École, registriert in der Präfektur Bar-le-Duc am 26.7.1825; ADM, E dépôt 256, 1 M 1. – Rasquin, Mognéville, 75, 83, datiert den Kauf des Hauses Simon auf das Jahr 1837. – Eintragung des Kaufakts am 13.6.1844; ADM, E dépôt 256, 1 M 1; Rechnung des Unternehmers Charles Hircq über die Gesamtkosten des Schulbaus vom 15.5.1848, geprüft durch die den Inspecteur des Travaux publics de la Meuse am 31.5.1848; ADM, E dépôt 256, 4 M 1.
- 69 Genehmigung des Präfekten vom 17.2.1875; ADM, E dépôt 256, 1 M 1. – Abnahmeprotokoll für die Bauarbeiten an der Mairie-École, 28.6.1881; Vorschussrechnung des Architekten, 22.2.1883; ADM, E dépôt 256, 147. – Rasquin, Mognéville, 76.
- 70 Maurice Agulhon, La mairie. Liberté, Égalité, Fraternité, in: Pierre Nora (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. I: La République, Paris 1984, 167–193; Jocelyne George, Histoire des maires de 1789 à 1939, Paris 1989, 206–210.
- 71 Ponteil, Enseignement, 193–196, 208, 257; Prost, Enseignement, 282–284; Mayeur, Révolution, 210–226, 621 f.; Lelievre, Institutions scolaires, 59, 82–83.
- 72 Mayr, Zwischen Dorf und Staat.

„Es ist dies der Ausfluß meines ‚in sich lebens‘ gegenüber des äußeren Gesellschaftslebens“

Aus dem Tagebuch eines Gemischtwarenhändlers

Geht man davon aus, dass der Drang zur Selbstreflexion und Selbstdarstellung vor allem ein schichtenspezifisches Phänomen darstellt, dann war der Salzburger Gemischtwarenhändler Alexander Haidenthaller zu seiner Zeit und in seinem sozialen Umfeld gewiss eine Ausnahme. Männer seines Standes beherrschten die Kunst der Buchhaltung, in der Regel schrieben sie aber kein Tagebuch. Es gab zwar zu allen Zeiten auch Ausnahmen, vor allem dort, wo die Schriftkultur schon frühzeitig schichtenübergreifend verankert war, wie etwa im pietistischen Milieu, in dem sich traditionell „viele, auch einfache Menschen“ fanden, „die aus der Forderung nach Selbsterkenntnis und Rechenschaft vor Gott ihr Leben aufschrieben“.¹ Im katholisch geprägten Raum, im Schatten des Beichtstuhls, war eine derartige Tradition der Selbstthematizierung in den – heute würde man sagen – „bildungsfernen“ Schichten bis ins 20. Jahrhundert jedoch fremd. In diesem Sinne stellt Alexander Haidenthallers Tagebuch ohne Zweifel eine Rarität dar, auch wenn man den Tagebuchschreiber nur bedingt der Schicht der „einfachen Menschen“ zuzählen kann, für deren Selbstzeugnisse sich der Begriff der populären Autobiographik eingebürgert hat.

Zur Quelle

Alexander Haidenthaller ist in der Salzburger Regionalgeschichte vor allem als Verfasser einer vielbändigen Chronik der vormals eigenständigen Gemeinde Gnigl bekannt, die heute längst im größeren Verband der Landeshauptstadt Salzburg aufgegangen ist. Dass Haidenthaller daneben auch ein privates Tagebuch führte, welches der Gemeindechronik an Umfang kaum nachsteht, ist erst seit kurzem bekannt. Allein schon der lange Zeitraum, den dieses Tagebuch umspannt, rechtfertigt seine Einstufung als alltagsgeschichtliche Quelle von außergewöhnlichem Rang. Im Alter von 32 Jahren fasste der Gemischtwarenhändler im September 1902 den Entschluss, sein bisheriges „Wirken, Handeln, Denken“² aufzuzeichnen. Daraus erwuchs in weiterer Folge das Bedürfnis, den einmal begonnenen Schreibprozess kontinuierlich fortzusetzen. Im März 1903 begann er daher mit der Niederschrift der jeweils „unmittelbaren gegenwärtigen Vorkommnisse“, einer Praxis, an der er bis zu seinem Ableben 1946 festhielt. Zwar handelt es sich hierbei nicht um ein Tagebuch im engeren Sinn, da das fortlaufende Geschehen im zeitlichen Abstand von einigen Tagen oder auch Wochen zusammengefasst und bewertet wurde. Aufgrund der Erlebnisnähe,

Regelmäßigkeit und chronologischen Anordnung der Aufzeichnungen scheinen die wesentlichen Merkmale eines Tagebuchs dennoch gegeben.



Abbildung 1: Porträtfotografie von Alexander Haidenthaller

[Abbildung siehe Druckfassung]

(Archiv der Stadt Salzburg)

Haidenthaller vermerkte in seinem Tagebuch die Mühen und Freuden des Alltags, den Gang des Geschäftslebens, seinen Vermögensstand, tagespolitische Ereignisse, das Geschehen im engeren und weiteren Familienkreis sowie sein seelisches und gesundheitliches Befinden. Eingebettet in die Chronologie der laufenden Ereignisse finden sich zudem ausgedehnte religiöse und moralische Reflexionen. Elf Tagebuchbände im Umfang von mehr als 4.000 handgeschriebenen Seiten zeugen somit nicht nur vom Bedürfnis, alles Erlebte mit buchhalterischer Akribie aufzuzeichnen, sondern darüber hinaus von einem stark ausgeprägten Drang nach permanenter schriftlicher Selbstvergewisserung, einem Wesenszug, der sich bei extensiven Tagebuchschreibern häufig findet.³

Für wen und zu welchem Zweck wurde dieses Tagebuch geschrieben? Handelt es sich um private Aufzeichnungen, die nur für den Autor selbst gedacht waren, oder waren sie auch an zukünftige Leser gerichtet? Haidenthaller scheint zunächst an ein privates Tagebuch gedacht zu haben, denn am Titelblatt des ersten Bandes steht vermerkt: „Nicht für die Öffentlichkeit in Schrift gesetzt“.⁴ Aber bereits im zweiten Band führt der Tagebuchschreiber einen fast regelmäßigen Dialog mit seinen Lesern, an deren Verständnis er appelliert:

„Nun guter Leser verzeihe meine Schwärmereien wie sie sich von Anfange bis zum Ende dieses Buches finden, es waren von mir nur die besten Absichten angenommen, es mag Dier meine vielfache Wiederholung meines Temas geschmacklos vorkommen, doch ein solch selten geschriebenes Buch findet durch das Alltagsleben keinen anderen Ausweg.“⁵

Das Urteil zukünftiger Leser war für Haidenthaller von großer Bedeutung. So fügte er dem siebten Band der Tagebücher ein Schreiben bei, in dem er sich unmittelbar an die Nachwelt wendet:

„Lieber Leser! Ich will Dir bei der Beurteilung meiner bereits sieben geschriebenen Bände ‚Tagebücher‘ etwas zuvorkommen. Es ist dies der Ausfluß meines ‚in sich lebens‘ gegenüber des äußeren Gesellschaftslebens, hervorgerufen durch mein Gehörgebrechen und meine sonstige Eigentümlichkeit, die ich gerne erkenne. Ein guter Teil des Inhalts dürfte den Leser langweilen oft geradezu anekeln, Vorurteile und Voreingenommenheiten kommen nicht selten vor, bitte daher alle Diejenigen, die ich damit getroffen, um Verzeihung. Auch mein geschildertes Wirken wird der Leser über das Maß finden und mit anderen vergleichen, die auch was geleistet, aber darüber stumm vorübergehen.“⁶

Haidenthaller verstand sein Tagebuch offenbar als Pendant zur Buchhaltung im Geschäftsleben, also als kontinuierliche Rechenschaftslegung seines Handelns. Nach Ansicht des französischen Sozialhistorikers Alain Corbin stellte – zumindest in Frankreich – die bürgerliche Kleinfamilie in der Provinz den idealen Kontext für das Tagebuch dar. Zum einen habe die Beschleunigung der sozialen Mobilität bei zahlreichen Tagebuchschreibern eine Verunsicherung erzeugt, die sie bewog, sich permanent „ihrer eigenen Stellung zu vergewissern und über das Urteil anderer Spekulationen anzustellen“. Zum anderen sei das Tagebuchschreiben „zunächst und vor allem eine Lebenspraxis“ gewesen. „Es erforderte einen immensen Arbeitsaufwand. [...] Doch wer den inneren Monolog schätzte, fand darin auch ein erlesenes Vergnügen.“⁷ Auch für Alexander Haidenthaller bedeutete das Tagebuchschreiben weit mehr als die Niederschrift einer Chronologie der laufenden Ereignisse. Über einen Zeitraum von mehr als vier Jahrzehnten erfüllte das Tagebuch für ihn die Funktion eines Mediums der Selbsterforschung und Selbstvergewisserung, zugleich aber auch der Rechtfertigung vor der Nachwelt.

Jugend und Ausbildung

Alexander wurde am 7. Februar 1868 in der Stadt Salzburg als Sohn eines Färbermeisters geboren. Als jüngstes von sieben überlebenden Geschwistern sah er sich zeitlebens in ein dichtes Netzwerk an verwandtschaftlichen Beziehungen eingebettet. Ursprünglich für die geistliche Laufbahn vorgesehen, zerschlug sich dieses Vorhaben nach dem Tod des ältesten Bruders, der bereits als Ordenspriester im Stift St. Peter gewirkt hatte. Als Alternative bot sich für den körperlich eher schwächlichen und überdies durch Schwerhörigkeit beeinträchtigten Knaben die Handelslaufbahn an. Im Alter von 14 Jahren begann er daher eine Handelslehre, mit der ein obligatorischer Besuch der Handelsschule verbunden war. Auf die Lehrzeit folgte eine mehrjährige Tätigkeit als Commis, wobei sich Haidenthaller jene praktischen Kenntnisse des Kaufmannsberufs aneignete, welche er im späteren selbständigen Geschäftsleben erfolgreich umsetzen sollte.⁸ Das bescheidene Gehalt eines Commis reichte für eine eigenständige Haushaltsführung jedoch nicht aus, so dass Haidenthaller im Alter von 21 Jahren – ausgestattet mit einem väterlichen Erbe von 1.700 Gulden – den

Entschluss fasste, sich selbständig zu machen und „eine Krämerei entweder pachtweise oder käuflich zu erwerben“.⁹

Bei der Suche nach einem passenden Kaufobjekt lernte er Johanna Fuschlberger kennen, die in Gnigl eine kleine Krämerei betrieb und keineswegs an einen Verkauf dachte, sondern vielmehr an einer Verehelichung interessiert war. Alexander und Johanna kamen sich rasch näher und so wurde am 11. August 1889 tatsächlich der Bund der Ehe geschlossen.¹⁰ Auch wenn dieser Ehe von beiden Seiten keine romantischen Gefühle, sondern rationale Überlegungen zugrunde lagen, gestaltete sich die Beziehung zwischen den beiden ungleichen Partnern – Johanna zählte zum Zeitpunkt der Eheschließung bereits 38 Jahre – durchaus harmonisch. Vor allem aber ergänzten sich die Ehepartner auf der Ebene des arbeitsteiligen Wirtschaftens im Haushalt wie im Geschäftsleben ganz ausgezeichnet, wovon der rasche wirtschaftliche Aufstieg des Paares im ersten Jahrzehnt ihrer Ehe zeugt.

Gemischtwarenhändler und Hausbesitzer

Erfüllt von Tatendrang nahm Alexander Haidenthaller die Führung des Geschäfts nach der Heirat in die eigene Hand: „Es war für mich die Aufgabe gestellt um vorwärts zu kommen, fleißig zu arbeiten, keine Arbeit zu scheuen, mich in Gesellschaft beliebt zu machen und besonders zur Ehre meines erworbenen Berufes nach kaufmännischer Manier ehrlich zu handeln“.¹¹ Da die bescheidene Lokalität keine Möglichkeit für eine Geschäftserweiterung bot, erwarb das Ehepaar Haidenthaller im Tauschweg ein benachbartes Gebäude,¹² so dass der Erweiterung der Krämerei in eine reguläre Gemischtwarenhandlung nichts im Wege stand, welcher nach amtlicher Definition der Handel mit „allen im freien Verkehr gestatteten und rückschließlich des Verschleißes nicht an eine besondere Bewilligung (Concession) gebundenen Waren“ gestattet war.¹³ Haidenthallers Gemischtwarenhandlung führte neben den Lebensmitteln des alltäglichen Bedarfs zahlreiche weitere Artikel:

„Spezerei-, Viktualien-, Conditoren-, Spirituosen-, Waschartikel-, Borstenwaaren, Hafner- Porzellan- und Emailgeschirr, Farben, Farb Oehle, Drahtstiften, Klein Eisenwaaren, Schreibmaterialien, Post- u Ansichtskarten, Schulartikel, Kalender und Gebetbücher Verlag, Spiel-, Kurz-, Galanterie-, Wachs-Waaren, Herren- u Damen Wäsche und Confektion, Posamentier und Wirkwaaren, Regenschirme, Zeugschuhe, Manufaktur- und Schnittwaaren, ecctc. ecctc.“¹⁴

Ein beträchtlicher Teil des Vermögens war folglich im Warenlager gebunden, dessen Wert etwa im Jahr 1907 mit 9.200 Kronen beziffert wurde.¹⁵

Neben dem Gemischtwarenhandel ergab sich aus der Wohnungsvermietung eine weitere Verdienstmöglichkeit. Zudem erreichte Haidenthaller die Verlegung des örtlichen Postamts in sein Anwesen. Da bauliche Investitionen angesichts des akuten Mangels an Wohnraum eine sichere Rendite versprachen, nahm Haidenthaller zu guter Letzt auch die Verbauung eines benachbarten Wiesengrundstücks in Angriff, das bereits kurz nach der Heirat erworbenen worden war und auf dem er nun ein stattliches „Wohnhaus in Schweizerform“ errichtete. Neben mehreren privaten Mietparteien beherbergte das neue Zinshaus auch den Gnigler Gendarmerieposten samt einer Dienstwohnung für den Postenkommandanten.

Sieben Jahre nach der Eheschließung konnte Haidenthaller höchst zufrieden auf das Erreichte zurückblicken:

„Das Geschäft hatte seinen guten Gang genommen, auch durch die Arbeiter, welche an dem Baue thätig gewesen und auch durch die neuen Parteien. Es gab viel zu denken, viel zu arbeiten während die neue Schuldenlast nicht minder Kopfweh machte. Nun auch dies wird zum Ueberwinden sein [...] Ich und Johanna arbeiten ja immer geschlossen, daher das eigene selbstbewußte Vertrauen.“¹⁶

Diesem Vertrauen in die eigene Tatkraft stand zeitlebens eine ausgeprägte Zukunftsangst gegenüber. Haidenthaller verkörperte den von Corbin beschriebenen Typus des Tagebuchschreibers, der sich als Fremdling in der Gesellschaft empfand und darunter litt, sich anderen nicht mitteilen zu können.¹⁷ Wie andere extensive Tagebuchschreiber erweckt auch Haidenthaller trotz seines geschäftlichen Erfolgs den Eindruck eines furchtsamen und kraftlosen, von Ängsten aller Art geplagten Menschen, der im Tagebuch seine ausgeprägte Hypochondrie im Übrigen nicht nur auslebt, sondern auch selbstkritisch reflektiert.

Bereits im Alter von 30 Jahren bedrückte Haidenthaller die Sorge um die finanzielle Absicherung des Lebensabends. Wer würde das Geschäft einmal übernehmen, wer ihn und seine Gattin im Alter pflegen?

„Stets war es ja unser Kummer, eigene Kinder entbehren zu müssen, viel hatten wir geopfert, Dienstpersonen anhänglich zu machen, aber die heutige Jugend kümmert sich in unverständlicher Weise nicht mehr um das Wohl und Wehe für eigenes zukünftiges, noch weniger jenes ihrer Vorgesetzten oder Dienstherrn und auf diese Art sind gerade kinderlose Eheleute, denen es obliegt ein Geschäft zu führen, am meisten betroffen [...]“¹⁸

Als Alternative bot sich für das kinderlose Ehepaar die Annahme einer Ziehtochter an. Nachdem ein erster Versuch mit der Stieftochter eines Geschäftsfreundes gescheitert war,¹⁹ fasste Alexander Haidenthaller den Entschluss, die Tochter seiner Schwester Johanna, die mit einem Gastwirt in Rohitsch (heute Rogaska in Slowenien) verheiratet war, in den Haushalt aufzunehmen. Die elfjährige Henriette („Herri“) kam im August 1903 nach Gnigl und wirkte schon bald im Geschäft mit.²⁰

Der wirtschaftliche Aufschwung der 1890er Jahre, der sich in der Stadt Salzburg und ihrer näheren Umgebung vor allem in einer regen Bautätigkeit manifestierte, hielt nach der Jahrhundertwende zunächst noch an. Zugleich wurde aber auch der Konkurrenzdruck stärker. Gerade in Gnigl und Itzling, wo es eine zahlreiche Arbeiterschaft gab, mussten sich die etablierten Kaufleute gegenüber den sozialdemokratischen Konsumvereinen behaupten. Auch Haidenthaller ärgerte sich über die neue Konkurrenz, durch welche ihm gerade die „geldkräftigen Arbeiter Familien“²¹ abhandengekommen waren:

„Ich hatte mir schon des öfteren Preislisten vom Staatsbahn Consum, Post Consum und Arbeiter Consum ‚Vorwärts‘ besorgt und daraus ersehen, daß meine Preise nicht nur nachkommen, sondern durch meine gewohnte Coulants sich diese verbilligen.

[...] Gewichtskleinlich, nichts entgegenkommend, keine Nachsendung, Verpackung oder sonstige Nebenauslagen; das sind die Prinzipien eines Consumvereines, die wir Geschäftsleute nicht so trocken ausüben können. Auf diese Weise würde sich manches Verkehrsleben aufhören, wenn nicht Nachdenkende oft wieder zurückkehren würden, die guten Eigenschaften eines Geschäftsmannes auszunützen. So kommt es, daß die eine Kundschaft geht und die andere kommt.“²²

Genugtuung empfand Haidenthaller, als im August 1907 auf Druck des gewerblichen Mittelstandes die Zutrittsschranken für bestimmte Handelsgewerbe wieder erhöht wurden: Während zuvor „jeder Bauernknecht und Diener [...] vom Landwirtschaftswesen in die Stadt“ geflüchtet sei, um „sodann ein Wirth, Wirthin, Krämer oder Krämerin zu werden“, so werde es nun „den tatsächlich gewerbefähigen Commis, Kellner- oder Brauergehilfen ermöglicht [...] sich eine Existenz ohne einer unfähigen Konkurrenz nach und nach zu verschaffen“.²³ Wie die jährlichen Erträge zeigen, konnte Haidenthaller auch nach der Jahrhundertwende mit dem Geschäftsgang zufrieden sein. Im Geschäftsjahr 1906/07 standen einem Jahresumsatz von 36.663 Kronen Wareneinkäufe und Geschäftsspesen von 32.874 Kronen gegenüber, so dass ein Überschuss von immerhin 3.924 Kronen erzielt wurde.²⁴

Verpachtung und Wiederübernahme des Geschäfts

Haidenthaller hatte den Rückzug in den Ruhestand ursprünglich für das Jahr 1914 geplant, in dem das Jubiläum der Silbernen Hochzeit bevorstand. Seiner Kalkulation nach würden Johanna und er sich bis dahin ein Vermögen von 70.000 Kronen²⁵ erwirtschaftet haben, was – abzüglich des Ausgangskapitals von 5.000 Kronen bei der Heirat – auf eine Vermögensvermehrung von 65.000 Kronen innerhalb von 25 Jahren hinauslief. „Gewiß ein Erfolg“, vermerkt er voll Stolz, „dessen wenige sich zu erfreuen haben“.²⁶ Die konjunkturelle Abschwächung während der letzten Vorkriegsjahre und ein verstärkter Konkurrenzdruck beschleunigten jedoch das Vorhaben der Geschäftsaufgabe. Dazu kam, dass Ehefrau Johanna zu kränkeln begann, sich das Zusammenwirken mit der heranwachsenden Ziehtochter Herri im Geschäftsalltag keineswegs konfliktfrei gestaltete und auch die Schwierigkeiten mit unzuverlässigen Dienstboten zunahmen. Als dann ein ernsthafter Interessent für die Übernahme des Geschäfts in Erscheinung trat, zögerte Haidenthaller nicht lange und schloss einen auf drei Jahre befristeten Pachtvertrag ab.

Ausgestattet mit einem Jahreseinkommen von 2.101 Kronen aus Vermietung und Verpachtung zog sich das Ehepaar mit Beginn des Jahres 1913 ins Privatleben zurück.²⁷ Haidenthaller blieb zwar nicht gänzlich untätig, sondern übernahm gegen geringes Entgelt Buchhaltungsarbeiten für seinen Bruder Anton. Dennoch machten sich Entzugserscheinungen bemerkbar. „Obgleich ich für Arbeit immer Vorrat habe, fühle ich mich so namenlos und deprimiert [...]“.²⁸ Und auch Gattin Johanna vermochte den Ruhestand nicht zu genießen, da sie den Verkehr mit den Kunden vermisste, „also sich hierüber entsetzlich langweilt“.²⁹ Immerhin fand Haidenthaller nun endlich Zeit für sein Herzensanliegen: „Habe ich nun mit 22. Januar mit der laufenden Schriftstellung der Geschichte [von] Gnigl begonnen, nachdem ich schon ein hübsches Sümmchen von Sammlung beisammen hatte.“³⁰

Trotz aller Betriebsamkeit stellte sich für Haidenthaller schon bald die Frage einer Wiederübernahme des Geschäfts, da die Einkünfte nur wenig über den Haushaltsausgaben lagen. Einen Verkauf seiner Liegenschaften schloss Haidenthaller während des Ersten Weltkrieges jedoch kategorisch aus, „da bei der gegenwärtigen unsicheren Geldlage zumal Objekte immer den Wert behalten werden, ohne größeren Verluste dabei zu erleiden“.³¹ Nach reiflicher Überlegung und wohl auch um der Ziehtochter Herri ein eigenständiges Betätigungsfeld zu eröffnen, erfolgte am 6. September 1915 die Wiederübernahme der Gemischtwarenhandlung.³² Die Belastung des Geschäftsalltags durch die kriegswirtschaftliche Reglementierung des Warenverkehrs machte sich mit zunehmender Dauer des Kriegs allerdings immer stärker bemerkbar. Neben seinem Geschäft wurde Haidenthaller die „Aprovisionierungs Buchhaltung“ der Gemeinde Gnigl aufgebürdet, eine Verpflichtung, der er sich im öffentlichen Interesse nicht entziehen konnte. Dabei ging es um die Verwaltung der chronisch unzulänglichen Lebensmittelzuteilungen, wobei sich der bürokratische Aufwand während des Krieges kontinuierlich erhöhte: „Der Mangel an Produkten fördert die wachsende Nachfrage und müssen die Quantum verkleinert respektive vermindert abgegeben werden“. Ausgabzeit war jeweils an Mittwochnachmittagen, wobei lange Listen über die Verteilung der einzelnen Produkte erstellt werden mussten.³³

Das Preisniveau lag Anfang 1916 bereits um 100 Prozent über jenem der Vorkriegszeit, so dass Haidenthaller beim Ein- und Verkauf seiner Waren stets auch die rasch vorschreitende Inflation einzukalkulieren hatte. Vor allem bestand zu diesem Zeitpunkt bereits ein eklatanter Mangel an Grundnahrungsmitteln. Bohnen, Erbsen, Reis und Weizengries fehlten bereits gänzlich. Als Ersatz diente Polentagries, aber auch davon wurde zu wenig geliefert, weshalb Haidenthaller nicht einmal den Bedarf seiner 90 Stammkunden befriedigen konnte.³⁴

Die kriegswirtschaftliche Reglementierung des Wirtschaftslebens verschärfte sich während der letzten Kriegsjahre noch weiter und auch während der ersten Nachkriegsjahre blieb die Versorgungslage angespannt. Der Bezug der für die Gnigler Bevölkerung vorgesehenen Waren erfolgte vierzehntäglich aus einem zentralen Lebensmittelmagazin. Die zeitraubende Prozedur des Vorwiegens und Vorschreibens der Bezugsquantitäten für die Kunden sowie die Evidenzhaltung der Kundenlisten oblagen Haidenthaller. Eine Entlastung von diesen Aufgaben brachte erst der politische Wechsel im Gefolge des Umsturzes von 1918, als die bürgerliche von einer sozialdemokratischen Gemeindevorsteherung abgelöst wurde und diese die Bewirtschaftung selbst übernahm.³⁵

Die Rückkehr zur Normalität fand in der Lebensmittelversorgung erst zu Beginn des Jahres 1922 statt, als der freie Verkauf aller Grundnahrungsmitteln gestattet und auch die freie Geschäftswahl durch die Kunden wieder eingeführt wurde.³⁶ Angesichts der Normalisierung des Geschäftslebens und des fortgeschrittenen Alters lag es für das Ehepaar Haidenthaller nahe, den so lange aufgeschobenen Rückzug aus dem Geschäftsleben nun endlich zu vollziehen und das Geschäft definitiv Ziehtochter Herri zu übergeben, welche kurz zuvor adoptiert worden war. Johanna zählte nun immerhin bereits 72 Jahre, zudem hatte Herri sich ein Jahr zuvor mit dem Kaufmann Karl Pannholzer verehelicht, so dass nun auch personell in jeder Hinsicht vorgesorgt war. Die Geschäftsübergabe erfolgte am 1. Mai 1922, wobei sich Haidenthaller im Übergabevertrag eine Lebensrente in der Höhe des Gehalts eines „ersten Handlungsangestellten“ gemäß den damals geltenden Kollektivvertragsbedingungen ausbedungen hatte.³⁷

Wie nicht anders zu erwarten, war der Rückzug Alexander Haidenthallers aus dem Geschäftsleben auch jetzt nicht vollständig:

„Johanna und ich unterstützen sie [Herri und ihren Mann] in Haushalt und Geschäft. Ich verrichte alle bisherigen Geschäfte in Bezug der mir zugewiesenen Waarengattungen und Buchführungen. Diese Arbeiten zu verrichten besteht keine Verpflichtung, sondern ist im familiären Entgegenkommen gelegen.“³⁸

Gerade in dieser Phase der sich rapide beschleunigenden Inflation war die Mithilfe des Seniors höchst notwendig,

„da das Geschäft durch das ständige Hinaufstellen der Waarenpreise, also durch Angstkäufe stets einen engen Tagesverkehr aufweist. So gibt es durch Einlagen nummerieren, Preisgleichstellungen, Noten ordnen Arbeit in Hülle und Fülle, so dass ich deren kaum zu folgen vermag und mit meinen Arbeiten in Haus, Hof und Garten ständig im Rückstande verbleibe.“³⁹

Kaum mehr als ein halbes Jahr nach der Geschäftsübergabe erlitt Johanna Haidenthaller einen Schlaganfall, dem sie nach zweiwöchigem Siechtum am 9. Dezember 1922 erlag.⁴⁰ Alexander war vom Tod der Gattin schwer getroffen: „Johanna ruht, es gibt keine Verständigung mehr mit ihr, kein lieben, kein klagen, kein fragen, haben wir ja doch nichts unternommen ohne uns über jeden Gegenstand zu vereinbaren.“⁴¹ Ablenkung boten die Mithilfe im Geschäft sowie die Niederschrift der Gnigler Geschichte, einer Aufgabe, der er sich nun mit Vorliebe widmete.

Herri hatte anlässlich ihrer Adoption präsumtiv auf das Erbrecht nach dem Ableben eines der beiden Elternteile verzichtet, weshalb sich nach Johannas Tod beide Liegenschaften im Besitz des Witwers befanden.⁴² Zur Übergabe des Geschäftshauses an die Adoptivtochter und deren Gatten kam es erst Ende 1926.⁴³ Auf dem Firmenschild hieß es nun: „Alexander Haidenthaller – Nachfolger Karl Pannholzer – Handlungshaus“.⁴⁴ Nach wie vor ergaben sich aus dem Nebeneinander der Generationen im Geschäftsbetrieb Reibereien, wie etwa anlässlich des Ankaufs einer mechanischen Waage um den Preis von 700 Schilling, den Haidenthaller für völlig überflüssig hielt.⁴⁵

Um der wachsenden Familie von Herri Platz zu machen, übersiedelte Haidenthaller in das Nachbarhaus, wo er nun in den frühen Morgenstunden an seinem „schön dekorierten Schreibtisch mit Bildern und Blattpflanzen“ ungestört seinen Schreibneigungen nachgehen konnte.⁴⁶ Auch im privaten Leben zeichnete sich nun eine Wendung ab. Haidenthaller hatte mittlerweile eine aus München stammende Juwelierswitwe kennen gelernt. Der Entschluss zur Wiederverhehlung fiel dem Witwer, der sich der verstorbenen Gattin nach wie vor verbunden fühlte, nicht leicht. Erst nach mehrjähriger Bekanntschaft und zahlreichen wechselseitigen Besuchen fand im Mai 1928 die Hochzeit statt.⁴⁷

Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Gemischtwarenhandlung unter schwierigen kriegswirtschaftlichen Bedingungen weitergeführt. Der Tod Karl Pannholzers nach schwerer Krankheit im März 1941 machte dessen Witwe Herri zur alleinigen Firmeninhaberin⁴⁸ und veranlasste Alexander Haidenthaller trotz seines fortgeschrittenen Alters „wieder täglich 6 – 8 Stunden im Geschäft“ mitzuhelfen. Auch in seinen letzten Lebensjahren

blieb Haidenthaller unermüdlich tätig. Noch im März 1945 notierte er ins Tagebuch, dass er „die Buchung im Geschäft zu besorgen, das stark verminderte Waarenlager zu inventieren, neu ankommende Waaren einzulagern und den eigenen Hausstand zu besorgen“ habe.⁴⁹

Während der letzten Kriegsphase, in der auch Gnigl von schweren Bombenangriffen betroffen war, fand Haidenthaller wie auch in früheren schwierigen Lebensphasen Trost in der Religion. Den Untergang des Dritten Reichs kommentierte er lakonisch mit der Feststellung: „Der Krieg ist zu Ende und die Schuldigen haben sich selbst das Leben genommen, da ihnen die ideale Zukunft versagt blieb, trotz der Treue im Kampfe“, die „dem Führer von seinem Volke in der Zeit von 6 ½ Jahren entgegengebracht wurde“.⁵⁰ Aufgrund seiner religiösen Grundeinstellung und seiner Ablehnung jedes politischen Radikalismus war Haidenthaller dem Nationalsozialismus innerlich distanziert gegenüber gestanden, auch wenn er sich im März 1938 der fast allgemeinen Aufbruchsstimmung nicht hatte entziehen können.⁵¹

Obwohl sich sein Gesundheitszustand seit dem Sommer 1945 immer mehr verschlechterte, nahm Haidenthaller weiterhin regen Anteil am Geschäftsleben. Auch seine letzte Tagebucheintragung vom 7. Juli 1946 zeugt von ungebrochener Betriebsamkeit: „Nun gaben mir einige Tage des schönen Wetters Veranlassung, mit Lina [seiner zweiten Frau] die Ribislernte vorzunehmen, mit deren Ergebnis wir sehr zufrieden waren. Birnen sind fast gänzlich ausgefallen, während Äpfeln eine reiche Frucht versprechen.“⁵² Am Vormittag des 24. August 1946 bediente er, wie seine Gattin Lina in einem Nachtrag zum Tagebuch vermerkt, zum letzten Mal die Kunden in der Gemischtwarenhandlung. Am Abend desselben Tages erlag Alexander Haidenthaller im 79. Lebensjahr einem Schlaganfall, auf den Monat genau 57 Jahre nach der Übernahme der Krämerei im August 1889.⁵³

Alltägliche Lebensweise⁵⁴

Nach Alain Corbin stand die Rechenschaftslegung des Menschen über jeden Tag und jede Stunde im 19. Jahrhundert nicht nur im Zeichen der Sündenfurcht; „ausschlaggebend war die Angst vor jeglicher Art von Verlust, die den Bürger ebenso sorgfältig sein Haushaltsbuch führen ließ, wie er [...] das tägliche Schwinden seines Lebens bedauerte“. Um solchen Verlust möglichst gering zu halten, führte man Tagebuch.⁵⁵ Auch Alexander Haidenthaller wurde offenbar von derartigen Verlustängsten geplagt. In fast zwanghafter Art und Weise schildert Alexander Haidenthaller immer wieder aufs Neue in minutiöser Genauigkeit seinen Tagesablauf. Immerhin wird dadurch ein Einblick ins alltägliche Leben eines Kleingewerbetreibenden um 1900 vermittelt, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig lässt:

„Das Geschäft bringt es mit sich, täglich früh um 5 Uhr aufzustehen. Es wird kein Wort gesprochen, nun nehmen wir Toilette ich bei dem Brunnen im Küchenzimmer meine Gattin Johanna im Schlafzimmer (gewöhnliche Hand und Kopfwaschung), dann separat ein kurzes Morgengebet. Ich verrichte weiters die Öffnung des Geschäfts, die Johanna räumt das Schlafzimmer, während ein Dienstbothe Caffè kocht. Ein kräftig guten Morgen wünschend eröffnet erst die weiteren üblichen Plaudereien.

Um 6 Uhr früh wird Caffee eingenommen, der meine sieht ganz weiß aus, mit viel Milch beigemischt. Nun geht jedes seiner Arbeit nach, ich verrichte meist die Schriftlichen, während sich meine Johanna mit Haus oder Näharbeiten zu schaffen, dabei gieng man abwechselnd in das Geschäft bis gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr dortselbst immer mehr zu thun war, ja nach Erforderniß blieb man bis circa 9 – $\frac{1}{2}$ 10 Uhr gänzlich im Geschäft, wir bedienten mit Beihilfe des beigestellten Dienstbothen, man besorgte die Einschaffung der Waaren, nachfüllen, tägliche Reinigung vor Staub. Nachschau der mehr ablagernden Waaren, Räumungen der Magazine ecctc. Hinzu wird ein einmaliger Stadtgang in der Woche erforderlich, welch' Geschäfte rasch und genau erledigt werden müssen. Um 9 Uhr wenn thunlich nehmen wier ein $\frac{1}{8}$ Wein mit Wasser gemischt, Brod, eventuell 1 paar Würstel hinzu. Ist im Geschäfte viel zu thun, so werden diese üblichen Arbeiten bis Nachmittag verschoben. Meine Johanna beginnt um 10 Uhr zu kochen, wenn nicht eventuell ohnehin ein geeigneter Dienstbothe bestimmt ist. Um 12 Uhr nehmen wir das Mittagmahl gemeinsam ein. Dies besteht größtentheil aus Suppe, abwechselnd eingekocht, Rindfleisch, Sonntag Braten u. dergl. und Gemüse. An Freitag und anderen Fasttagen kommen hiefür bestimmte Speisen auf den Tisch und habe ich besonders für solche mit Obst gemischt eine Vorliebe. Meine Johanna, eine gar vortrefflich tüchtige Köchin, bringt solch tadellos auf den Tisch. Nachmittag wird den üblichen Arbeiten nachgegangen; bedienen, reinigen, Besorgung der häuslichen Arbeiten, ferner, Nachschau im Hause, Hof räumen, Obst Garten pflegen, Kisten zerlegen, Holz verkleinern u.s.w. Arbeit finden wir immer genug. Um 3 Uhr nimmt die Johanna mit den Dienstmädel Caffee ein, ich habe zu keiner Jause Verlangen, ausnahmsweise während der langen Tageszeit Rettig und Seidl Bier oder etwas Speck eventuell auch Butterbrod. Sonntags pflegen wir gerne fortzugehen meist an die umliegenden Höfen befindlichen Gasthäuser aufzusuchen, wo ich Kundschaft habe. Eine kleine Bergparthie ist mir sehr behaglich; an Wochentagen nehmen wier uns abends 6 Uhr eine Mahlzeit ein, ich nur Suppe allein während die Johanna noch mit den Dienstbothen die sogenannte kleine Kost einnimmt, ich verfüge mich nun um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr in den sogenannten Bürgertag⁵⁶ abwechselnd dorthin, wo es mein Geschäft erfordert, trinke drei Glas Bier oder 2 Glas Bier und $\frac{1}{8}$ Wein, beim ersten Glas das vom Gastgeber angetragene Essen Wurst Gulias oder Brathen und rauche hernach eine Portorico Cigarre dabei mit meinen guten Geschäftskunden Tagesneuigkeiten besprechend, politische Gemeindeangelegenheiten fanden nicht viel Gehör; Spielen außergewöhnlich, Kartenspiel zuschauen ist mir lästig, Sommerszeit war mir eine Stunde Kegelscheiben ein Vergnügen. Um 8 – $\frac{1}{2}$ 9 Uhr trette ich meist den Heimweg an, meine Johanna besorgt während dieser Zeit noch das Geschäft, nimmt $\frac{1}{2}$ L. Bier mit Brod zu sich, es wird um 8 Uhr das Geschäft geschlossen, Ueberall Nachschau gehalten, alles in Ordnung gebracht, was einem eventuellen Unglücke begegnen könnte und endlich in Gottes Namen wieder zur Ruhe gegangen. Es wird das Tagesereigniß, was ich gehört oder in den Zeitungen gelesen, (welche streng unpolitisch sind, Broschüren interessieren mich nur meist Historische Zeitschriften) eventuell noch abgeplaudert, bis wir gegen 9 Uhr nach einem gemeinsamen kurzen Abendgebete ohne noch ein Wort zu sprechen Ruhe finden wollen. Freilich hat man oft noch keine Ruhe, die Ereignisse des Tages drängen noch um nachzudenken. Ruhig ist mein Schlaf nicht, aufregende Träume sind viele. Die Johanna schläft oft wenig

aber ruhig. Um nicht zu übersehen, führe ich an, daß ich gar manchen Abend gerne zu Hause bleibe, 1 Glas Bier trinke, 1 Cigarre rauche und mich an den obgenannten Broschüren interessiere. Desgleichen führe ich noch an, daß wir auch jede Woche meine Johanna Freitag und ich Samstag eine körperliche Waschung vornehmen, immer Sommer baden, auf deren Vornahme ich viel halte u.s.f. u.s.f.“⁵⁷

Über eheliche Konflikte berichtet Haidenthaller nur wenig, über das harmonische Zusammenleben mit Gattin Johanna im häuslichen Alltag umso mehr. Er preist ihr „gleichmäßig ruhiges Temperament“, denn sie sei „nachgiebig, gut anhänglich, zufrieden, meist guter Laune“ und wende jeden Verdruss ab: „Schelt oder Schimpfworte fallen überhaupt nicht und sind uns diese von anderen Personen unwiderstehlich ekelhaft.“⁵⁸

An der patriarchalischen Rollenverteilung lässt er freilich keinen Zweifel:

„Es heißt Du wirst das Elternhaus verlassen, wirst Deiner Gattin anhängen und es werden zwei sein in einem Fleische. Ich sage, es ist so, eine wirklich glückliche Ehe hat dies wirklich in sich. Es ist absolut nicht richtig wenn sich ein Theil vorherrschend glaubt, jedoch noch schlimmer ist wenn dies bei der Gattin der Fall ist. Die gegenseitige Achtung muss nach innen stark und nach außen erst recht stark sein.“⁵⁹

Politische Einstellung

„Politik kenne ich nicht“, beteuert Haidenthaller wiederholt in seinem Tagebuch, „soweit es meine Anmaßungen erlaubten, habe ich mich in diesem Punkte ferne gehalten“. Gerade für einen Geschäftsmann, so lautet sein Credo, bringe jede Art von politischer Betätigung nur Nachteile mit sich: „Ein Geschäftsmann der nationale [oder] confessionelle Politik treibt, kann und wird nicht viel aufrichten, es bringt zu viele Feinde, man wird einseitig und kann sich schließlich nicht in jeder Gesellschaft bewegen, weil es daher wieder an gegenseitiger Achtung fehlt.“⁶⁰ Seiner religiösen Grundhaltung entsprechend stand er dem christlichsozialen Lager tendenziell näher als allen anderen politischen Gruppierungen. Aber auch hier wahrte er Distanz zur Tagespolitik. Die christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung sollten dem Staatswesen zwar als Grundlage dienen, jedoch ohne jeden parteipolitischen Egoismus: „Betschwesterei, Politik der Geistlichen und dergl. verachte ich ebensogut wie auf entgegengesetzter Seite, da nach meiner Anschauung ein Politiker keine Nächstenliebe kennen kann.“⁶¹ Zugleich war er aber auch überzeugt davon, dass „der Staat als Haushaltungsvorstand [...] sich von der Mutter der Confession nicht trennen [sollte], wie derzeit es in Frankreich geschehen ist, weil das Volk als Kinder zu ihren Vorgesetzten das Vertrauen verliert.“⁶²

Gänzlich ablehnend stand Haidenthaller der radikalen deutschnationalen Agitation gegenüber, die seit den 1890er Jahren auch in Salzburg vor allem in den bürgerlichen Schichten großen Anklang gefunden hatte. Seinen Austritt aus der Ortsgruppe Gnigl des „Deutschen Schulvereins“, dem er nur für kurze Zeit angehört hatte, rechtfertigte er nicht nur mit eventuell nachteiligen Folgen für sein Geschäft:

„Als kerndeutscher Salzburger wäre mir es eckelhaft durch eine andere Sprache verdrängt zu werden und würde ich alles geben meine deutsche Muttersprache vor einer Gefahr zu schützen, doch halte ich es dann nicht für ausgeschlossen daß dies auch die andern Nationen tun werden. Durch die radikalen Anführer, ‚unsere Advokaten‘, werden aber kampfesweise Hetzereien heraufbeschworen, wodurch Sieger und Besiegte hervortreten, und dadurch auf Kosten des Volkes sich Industrie und Geldmarkt aufreibt, und jene Politik hebt, die dem Juden zur Ausbeutung verhelfen.“⁶³

Groß war sein Ärger, als der „Deutsche Schulverein“ Spendengelder von 230 Kronen „zur Speise der national hungernden Advokaten im Egerland“ verwendete.⁶⁴

Haidenthaller beklagte sich bitter darüber, dass die Aufsplitterung des gesellschaftlichen Lebens durch die politischen Vereine das alltägliche Zusammenleben sogar in Gniß vergifte: „Jedes Wort muß auf die Wagschale gelegt werden, es besteht eine Furcht, den sogenannten Bürgertag aufzusuchen und sich hier frei nach Tagesmüdigkeit zu erholen. Kein anderer Stand keine andere Nation soll existieren, extrem sagt jeder, nur ich habe das Anrecht auf diesen Erdenfleck.“⁶⁵ Und weiter: „Es gibt doch kein Gesetz hier auf Erden, das einem Volke einen Vorrang vom höchsten Wesen aus vor anderen zugesteht; daher ist jeder derartige Anspruch eitel und der Streit hierüber vergeblich.“⁶⁶

Seine Einstellung gegenüber der Sozialdemokratie war ambivalent. Einerseits akzeptierte er, dass dem Sozialdemokraten

„in jenen Orten, wo Großindustrie vorherrschend ist, dort wo der Arbeiter nie mit einer sich zu gründenden Selbstständigkeit rechnen kann, die Politik zur Verbesserung seiner Lage ganz gerechtfertigt erscheint um als Mensch hier auf Erden auch ein Anrecht seiner wirtschaftlichen und kulturellen Existenz zu finden, die dem Menschen ebenbüdig ist“.

Andererseits beklagte er den „enormen Druck der organisierten Arbeiterschaft demokratischer Ideen“, der schwer auf dem Mittelstand laste, weshalb die Sozialdemokratie „in jenen Orten, wo zum Großteile wie in Salzburg das Kleingewerbe vorherrscht“ als „ein Uebel sondergleichen“ einstufen sei.⁶⁷

Bemerkenswert erscheint die Klarsicht, mit der Haidenthaller bereits 1908 die internationale politische Entwicklung voraussah, die dann tatsächlich zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs führen sollte:

„Wir sehen einer sehr schlimmen Zeit entgegen, ja es hat den Anschein, wir stehen bereits vor der Türe. Unser lieber Kaiser Franz Josef vermag die Zügel kaum mehr zu erhalten. Auf seine jetzt 60 jährige weise Regierung wird ein schlechter Dank kommen. Ein Krieg am Balkan wird gleichzeitig das Beginnen innerer Zerwürfnisse werden, dem kein Mensch mehr entgehen kann. Hier wird jeder Rechenschaft abgeben müssen ob er warm oder kalt ist. Nation und Kultur werden die Streitpunkte sein, alle 10 Gebote, auf Grund deren alle Gesetze eigentlich gebaut sind, werden auf einige Zeit über den Haufen geworfen werden.“⁶⁸

Als dann der Krieg im Juli 1914 tatsächlich ausbrach, war Haidenthaller kaum überrascht. Schon wenige Tage nach dem Attentat von Sarajewo notierte er ins Tagebuch: „Ich rechne, dass nach Ablauf der Erntezeit [...] die schrecklichen Blüten eines Krieges sich reifen werden, der von den größten politischen Männern als unausbleiblich erachtet wird.“⁶⁹ Wieder bewies er insofern Weitsicht, als er bereits zu diesem Zeitpunkt eine militärische Auseinandersetzung auch mit Italien für unvermeidlich hielt.⁷⁰ Trotz aller Zukunftsbedenken stand Haidenthallers patriotische Gesinnung für Kaiser und Vaterland außer Zweifel.

Bürgerliche Gesellschaftspflichten

Für Haidenthaller war die Übernahme von Verantwortung im Dienste der Öffentlichkeit eine Selbstverständlichkeit: „Alles ruft nach Gesetzen zu seinem Schutze, jeder Beruf will, daß sich Staat und Regierung ausschließlich nur mit seinem Wohle beschäftigen und keiner denkt an Selbsthilfe.“⁷¹ Zwar wurden diese – wie er sie nannte – „bürgerlichen Gesellschaftspflichten“ von ihm mitunter als Last empfunden. Im Grunde kamen sie aber seinem betriebsamen Naturell durchaus entgegen, ganz abgesehen davon, dass derlei Aktivitäten sich fast immer in der einen oder anderen Weise als geschäftsfördernd erwiesen.⁷²

Bereits im Herbst 1891 übernahm Haidenthaller im Auftrag der Gemeindevorsteherung von Gnigl die Stelle des Schriftführers und Kassiers der „Allgemeinen Dienstbothen Krankenkasse Gnigl“,⁷³ eine Funktion, die er acht Jahre innehatte. Im selben Jahr begann auch sein langjähriges Engagement in der Freiwilligen Feuerwehr von Gnigl, in der er seit 1895 als Schriftführer und ab 1896 auch als Kassier und „Intendant“ (Verwalter) wirkte.⁷⁴ Hieß es 1903 noch: „Die Feuerwehr ist und bleibt mir edel, dieser Verein kennt keine Politik noch Parteilichkeit“,⁷⁵ so wuchs ihm in späteren Jahren die administrative Belastung allmählich über den Kopf, was angesichts des von 44 auf 130 angestiegenen Mitgliederstandes nicht verwundert.⁷⁶ 1908 gelang es ihm endlich, zumindest die Funktionen des Schriftführers sowie des Intendanten zurückzulegen.⁷⁷

Auch im 1898 gegründeten Gnigler Sängerbund übernahm der trotz seiner Schwerhörigkeit sangesfreudige Haidenthaller die Funktionen des Schriftführers und Kassiers, ehe ihm die Politisierung des Vereinslebens im deutschnationalen Sinn zuwider wurde: „Jedoch konnte ich mich in diesem Verein nicht lange halten, da erstens das Wesen desselben in Politik, weder im Verhältnis zu meinem persönlichen Sinnen stand, ohnehin für einen Geschäftsmann nicht angepaßt und 2. die Arbeiten zu viel wurden.“⁷⁸ Auch im Rahmen der gewerblichen Interessenvertretung engagierte sich Haidenthaller. Als Gemischtwarenhändler gehörte er der Genossenschaftsgruppe VI der Handels- und Gewerbekammer als Ausschussmitglied an, in der unter anderem sämtliche in den 15 Umgebungsgemeinden der Stadt Salzburg befindlichen Krämer, Holzhändler und Viehhändler zusammengefasst waren. Auch hier versuchte er sich zu engagieren, etwa für wirksame Maßnahmen gegen den Hausierhandel. Wegen der Untätigkeit dieses Gremiums zog er sich jedoch auch hier schon bald wieder zurück.⁷⁹

Eine überaus nützliche Aufgabe erfüllte Haidenthaller, als er im Jahr 1900 damit begann, für die Gemeinde Gnigl „mit den Ortschaften Guggenthal, Heuberg und Itzling ein genaues Verzeichnis über die Nummerierung sämtlicher Gebäude, deren Lage, Hausnamen und Besitzer anzulegen, um den häufigen Anfragen willkommene Antworten geben

zu können“. Bis dahin hatte es in Gnigl noch keine straßenweise Nummerierung der Gebäude gegeben, „daher der Uebelstand, daß man stundenlang um eine Hausnummer suchen mußte.“⁸⁰ Nach Fertigstellung dieses Verzeichnisses machten „Dienstmänner, Fiaker, Amtsdienner, Ausgeher, Geschäftsleute, Wohnungssuchende“, freute sich dessen Verfasser, „von dieser unentgeltlichen Gelegenheit reichlichen Gebrauch“.⁸¹

Ein besonderes Anliegen war Haidenthaller die Förderung des Fremdenverkehrs in Gnigl. Angesichts des Umstandes, dass die Ortschaft von einer ständig wachsenden Zahl von Ausflüglern besucht wurde und hier auch immer mehr Sommervillen errichtet wurden, schien es ihm nur naheliegend, die Schaffung einer entsprechenden touristischen Infrastruktur in Angriff zu nehmen. Als erster Schritt in diese Richtung bot sich die Gründung eines Verschönerungsvereins an, ein Unterfangen, das Haidenthaller seit dem Juli 1907 mit Nachdruck verfolgte.⁸² Die Konstituierung des Vereins gelang allerdings erst nach einigen Anläufen im November desselben Jahres, wobei der Initiator erwartungsgemäß in die Position des Vorstandes gewählt wurde. Am Programm stand neben der Errichtung einer Parkanlage vor allem die Schaffung von Promenadewegen.⁸³ Ein längs des Alterbaches geplanter Fußweg kam wegen des Widerstands einer Anrainerin jedoch nicht zustande. Immerhin gelangen im ersten Vereinsjahr die Anlage eines Kinderspielplatzes sowie eines Gehwegs längs der Eichstraße sowie die Aufstellung von Sitzbänken.⁸⁴ Dass Haidenthaller in seinem Laden Postkarten mit Motiven auf Gnigl vertrieb, versteht sich fast von selbst.

Vom Winde verweht?

An Alexander Haidenthaller erinnert heute in Salzburg außer einer kleinen Gedenktafel am Gnigler Friedhof nur eine 1951 nach ihm benannte Seitenstraße. Sein Grab an der Kirchenmauer hat sich ebenso wenig erhalten wie die Gemischtwarenhandlung, welche über einen Zeitraum von 57 Jahren so eng mit seinem Namen verbunden gewesen war. Der Nachwelt hinterlassen hat Haidenthaller allerdings ein Tagebuch, das ohne Zweifel als außergewöhnliche alltags-, mentalitäts- und sozialgeschichtliche Quelle gelten kann. Es bietet dem Sozialhistoriker nicht nur einen überaus detaillierten Einblick in die Lebenswelt eines Gemischtwarenhändlers, sondern lässt den Leser darüber hinaus teilhaben am jahrzehntelang geführten inneren Monolog eines Autodidakten aus dem „einfachen Volk“, der sich vor den Herausforderungen der äußeren Welt in die private, einsame Existenz des Tagebuchschreibers zurückzog. Ebenso wie bereits Jahrzehnte davor für den französischen Tagebuchschreiber Henri Frédérique Amiel, der nach eigener Aussage bestrebt war, „durch das Eintauchen in das Privatleben [...] ich selbst zu werden“,⁸⁵ stellte auch für Alexander Haidenthaller das Tagebuch „das höchste Medium der ‚privacy‘“ dar, das es ihm erst ermöglichte, sich seiner eigenen Existenz zu vergewissern.

Anmerkungen

- 1 Wolfram Fischer, Arbeitermemoiren als Quelle für Geschichte und Volkskunde der industriellen Gesellschaft, in: Ders., Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Aufsätze, Studien, Vorträge (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 1), Göttingen 1972, 214–223, hier 215.

- 2 Archiv der Stadt Salzburg (AStS), Alexander Haidenthaller, Tagebuch I, 135.
- 3 Das Tagebuch befindet sich in Privatbesitz. Im AStS werden in Kopie Band 1 sowie im Original die Bände 2, 3, 4, 5, 6, 7, 9 und 11 aufbewahrt. Die Bände 8 und 10 sind derzeit noch unauffindbar. Die originale Schreibweise wird in den im Folgenden angeführten Textbeispielen übernommen. Zum lokalhistorischen Kontext s. Robert Hoffmann, Alexander Haidenthaller. Aus dem Tagebuch eines Gemischtwarenhändlers, in: Sabine Veits-Falk/Thomas Weidenholzer (Hg.), Gnigl. Mittelalterliches Mühlendorf. Gemeinde an der Eisenbahn. Salzburger Stadtteil (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, Bd. 29), Salzburg 2010, 320–335.
- 4 Am Titelblatt des ersten Bandes des Tagebuchs steht: „Biographie und Tagbuch. Nicht für die Öffentlichkeit in Schrift gesetzt“.
- 5 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 17.10.1908, 398.
- 6 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, beigelegtes Schreiben (undatiert).
- 7 Alain Corbin, Kulissen, in: Michelle Perrot (Hg.), Geschichte des privaten Lebens, 4. Bd.: Von der Revolution zum Großen Krieg, Frankfurt am Main 1992, 419–629, hier 467 f.
- 8 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 16 f.
- 9 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 28 f.
- 10 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 30–33.
- 11 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 38.
- 12 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 41.
- 13 Systematisches Verzeichnis der Gewerbe und anderer gewerbemäßig ausgeübter Beschäftigungen für statistische Zwecke der Handels- und Gewerbekammern in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. Zweite revidierte Auflage. Wien 1900, 67, zit. n. Maria Gamsjäger, Produzenten – Händler – Konsumenten. Lebensmittelversorgung in der Stadt Salzburg um 1900, in: Salzburg Archiv 33 (2008), 379–416, hier 386.
- 14 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 77
- 15 AStS, Haidenthaller, Tagebuch III, 17.8.1907, 38.
- 16 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 66 f.
- 17 Corbin, Kulissen, 468.
- 18 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 149 f.
- 19 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 91 f., u. 135 f.
- 20 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 149.
- 21 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 14.4.1907, 145.
- 22 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 11.10.1907, 259 f.
- 23 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 11.10.1907, 261.
- 24 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 6.9.1907, 239.
- 25 Ein heutiger Geldwert von annähernd 300.000 bis 500.000 Euro.
- 26 AStS, Haidenthaller, Tagebuch III, 29.9.1910, 315.
- 27 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 24.12.1912, 233 f.
- 28 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 13.4.1913, 287.
- 29 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 13.4.1913, 287.
- 30 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 13.4.1913, 289.
- 31 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 21.2.1915, 131.
- 32 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 9.11.1915, 211–213.
- 33 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 12.11.1915, 219.
- 34 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IV, 12.11.1915, 242.
- 35 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 24.4.1922, 175 f. Rückblick Haidenthallers auf das Geschehen nach Kriegsende.
- 36 Ebd.
- 37 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 29.5.1922, 189.
- 38 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 29.5.1922, 190.
- 39 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 29.5.1922, 192.
- 40 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 17.1.1923, 261.
- 41 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 22.1.1923, 268 f.
- 42 AStS, Haidenthaller, Tagebuch VII, 31.1.1923, 275.
- 43 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IX, 20.7.1927, 43.

- 44 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IX, 24.7.1927, 46.
- 45 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IX, 20.7.1927, 42.
- 46 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IX, 8.11.1927, 68.
- 47 AStS, Haidenthaller, Tagebuch IX, 18.5.1928, 124–126.
- 48 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XI, 15.2.1942, 104.
- 49 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XI, 11.3.1945, 221.
- 50 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XI, 13.5.1945, 223.
- 51 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XIII, 6.
- 52 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XI, 7.7.1946, 247.
- 53 AStS, Haidenthaller, Tagebuch XI, 24.7.1946, 248 f.
- 54 AStS, Haidenthaller hat seinen Tagesablauf mehrfach beschrieben, so auch in Bd. II, 63–64.
- 55 Corbin, Kulissen, 465.
- 56 Gemeint sind die Stammtische der Gnigler Bürger in den verschiedenen Gasthäusern.
- 57 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 123–129.
- 58 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 123.
- 59 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 120 f.
- 60 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 115 f.
- 61 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 116.
- 62 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 24.3.1907, 135.
- 63 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 19.5.1907, 160.
- 64 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 25.3.1908, 309.
- 65 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 10.2.1908, 305.
- 66 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 15.3.1908, 306.
- 67 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 8.6.1907, 174.
- 68 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 17.10.1908, 397.
- 69 AStS, Haidenthaller, Tagebuch V, 5.7.1914, 29.
- 70 AStS, Haidenthaller, Tagebuch V, 20.8. u. 22.8.1914, 51 f.
- 71 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 106.
- 72 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 103.
- 73 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 103 f.
- 74 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 107.
- 75 AStS, Haidenthaller, Tagebuch I, 111.
- 76 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 13.1.1908, 295.
- 77 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 13.1.1908, 297.
- 78 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 27.1.1907, 112.
- 79 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 29.1.1907, 113.
- 80 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 29.1.1907, 114.
- 81 Ebd.
- 82 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 15.8.1907, 215.
- 83 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 10.2.1908, 304.
- 84 AStS, Haidenthaller, Tagebuch II, 19.4.1908, 323.
- 85 Corbin, Kulissen, 468.

Der globale Ort

Franzensfeste/Fortezza: Festung, Dorf, Metapher

Ort vieler Dimensionen

Wohl jeder Autolenker aus Süddeutschland, Westösterreich oder Norditalien kennt den Namen Franzensfeste/Fortezza. Millionen von Reisenden passieren auf dem Weg aus und nach Italien das 35 Kilometer südlich des zentralen Alpenübergangs, des Brennerpasses, gelegene Dorf. Von Norden her fällt der Blick von der Autobahn her nach der Passage eines Tunnels nur kurz auf den Ort zur Rechten, ehe dann der Stausee und die darüber aufragende, nachts angestrahlte Festung die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich ziehen. Bald aber folgt die Wahrnehmung weiterer Punkte der Reiseroute, die Silhouette von Dorf, Stausee und Festung verwehen zur blassen Erinnerung. So ist Franzensfeste ein flüchtiger Reflex räumlicher Wahrnehmung, nicht aber Gegenstand vertiefter Anschauung.

Wir hingegen widmen uns kurz dem Binnenraum des Dorfes, seiner Landschaft und umbauten Räume. Im zunächst unscheinbaren Mikrobereich des Ortes äußern sich Spannungsfelder, die sich bereits im Namen der Gemeinde andeuten: Der deutsche Name Franzensfeste rührt von Kaiser Franz I. von Österreich (1790–1835), unter dessen Ägide der Bau der Anlage 1833 begann, die 1838 unter seinem Nachfolger Ferdinand I. (1835–1848) fertiggestellt wurde. Im italienischen Toponym „Fortezza“ erscheint der kaiserliche Name amputiert und der Ortsname zum kruden militärischen Begriff der „Festung“ verkürzt. Er spiegelt die Sicht des italienischen Staates, der die Festung und das südliche Tirol bis zum Brenner 1919 übernahm: Ein Monarch des Hauses Österreich war nach dem hart erkämpften Sieg über den „Erbfeind“ 1919 als Namenspatron undenkbar; zudem wäre ein passendes Pendant wie etwa „Francoforte“ bereits vergeben gewesen. Aber die Spannungsbögen der Ethnizität, auf die noch einzugehen ist, erscheinen bereits dem Namen inhärent.

Mit Franzensfeste gilt die Aufmerksamkeit einem Ort, dessen Landschaft und Ballung topischer Ensembles eine immer wieder erneuerte Metapher der Geschichte darstellen. Zugleich hat das Dorf Franzensfeste in seinem gesellschaftlichen Binnenraum ein bemerkenswertes, immer wieder unterbrochenes und mühsam neu verknüpftes soziales Netz ausgebildet. Es ist ein dauerhaftes Provisorium, ein temporärer Ort¹, einer jener „Plätze, an denen etwas unwiderruflich zu Ende geht, sich zur Unkenntlichkeit verwandelt oder einfach verfällt“². In paradoxer Weise befindet sich Franzensfeste inmitten einer Südtiroler Dorflandschaft, die von Geschichtsbindung und Mustern der Traditionalisierung ansonsten geradezu strotzt.

Franzensfeste ist keine Siedlung mit säkularer Geschichte, deren Bauernhöfe ins Mittelalter zurückreichen und deren Kirche womöglich auf romanischen Vorläufern gründet. Es ist im 19. Jahrhundert entstanden, als Beiprodukt großer Infrastrukturen, nicht aber

kraft eigener Wachstums- und Ausdehnungsimpulse. Die Bewohner der kleinen Gemeinde leben daher ohne Illusionen, sondern im Bewusstsein, dass ihre Existenz einer Pendelbewegung folgt, die zwar angetrieben ist von wirtschaftlichen, infrastrukturellen und politischen Kontingenzen, auf die sie selbst aber nur geringen Einfluss haben. Das Gefühl einer dem Ort gleichsam genetisch eingeschriebenen Marginalisierung benimmt der örtlichen Gesellschaft einen Großteil der Hoffnungen auf dauerhaft-stabile Lebensgestaltung. Stattdessen stiftet sie eine paradoxe Form des Selbstbewusstseins, über dem gleichwohl der Schleier inhärenter Trauer und Depravierung liegt. Die Bewohner von Franzensfeste, die „Festinger“ oder „Fortezzini“, wissen, dass sie anders sind als andere Dorfbewohner Südtirols; sie verkörpern das Negativprinzip, die Brüchigkeit und Entropie eines Transitraums wie Tirol, dessen wohlgepflegtes Selbstbild sich ansonsten bevorzugt aus den Images von Tradition, Bodenständigkeit und Widerständigkeit speist. Franzensfeste hingegen verzichtet auch auf wichtige Insignien wie eine Musikkapelle oder Schützenkompanie, die andernorts Kontinuität, Tradition und ethnische Geschlossenheit ausstrahlen; dies sind Requisiten, die im Dorf fehlen.

Im Franzensfeste der Gegenwart erschließen sich solche Erfahrungsmuster erst auf den zweiten Blick. Sein heterogenes, ästhetisch zunächst reizloses Erscheinungsbild verbirgt die historischen Schichten, die den kleinen Ort überformt haben und ihn zum Repräsentanten regionaler Geschichte, ja des Alpenraums schlechthin erheben. Der vorliegende Beitrag verknüpft daher die lokale Mikrogeschichte von Franzensfeste mit den sich vor Ort kontinuierlich neu manifestierenden Großtrends der politischen Geschichte und den Netzwerken großer Infrastrukturen, die im Dorf seit 175 Jahren ihren Knotenpunkt finden.

Der Festungsbau 1838, die Brennerbahn 1867, die Angliederung an Italien 1919, der Stausee 1940, die europäische Einigung mit dem EU-Beitritt Österreichs 1995, der Bau des Brennerbasistunnels ab 2008 – sie alle prägten den kleinen Raum und seine Gesellschaft in eindringlicher Manier, die an nur wenigen Orten im alpinen Raum in solcher Kontinuität und Intensität wiederkehrt. Franzensfeste ist ein Observatorium multipler Modernen, die in seinem Mikroraum ihr Potenzial mit großer Wucht entäußern. Der vielfach transformierte und perforierte Raum in und um das Dorf ist eine Metapher der spatialen Dimension von Geschichte, ein landschaftlicher Palimpsest, der ständig neu überschrieben wird. Der immer wieder erneuerte Austausch zwischen Natur und Großbaustellen bildet ein Szenario aus, das bei näherer Betrachtung tief beeindruckt. Das Dreieck von Politik, Ökologie und Kapitalismus zeigt in Franzensfeste seinen Gewaltcharakter in Topografien, die zwischen Vormärz und 21. Jahrhundert einen vibrierenden Spannungsbogen legen.

Die vorliegende Skizze markiert nur einige Etappen in diesem historischen Parcours, um einen ‚Neuen Ort‘ vorzustellen, wie ihn Hanns Haas etwa am Beispiel von Gnadlersdorf/Hnanice präsentiert hat.³ Die Lebenswelt von Franzensfeste hingegen war nicht von vereinzelt, wiewohl tief greifenden Zäsuren bestimmt, sondern wurde vom wenig dramatischen, aber iterativen Metrum der Modernen kontinuierlich getaktet.

Topografische Annäherungen

Die äußeren Eckdaten von Franzensfeste sind rasch beschrieben: Die Gemeinde liegt auf 735 Metern Seehöhe rund 35 Kilometer südlich des Brenners, an der Verbindung von Eisack- und Pustertal. Das 900-Einwohner-Dorf mit dem Hauptort Franzensfeste, den nördlichen Dörfern Mittewald, Grasstein und der Bergsiedlung Riol flankiert verkehrsgeografisch die wichtigste inneralpine Transitroute an einem bedeutenden Knotenpunkt. Das Eisacktal ist die zentrale alpenquerende Verkehrsrouten, das nach Osten abzweigende Pustertal hingegen verbindet Oberitalien und Südtirol – über Osttirol, Kärnten und Steiermark – mit dem Osten Österreichs.

Der Ort befindet sich an einer geologischen Schnittstelle. Hier endet der weichere Quarzphyllit des Brixner Beckens, das sich gegen Süden öffnet und es beginnt die Zone des Eisacktaler Granits, der das Tal nordwärts für etwa zehn Kilometer zur Schlucht verengt. Das Wipptal nördlich von Franzensfeste bildet eine düstere Passage, flankiert von steil aufragenden Wäldern mit tiefen Gräben. In der Talsohle verlaufen Autobahn, Eisenbahn und Landstraße dicht nebeneinander. Reisende, die die Zone eilig passieren, um der Talweitung des Brixner Beckens zuzustreben, ahnen kaum, dass die Wälder oberhalb der Transitachse ein Refugium für Rotwild sind, das hier abseits der überlaufenen Dolomiten Ruhe und Nahrung in Fülle vorfindet.

Die menschenarme, rund zehn Kilometer lange Passage zwischen den Dörfern Franzensfeste und Mauls im Norden ist historisch belastet. Sie wird „Sack“ genannt, ein sprechendes Toponym für die Enge des Raumes. Hier gerieten in napoleonischer Zeit, im Dritten Koalitionskrieg zwischen Frankreich und Österreich, Anfang August 1809 über 2.000 Soldaten der Rheinbunddivision der sächsischen Herzöge in einen Hinterhalt von Tiroler Schützenregimentern.⁴ Ein Hagel von Steinlawinen empfing die nicht aus Sachsen, sondern aus den Ebenen Thüringens stammenden Soldaten, die von gezieltem Feuer dezimiert wurden. Erst nach schweren Verlusten befreite sich das Regiment aus der Umklammerung, rund 500 bis 600 verwundete Thüringer kamen in Tiroler Gefangenschaft.

Heute erinnern ein Monument und eine Kapelle an die Kämpfe von 1809. Mit einigen Häusern und einem im Architekturstil des Historismus aufgeführten Gasthof bilden sie einen kleinen Weiler, der seither „Sachsenklemme“ heißt.⁵ Der Name erinnert daran, wie der ‚Sack‘ zur tödlichen Falle wurde, verfälscht aber in doppelter Hinsicht: Denn hier wurden keine Sachsen in die Zange genommen, sondern Thüringer aus der Rheinbund-Division der sächsischen Herzöge; der heutige Ortsname verzerrt die Herkunft der hier kämpfenden Truppen.⁶ Zudem ist der Ausdruck „Klemme“ wohl zu beschönigend für die blutigen, mit aller Heftigkeit geführten Gefechte.

Heute ist das Ensemble dicht an der Autobahn neu geordnet: An der Kapelle eröffnete der findige Wirt Roland Ganterer zum 200-Jahr-Anniversar des Gefechtes 2009 neben dem Gasthof ein „Andreas-Hofer-Bräu“ in zeitgenössischer Form eines Glaskubus, um die patriotische Erinnerung gewinnbringend zu nutzen.

Gegenüber von Kapelle und Gasthof, im Westen jenseits der Autobahn, kontrastiert eine große Mülldeponie den Ort historischer Kommemoration und bietet – wiewohl ungewollt – ein anderes Modell der Entsorgung von Vergangenen. Die für den gesamten Bezirk bestimmte Deponie wurde gegen den Willen der Gemeinde Franzensfeste und den Protest geschichtsbewusster Heimatpfleger an diesem abgelegenen Punkt errichtet. Die

Sachsenklemme wird schließlich um ein weiteres Element ergänzt: Nördlich des Gasthofes glänzt silbrig ein Blockheizkraftwerk, das demnächst elektrische Energie und Wärme produzieren soll, gespeist von Pflanzenöl, das aus Indonesien oder Mosambik angeliefert wird. So entdecken sensible Beobachter die Sachsenklemme als merkwürdiges Agglomerat aus Erinnerung, Entsorgungstechnik, Energie, Transit, Geschäftssinn und machtvoller Natur, die von Norden her auf Franzensfeste einstimmt. Die Stoffkreisläufe von Geschichte und Gegenwart bündeln sich hier in reizvoller Verdichtung.

Zu Zeiten Napoleons und Hofers gab es den südlichen Ort Franzensfeste noch nicht. Nach dem Weiler Sachsenklemme folgte weiter in Richtung Süden das Dorf Mittewald⁷, das als Poststation zwischen Sterzing und Brixen von einiger Bedeutung war. Inhaber der Post war seit dem 17. Jahrhundert die Familie Pretz, die sich bereits zuvor als Faktoren und Holzlieferanten der Fugger, die im nördlichen Wipptal Silber abbauten, profiliert hatte. Im 20. Jahrhundert reüssierten die um 1600 in den Adelsstand erhobenen Pretz als Inhaber großer Waldungen mit ausgedehntem Holzhandel und einer von Josef von Pretz (1860–1933) im Jahr 1890 errichteten Kartonagenfabrik.⁸ Die Fabrik nutzte den dreifachen Vorzug reicher Holzvorkommen, des aus Wasserkraft gewonnenen Stroms und des steten Windes, der die Trocknung der Kartonagen erleichterte.⁹ Seniorchef Leo von Pretz (1899–1984) war neben seiner Pionierrolle in der industriellen Diaspora 1945 ein Mitbegründer der wichtigsten regionalen Partei,¹⁰ der Südtiroler Volkspartei, und hielt sich mit seiner Familie im Winter zumeist in Südtirols Landeshauptstadt Bozen auf, um dort gesellschaftliche und politische Kontakte zu pflegen.

Das rund 60 Kilometer nördlich gelegene Mittewald stand bis um 1980 unter Pretz'scher Patronage. Die Fabrik trug einen Hauch industrieller Gesinnung in das kleine Dorf und bot Zuwanderern aus anderen Tälern Südtirols und Oberitalien sichere Arbeitsplätze.¹¹ Firmenchef Pretz vergab in fürsorglich-paternalistischer Manier günstige Baugrundstücke und festigte damit die Bindung der Dorfbewohner an Unternehmen und Familie, oft in symbolischer Verknüpfung von Sakramentspende und kaum verbrämtem Servilismus, wie sich ein Zeitzeuge aus der Zeit nach 1950 erinnert:

„Auch das: Am Tag der Erstkommunion – diese wurde für die Kinder aller Sprachgruppen gemeinsam gefeiert – hat der Pretz den Erstkommunikanten nach der kirchlichen Zeremonie, im großen ebenerdigen Gang ein Frühstück spendiert, mit heißer Schokolade und Kuchen. Die Kinder saßen an einer langen weiß gedeckten Tafel. Wir Eltern waren auch dabei, aber nur zum Zuschauen.“¹²

Nach Leo von Pretz vermochten die Söhne die zunehmend unrentable Kartonagenfabrik nicht zu halten und büßten einen Großteil des Waldbesitzes und ihres Einflusses in Mittewald ein. An die Stelle der postständischen Patronage der Pretz trat bald nach 2000 spekulatives Interesse. Ein von der Familie veräußertes Wasserkraftwerk landete 2007 im Besitz einer Treuhandgesellschaft, hinter der Südtiroler Landespolitiker vermutet wurden. Die Ende 2011 einsetzenden gerichtlichen Ermittlungen zogen weite Kreise und brachten die Südtiroler Landesregierung, zumal Landeshauptmann Luis Durnwalder, in schwere Bedrängnis.¹³

Während sich also die „Sachsenklemme“, der nördlichste Vorposten der Gemeinde Franzensfeste, jüngst als zeitgenössisch redefinierter Erinnerungsort neu profilierte, war

das gleichfalls zu Franzensfeste gehörige Dorf Mittewald seit der Frühen Neuzeit fortwährend ein bemerkenswertes Labor sozialer Beziehungen und alpinen Industrialgeistes.

Südlich von Mittewald, am Ende der düsteren Eisackschlucht, die sich langsam gegen die Talweitung von Brixen öffnet, führte die Brennerstraße seit dem Mittelalter zu den Weilern Oberau und Unterau, deren Gasthöfe zum Aufenthalt einluden. Zwischen den beiden Weilern, inmitten der Au, entstand ab 1850 der spätere Hauptort Franzensfeste.¹⁴

Die Gebäude um den Bahnhof und die alten, ausgedehnten Gleisanlagen bilden heute eine geschlossene Siedlung links und rechts der Staatsstraße. Im Osten verschwindet die Brennerautobahn in einem Tunnel, der den Ort vom Transitverkehr entlastet. Auf der Staatsstraße überquert eine Brücke den am Brenner entspringenden Eisack; anschließend bilden im Westen das Bahnhofgebäude, das leicht derangierte Posthotel und Arbeiterhäuser ein Ensemble. Wenige 100 Meter südlich, links der Straße, formen das Rathaus, das Pfarrwidum, die Schule und die neoromanische, 1898 auf Betreiben von Sigismund Waitz errichtete Kirche einen weiteren Platz; südlich schließen weitere Häuser an.

Der Ortsteil vom Rathaus abwärts wurde früher im Volksmund „das Dorf“, das Quartier am Bahnhof dagegen „die Alm“ genannt, um eine Scheidelinie zwischen dem nördlichen Arbeiterviertel und dem besser situierten Süden zu markieren.¹⁵ Südlich des Dorfes beherrscht der Stausee das Sichtfeld: er wurde 1940 aufgestaut, um ein Großkraftwerk zu betreiben und überflutete das Dorf Unterau. Der Stausee bildete nach dem Bau der Festung (1833–1838) und der Bahnstation mit ihrem weiten Gleisareal (1867) das dritte Großprojekt auf dem Gemeindegebiet. Die namensgebende Franzensfeste beherrscht am Südufer des Sees den Blick und riegelt die Talsohle optisch ab.¹⁶ Die gigantische Anlage im „neudeutschen Stil“ des späten Vormärz, mit Respekt gebietenden Kasematten, beeindruckt durch riesenhafte Dimension und beinahe mimetische Ausnutzung des Geländes, in das die Festungswerke sorgsam eingepasst wurden. Natur und Festungsbauten gehen direkt ineinander über, der Granit der Fortifikation und die Felsenformationen wirken wie ein Amalgam. Das 20 Hektar große Areal der Franzensfeste wurde im Jahr 2000 vom Militär geräumt, seit 2005 schrittweise vom Land Südtirol und der Gemeinde übernommen, die es allmählich als Kunst- und Ausstellungsraum von hohem Rang nutzen.¹⁷

Festung und Bahnhof

Festung, Bahn und Stausee – Militär, Verkehr und Energie sind die Kraftfelder, die das Dorf seit seiner Entstehung beeinflussten. Statt der Prägungen bäuerlicher Landwirtschaft und später anschließenden Erwerbszweigen folgt die Dorfentwicklung anderen Koordinaten – mit einer Population, die nur zum kleinen Teil indigen war, sondern bestimmt blieb von Strömen der Zu- und Abwanderung, und mit einer politischen Mikrokultur, die so gar nicht den konservativen Mustern des Einzugsgebietes folgte. Wir betrachten kurz vier Entwicklungsschübe und anschließende Zäsuren, um dann ein kurzes Resümee zu ziehen, (1) den Festungsbau samt seinen Folgen, (2) den Bahnbau als Gründungsimpuls der Dorfentwicklung, (3) die Auswirkungen der Zugehörigkeit zu Italien und (4) den Umbruch seit dem EU-Beitritt Österreichs und dem Schengen-Abkommen 1995/98.

Der Festungsbau 1833 bis 1838 war ein Megaprojekt der Habsburgermonarchie, um die strategische Schlüsselstelle abzuriegeln, zeitlich im Einklang mit den großen, gegen

Frankreich gerichteten Festungsbauten im Deutschen Bund und im Süden der Monarchie, mit dem Fortifikationsgürtel an Rhein und Po.¹⁸ Mit größtem Aufwand an Mitteln und Menschen wurde die Festung in nur fünf Jahren im menschenleeren Eisacktal aus dem Boden gestampft. Die Investition erwies sich als militärisch vollkommen sinnlos. 40 Jahre zuvor, um 1800, hätte sie als strategischer Angelpunkt dienen können, so aber blieb ihr jede militärische Wirkung versagt. Immerhin wirkte die Großbaustelle nach 1830 als Konjunkturspritze gegen die anhaltende Pauperisierung, die dem Nahraum Eisacktal/Brixen seit 1830 zusetzte. Bauherr der Festung war die k. k. Geniedirektion, die physische Knochenarbeit leisteten Arbeiter aus dem nahen italienischsprachigen Trentino und dem kroatisch-slawonischen Raum. Die Bewegung riesiger Volumina von Erde und Stein und die punktgenaue Positionierung von Millionen Kubikmetern schweren Granits beschäftigten Tausende von Arbeitskräften. Die Zahl der am Bau Beschäftigten schwankte je nach Jahreszeit zwischen 3.500 und 4.600. In Einheiten von je 200 Mann eingeteilt unterstanden sie der Führung eines Offiziers. Das enorme Menschaufgebot lebte in Barackenlagern in Unterau sowie in den Nachbardörfern Vahrn und Aicha. Die mit Zulieferungen beauftragten Bauern, Handwerker und Gastwirte erlebten die von 1833 bis 1838 dauernde Bauzeit als unerhoffte Gunstphase; die Arbeiten forderten aber auch Dutzende von Todesopfern durch Unfälle und Krankheit. Die Festung verzeichnete mithin die einzigen ‚Gefallenen‘ während des Baus. Ihre feierliche Einweihung erfolgte am 18. August 1838 in Anwesenheit von Kaiser Ferdinand I., wobei der Fürstbischof von Brixen die Einsegnung vornahm.¹⁹

Die von Baumeister Franz von Scholl meisterhaft konzipierte Festung wurde rasch zur Sperre deklassiert, später zum Munitionsdepot herabgestuft, bis sie das italienische Verteidigungsministerium 2005 aus seinem Einflussbereich entließ. Die Franzensfeste war, wenn man so will, eines der größten Kunstwerke der Habsburgermonarchie, eine Landschaftsinstallation, die den Raum dramatisierte und aufwertete. Heute ist die Festung endlich als das erkannt und genutzt, was sie eigentlich ist: eine Form monumentaler Land-Art in Granit gebaut, 150 Jahre *ante* Christo, dem kalifornischen Meister der Landschaftstransformation.

Der Bahnhof Franzensfeste wäre ohne die bereits existierende Festung nicht in seiner Ausdehnung errichtet worden. Von der Fortifikation im Süden beschirmt, wurde die Bahnstation zugleich mit der Brennerbahn am 24. August 1867 eröffnet.²⁰ Der Festungsrayon deckte den Bahnknotenpunkt zwischen Nord und Süd, der 1871 auch um die Verbindung nach Osten, ins Pustertal und damit nach Wien, ergänzt wurde. Damit wurde in den leeren Raum zwischen den Weilern Ober- und Unterau ein Großbahnhof implantiert, dessen Größe auf der 250-km-Strecke Innsbruck–Verona nur von Bozen und Trient übertroffen wurde. Er war in seinen Ausmaßen zwar längst nicht so megaloman wie die Festung, aber gleichwohl überdimensioniert. Zudem war die Station Franzensfeste gut ausgestattet: Neben Wartesälen erster und zweiter Klasse erhielt sie ein gut geführtes, auch auf vornehme Reisende ausgerichtetes Bahnhofsbüffet. Prominente Reisende, die hier oft mehrere Stunden verweilten, gaben dem Ort einen Anflug von Weltläufigkeit, wiewohl mitunter von ironischen Untertönen durchsetzt. So wurde am 22. Juli 1873 über eine besonders exotische Durchreise berichtet:

„Nassr Eddin, der gegenwärtige Schah von Persien, bereist eben Europa und ist heute mit einem ihm vom Kaiser bis Ala entgegengesendeten Separathofzug 6 Uhr 22

Minuten abends hier durchgereist. [...] Er ist 40 Jahre alt und kam über Moskau nach Petersburg, dann Berlin, London, Paris, Genf, Turin und geht über Salzburg nach Wien zur ‚Weltausstellung‘.

Am Bahnhofs war eine Menge Menschen versammelt, viele giengen nach Franzensfeste, wo er zu Abend speiste. Er ließ sich im Restaurationssaal, wo er speiste, eine Bedürfnisstätte aufschlagen und benützte sie auch.“²¹

Abbildung 1: Bahnhofsgebäude von Franzensfeste/Forтеzza



(Fotografie: Hans Heiss)

[Abbildung siehe Druckfassung]

Rasches Wachstum bis 1914

Der Bahnhof förderte die Entstehung und Besiedlung des Dorfes. Es erhielt bereits zu Zeiten des österreichischen Kaisertums eine ethnisch durchmischte und stark fluktuierende Population. Beamte der Südbahn, Maschinisten, Stellwärter, Lokomotivführer, Geleisearbeiter, Bahnärzte und Dienstleister vieler Nationalitäten waren in Franzensfeste zeitweilig tätig.²² Sie kamen an in der Hoffnung, das raue, gesellschaftlich öde Dorf bald möglichst wieder verlassen zu dürfen, war es doch in ihren Augen nichts weiter als eine rasch zu durchlaufende Karrierestation.

Das Bevölkerungswachstum zwischen 1869 und 1910 spricht für sich: Kurz nach Bahneröffnung zählte man in der damals noch als „Mittewald“ firmierenden Gemeinde 314 Einwohner²³, deren Zahl bereits 1881 auf 466 anwuchs,²⁴ wobei die italienisch sprechende Population immerhin 41 erreichte. 1900 hielt die Gemeinde bereits bei 844²⁵ und legte bis 1910 auf 1.269 Personen zu.²⁶ Damit hatte Franzensfeste in 40 Jahren die Bevölkerung vervierfacht und hielt auf dem demografischen Höchststand seiner Geschichte; die zunächst starke Italiener-Präsenz war zur unsichtbaren Drei-Personen-Minderheit geschrumpft. Zusammenhalt stifteten Kirchen, Gewerkschaften und Parteiorganisationen. Die Tiroler

Sozialdemokratie gründete bereits 1895 einen ersten Ableger, die Bahngewerkschaft Freizeitvereine. Die besorgte Kirche hielt dagegen. Aus dem nahen Brixen schaltete sich der karrierebewusste Geistliche Sigismund Waitz (1864–1941) ein.²⁷ Er gründete 1898 einen katholischen Arbeiterverein christlichsozialer Prägung²⁸ und initiierte mit Hilfe adeliger Sponsoren wie der Baronin Irma Apor im selben Jahr den Bau einer Herz-Jesu-Kirche, die nach Plänen des Wiener Architekten Gustav Neumann in spätromanischem Stil errichtet wurde. Der in jenen Jahren neu reaktivierte Herz-Jesu-Kult war ein wichtiger Ausdruck der fortschreitenden Verkirchlichung und des christlichsozialen Missionierungsanspruchs.

Der Brixner Fürstbischof Simon Aichner weihte das Gotteshaus bereits am 29. Oktober 1899; am 31. Juli 1905 wurde Franzensfeste zur eigenen Pfarrei erhoben und löste sich damit aus dem bestehenden Verbund mit der Pfarre Mittewald.²⁹

Für das sozialpolitische Engagement des jungen Waitz war Franzensfeste ein wichtiges Testfeld, da es einen der wenigen Schauplätze unmittelbarer politischer Konfrontation zwischen Sozialdemokratie und den Christlichsozialen in Tirol darstellte, zumal der politische Katholizismus in der nahen Bischofsstadt Brixen einen ideologischen Brennpunkt hatte. Die kirchliche Hierarchie suchte das Entstehen einer konfessionell gemischten, kirchenfreien und weltanschaulich devianten Enklave unweit des kirchlichen Zentrums von Tirol energisch zu bekämpfen. Für den Aufstieg des zielstrebigem Geistlichen, der 1935 zum Erzbischof von Salzburg ernannt wurde, diente Franzensfeste als ein frühes Bewährungsfeld. Die Polarisierung war markant, das von sozialistischen Arbeitern bewohnte Bahnquartier wurde als „Judenviertel“ stigmatisiert.

Dennoch blieb die Sozialdemokratie in Franzensfeste tonangebend. Sie versammelte etwa zur Maifeier 1918 über 100 Mitglieder, zumeist Bahnbedienstete, wobei der aus Innsbruck angereiste Arbeitersekretär Eduard Ertl aus Innsbruck auf bessere Versorgung und baldigen Friedensschluss drängte.³⁰ Deutlich gereizter war die Stimmung bei einer „Konsumentenversammlung“ Ende August 1918, bei der, wie bereits im Mai, der Chefmagazineur der Südbahn, Adolf Berger, den Vorsitz führte. Die zunehmend kritische Ernährungslage bildete den Hauptgegenstand der Erörterungen, die allerdings frei von Agitation blieben, wie der Vertreter der Bezirkshauptmannschaft anerkennend festhielt:

„Alle Personen, welche das Wort ergriffen haben, sprachen ruhig und sachlich; Gehässigkeiten und Anschuldigungen wurden nicht laut. Ein Anlass zu irgendwelchem Einschreiten war nicht geboten. Die Versammlung wirkte eher beruhigend auf aufklärend auf die Anwesenden.“³¹

Demografischer und ethnischer Wandel nach dem Ersten Weltkrieg

Die Abtretung Südtirols an Italien 1919 änderte die Situation grundlegend. Der Austausch der Bahnarbeiter und Beamten der Südbahngesellschaft war durchgreifend. Sie verloren in den nun von Italien betriebenen *Ferrovie dello Stato* zum größten Teil ihre Stellen; vielen wurde die italienische Staatsbürgerschaft verweigert. Ein großer Eisenbahnerstreik war

1921 ein später Protest gegen den aufziehenden Faschismus, vor allem aber gegen den italienischen Staat, der auf Entlassung der deutschsprachigen Eisenbahner drängte. Vier Wochen lang stand im April 1921 der gesamte Bahnverkehr zwischen Innsbruck und Verona still; die Regierung konterte mit der Entlassung von 10.000 streikenden Bahnarbeitern. Manche italienische Bahnarbeiter unterstützten im *Biennio rosso* den Widerstand gegen die soziale und nationale Deklassierung der deutschsprachigen Kollegen und beschimpften eigene Landsleute in Uniform – Heizer der Kriegsmarine –, die von der Regierung als Streikbrecher an der Brennerstrecke eingesetzt wurden. Adolf Berger jun. (1902–1990), Sohn des sozialdemokratischen Chefmagazineurs, erinnerte sich noch in hohem Alter: „Da waren viele Sozis dabei, wir haben auf den Schienen gesessen und die Internationale zusammen gesungen, jeder in seiner Sprache.“³² Die kämpferische Solidarität ging sogar weiter: „Unsere welschen Sozis haben sie [die Faschisten] verprügelt, weil sie zu den Marinesoldaten auf die Loks gestiegen sind und denen geholfen haben.“

Ab Sommer 1921 begannen jedoch die Dienstenthebungen wegen fehlender Staatsbürgerschaft; im November waren bereits zahlreiche Eisenbahnerfamilien nach Nordtirol ausgereist, darunter auch die Familie Berger, die vorerst ein Jahr lang in einem abgestellten Waggon auf dem Innsbrucker Güterbahnhof logierte. Adolf Berger sen. wurde bereits 1922 in den Innsbrucker Stadtrat gewählt und bemühte sich intensiv um Arbeitsmöglichkeiten für die ausgewanderten Eisenbahnerkollegen. Bis 1923 emigrierten 150 der 245 in Mittelwald und Franzensfeste wohnhaften Eisenbahnerfamilien;³³ auswärtige Beobachter stellten bereits Ende 1921 fest, Franzensfeste sei „ein halbtalienischer Ort“³⁴ geworden. Als die Familie Berger zehn Jahre später die alte Heimat Franzensfeste erstmals wieder besuchte, war sie völlig überrascht: „Wir haben das Dorf nicht wiedererkannt, alle sprachen italienisch.“

Bei den Wahlen zum Parlament in Rom am 21. April 1921, die anderthalb Jahre vor der faschistischen Machtergreifung stattfanden, bewies sich Franzensfeste trotz ethnischer Blockbildung letztmalig als eine Bastion der Sozialdemokratie: Von den 237 Wählern entschieden sich zwar 133 für den „Deutschen Verband“, den Wählerblock von Tiroler Volkspartei, Christlichsozialen und Liberalen, immerhin 99 Wahlberechtigte votierten aber noch für die Sozialdemokraten.³⁵

In Franzensfeste wurde nach der Stadt Bozen am 12. Juni 1921 die zweite Sektion der faschistischen Partei in der neu eroberten Provinz mit drei *Squadre d'azione* gegründet.³⁶ Der *Fascio di Fortezza* war gleichfalls über die Bahn als einer wichtigen Einfallspforte des Faschismus vermittelt worden. Schon bald unternahm die militante Neugründung ihre erste Expedition ins nahe Brixen, um den 1916 zur Fürsorge für Kriegswitwen und -waisen aufgestellten „Adler im Eisen“, mithin ein Relikt aus österreichischer Zeit, zu demolieren, woran sie aber die herbeieilenden Carabinieri hinderten.

Unter dem politischen Sekretär Giovanni Dovera³⁷ stabilisierte sich der örtliche Fascio um klassische Einrichtungen faschistischer Sozialpolitik wie *Dopolavoro* und *Opera Nazionale Balilla*. Ihre Präsenz erschien umso notwendiger, da sich in Franzensfeste weiterhin Eisenbahner aufhielten, die ob ihrer linken Sympathien strafweise in das ‚kalte Nest‘ im Norden transferiert worden waren. So wurde der seit Juli 1926 als Magazineur nach Franzensfeste versetzte Taddeo Cappelli im Jänner 1928 auf dem Bahnhof Bozen dabei ertappt, wie er auf eine Baracke „Via va il mostro Mussolini“ („Weg mit dem Monster Mussolini“) schrieb, worauf er sofort versetzt und unter Polizeibewachung gestellt wurde.³⁸

Die anhaltende Instabilität und hohe Fluktuation der Bevölkerung festigten die Bedeutung der ortsansässigen Honoratioren, deren Insiderwissen und Kennerschaft der lokalen Verhältnisse ihnen zumindest untergründigen Einfluss sicherten. Der am Bahnhof tätige Inhaber des „Posthotels Reifer“, Johann Wild, schaltete sich als Vermittler von Holzlieferungen und Lebensmittel ein, bewirtete örtliche Partei- und Organisationsgründen und wirkte als Mittler zwischen örtlicher Lebenswelt und dem Partei- und Bahnambiente.³⁹

Die historische Erfahrung der Mediation und die hohe Diskontinuität am Ort begünstigte langfristig den politischen Einfluss der Postwirte: Zwischen 1943 und 2010 waren sie in zwei Generationen, über 50 Jahre lang, als Vizebürgermeister und Bürgermeister tätig. Trotz exogener Durchzeichnung des Dorfes stärkte die hohe Fluktuation in paradoxer Weise die Position einheimischer Honoratioren. Sie erlebten auch die Italianisierung und Faschisierung von Franzensfeste, im Gegensatz zu anderen Orten Südtirols, als weniger traumatisierend. Da das dörfliche Umfeld seit jeher von außen gesteuert war, erschien die Präsenz der Schwarzhemden nur als weitere Variante des Fremden, als der dörflichen Logik vertrauter und zu bewältigender Code.

1939 konnten sich die deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler aufgrund eines Abkommens zwischen NS-Deutschland und Italien für die Beibehaltung der italienischen Staatsbürgerschaft oder für die Annahme der deutschen und die Abwanderung ins Reich entscheiden.⁴⁰ Die Option spaltete die Bevölkerung der Provinz Bozen in die große Mehrheit der Optanten für Deutschland und die kleine Minderheit der „Bleiber“, die als Kollaborateure und Italienerfreunde stigmatisiert und auch verfolgt wurden. In Franzensfeste unterschied sich das Optionsergebnis kaum von den plebiszitären Pro-Deutschland-Ergebnissen in den meisten anderen Gemeinden Südtirols. Auch in Franzensfeste votierten annähernd 90 Prozent der „volksdeutschen“ Optionsberechtigten für die deutsche Staatsbürgerschaft.⁴¹ Die Abwanderung erfolgte in Franzensfeste zügiger als in anderen Gemeinden, da die meist nicht mit Liegenschaftsbesitz oder größeren Vermögen ausgestatteten Deutschland-Optanten leichter abwanderten und über den Brenner zogen. An der Stelle der Abwanderer ließ sich ein neuer Arbeiterstamm im Dorf nieder, die Bauarbeiter, die südlich des Dorfes an der Festung den neuen Staudamm für ein Großkraftwerk aufführten.⁴²

Tabelle 1: Bevölkerung und Sprachgruppen in Franzensfeste⁴³

	<i>Deutsche/Ladiner</i>	<i>Italiener</i>	<i>Gesamt</i>
1939	649	548	1.197
1943	356	1.006	1.362

Die Wende des Krieges ab 1942 trug vermehrt auch Resistenz und Widerstand in die Eisenbahnerkolonie Franzensfeste.⁴⁴ Nach dem 8. September 1943, dem italienischen Waffenstillstand, versorgten die Eisenbahner bestmöglich das Heer der 400.000 italienischen Militärinternierten,⁴⁵ die die Deutschen in Viehwaggons nach Norden schleusten; sie erleichterten dabei auch heimlich Versorgungszüge um Lebensmittel und Kriegsgüter.⁴⁶ Die Franzensfeste selbst erlebte damals den Höhepunkt ihrer Geschichte, als in ihren

Kasematten im November 1943 über 100 Tonnen Goldbarren der *Banca d'Italia* eingelagert wurden, die für die Reichsbank in Berlin bestimmt waren und zum Teil den Weg in die Schweiz fanden, zum Teil aber auch von den beeindruckten Alliierten im Mai 1945 geborgen wurden.⁴⁷ Seither bildet das „Gold von Franzensfeste“ in Erzählungen und populären Darstellungen einen unerschöpflichen Lokalmythos, der Vermutungen und Hoffnungen belebt und zur Selbstachtung des Ortes wesentlich beiträgt.⁴⁸

Die zunehmenden Bombenangriffe der Alliierten erfassten ab 1944 auch das Dorf an der Bahnstrecke, die wichtigste Nachschublinie für die deutschen Truppen in Italien. Franzensfeste musste noch im April 1945 mehrere Volltreffer auf die Kirche und das Rathaus hinnehmen; dabei wurde auch das Gemeindearchiv zerstört.⁴⁹

Revival nach 1945

Nach dem Krieg durchlief Franzensfeste mit dem ab 1950 rasch auflebenden Reise- und Handelsaufkommen ein enormes Revival. Mit dem bis 1960 im Vergleich zur Straße bei weitem vorherrschenden Bahntransit wurde das Personal der Ferrovie verstärkt und die Zollstellen ausgebaut; auch Finanzpolizei und Speditionen expandierten. Dank des jährlich sprunghaft wachsenden Handelsumschlags und großer Viehtransporte kehrte im Ort Goldgräberstimmung ein.

Die *Boomtown* Franzensfeste erhielt nun auch einen neuen Populationsdurchsatz, der vor allem durch Bahnarbeiter und Beamte aus dem damals bettelarmen Veneto im italienischen Nordosten geprägt war. Die arbeitsamen Zuwanderer aus dem Veroneser Raum und dem Überschwemmungsgebiet des Po trugen Teile ihrer ländlichen Lebenskultur nach Franzensfeste und entwickelten großteils gutes Auskommen mit den Einheimischen. Spürbar blieben Ressentiments aus den Kriegsjahren, als der deutsche Zugriff auf die strategisch wichtige Franzensfeste besonders spürbar gewesen war. Dies wirkte sich etwa in der strikten Segregation bestimmter Eisenbahner-Häuser, die sich gegenüber dem deutschsprachigen Umfeld abschotteten, aus. Dario Massimo (geb. 1950), in diesem Umfeld aufgewachsen, entwickelt hierzu plausible Hypothesen:

„Vielleicht war dieser Umstand auf den Krieg zurückzuführen, der allen Hass und Zorn eingeflößt hatte und in jener Generation noch nicht abgeklungen waren. [...] Den Erwachsenen, die in einer Art körperlichen und geistigen Ghetto eingeschlossen waren, wurden weder Möglichkeiten geboten, noch hegten sie große Lust, sich mit der Welt neben der ihren zu konfrontieren. Diese Welt bestand nämlich aus Bauern und kleine, unbedeutenden Hotelbesitzern, die zwar Grund und Wälder besaßen, [...] die sich aber genauso anstrengen mussten, um sich das tägliche Mittag- und Abendessen zu sichern.“⁵⁰

Die politischen Milieus polarisierten sich scharf zwischen einer rechten Minderheit, die der faschistischen Nachfolgepartei MSI anhing, und einer deutlich stärkeren Präsenz von *Partito Socialista* und *Partito Comunista*, die auch den Gemeinderat prägte. Als einzige Gemeinde in Südtirol hatte Franzensfeste zwischen 1952 und 1982 einen sozialistischen Bürgermeister, den perfekt zweisprachigen PSI-Mann und Schuldirektor Oddo Bronzo,

der im Verein mit dem konzilianen Postwirt und SVP-Vertreter Josef Wild Stabilität im Wandel verbürgte.

Die Bevölkerung erreichte bis 1981 eine Gesamtzahl von 1.130 und war 1971 zu 60 Prozent unter 29 Jahre alt. Der italienischsprachige Anteil erreichte 1971 gleichfalls einen Spitzenwert von 55 Prozent und sank erst 1981 unter die 50-Prozent-Marke.

Zwischen 1960 und 1980 wuchs das Selbstbewusstsein des Ortes durch hohe Zuwachsraten im Transit, die bei örtlichen Unternehmen für erheblichen Wohlstand und Gewinnmargen sorgten, während auf der Seite der Arbeiterschaft die ab 1963 spürbaren Lohnzuwächse Zufriedenheit verbürgten. Bahnbeamte und -arbeiter konnten überdies mit Grenzzulagen rechnen, die die Einkommen zusätzlich erhöhten, während die Wohnungskosten in den Arbeiterhäusern auf relativ niedrigem Niveau verblieben. In dieser Phase relativer Stabilität gab auch die zuvor hohe Fluktuation deutlich nach. Man war gerne in Franzensfeste, da der Ort auch Lohnabhängigen höhere Chancen zur Vermögensbildung als an anderen Dienststellen bot. Das eingesessene kleine Besitzbürgertum von Gastwirten, Handwerkern, Lebensmittel- und Holzhändlern pflegte relativ entspannten Umgang mit der ausschließlich italienischen Arbeiterschaft. Die Schwellen der Ethnizität lagen relativ niedrig, wirkten wenig belastend und wurden vor allem unter Jugendlichen durch ein gemeinsames *Border*-Gefühl bewältigt.

Krisen und Neuperspektivierung

Mit der wachsenden EU-Integration ab 1990 und dem Beitritt Österreichs zur Gemeinschaft schlug das Pendel jedoch unnachsichtig um. Ab 1995 wurden die Dienststellen von Zoll- und Finanzpolizei sprunghaft abgebaut; auch die Spediteure zogen ab, sodass die Population in den 20 Jahren zwischen 1981 und 2001 von 1130 auf 892 einbrach. Ebenso gravierend war der Alterungs- und Individualisierungsschub, der die Zahl der über 60-jährigen und der Einzelhaushalte deutlich über Landesmittel steigen ließ.

Tabelle 2: Bevölkerung und offizielle Sprachgruppen (in Prozent) in Franzensfeste⁵¹

	<i>Deutsch</i>	<i>Italienisch</i>	<i>Ladinisch</i>	<i>Gesamt</i>
<i>1991</i>	53,81	44,11	2,08	915
<i>2001</i>	57,82	40,69	1,49	892
<i>2011</i>	59,63	38,51	1,86	982

Parallel hierzu verstärkte sich der Anteil der Deutschsprachigen, die bereits 1991 54 Prozent, 2001 knapp 58 Prozent und 2011 fast 60 Prozent erreichten, während die vormals klar überwiegenden Italiener auf zunächst 44 Prozent, 2001 auf rund 41 Prozent zurückfielen und 2011 erstmalig die 40-Prozent-Marke unterschritten. Die Kontraktion und strukturelle Verarmung verlief umso auffallender, als sich im selben Zeitraum das Südtiroler Umfeld in Vollbeschäftigung und Pro-Kopf-Einkommen an die italienische Spitze schob. Diese

Situation weckte eine merkwürdige Stimmungslage zwischen Gereiztheit und Depression, zumal die politisch geschwächte Gemeinde Entsorgungseinrichtungen wie eine Bezirks-Mülldeponie übergestülpt erhielt.

Erst um 2005 zeichneten sich neue Entwicklungstrends und Perspektiven ab, die trotz aller Widersprüchlichkeit vitale Impulse generieren. Zum einen erfuhr die Multiethnizität des Dorfes in kurzer Frist einen sprunghaften Schub: An die Stelle der italienischen Abwanderer traten vor allem außereuropäische Migranten, die den günstigen Wohnraum des Dorfes und seine Verkehrsanbindung als Vorzüge entdeckten. 2010 lebten 180 ausländische Bürger aus 22 Nationen in Franzensfeste, mit Pakistan, Marokko, Bangladesch, Albanien und Mazedonien in führender Position.⁵² Das Dorf hat damit unter allen Gemeinden Südtirols den höchsten Ausländeranteil und damit die Talsohle demografischer Depression durchschritten. Die Kohabitation im dörflichen Umfeld ist zwar nicht einfach, aber aufgrund der traditionellen Durchmischung von Franzensfeste halten sich Konfliktpotenziale in Grenzen. Während in anderen Dörfern Südtirols mit hohem Ausländeranteil Spannungen konstant spürbar sind, durchzieht Franzensfeste ein Habitus freundlicher Resignation, mitunter auch von Ansätzen gegenseitiger Integration.⁵³

Zugleich beflügelt ein neues Großprojekt Hoffnungen im wirtschaftlich abgesackten Dorf. Der Bau des Brennerbasistunnels (BBT), eines 56 Kilometer langen Eisenbahntunnels, der vor allem für den Güterverkehr zwischen Franzensfeste und Innsbruck bestimmt ist,⁵⁴ erscheint als Vorhaben, dessen Dimension würdig an den Bau der Festung anschließt. Bis 2024 soll der Tunnel in Betrieb gehen, die bisher veranschlagte Bausumme bei rund neun Milliarden Euro liegen. Auch wenn längst nicht gesichert ist, dass das Mega-Projekt BBT inmitten der europäischen Schulden- und Finanzkrise jemals vollendet wird, zumal trotz Abschluss der Planungen der Bau noch nicht begonnen hat, steht fest, dass das Dorf bereits jetzt von einer erheblichen Mittelausschüttung profitiert.⁵⁵ Der im Bau befindliche Info-Point mit wachsenden Besucherzahlen rücken Franzensfeste neuerdings in den Fokus großräumiger Interessen und Finanzströme. Das Dorf erweist sich als Nervenzentrum der Globalisierung, als Testfeld künftiger Tendenzen, die auf seinem engen Raum markant und in emotionaler Kraft hervortreten.⁵⁶

Anmerkungen

- 1 Vgl. Katharina Raabe/Monika Sznajdermann (Hg.), *Last & Lost. Ein Atlas des verschwindenden Europas*, Frankfurt am Main 2006.
- 2 Katharina Raabe/Monika Sznajdermann, Vorwort, in: Dies., *Last & Lost*, 9–13, hier 9.
- 3 Vgl. Hanns Haas, *Das süd-mährische Dorf Hnanice/Gnadlersdorf. Drei Dörfer in einem Lustrum 1945–1950*, in: Hanns Haas/Ewald Hiebl (Hg.), *Politik vor Ort. Sinnggebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2007)*, 107–148.
- 4 Vgl. Martin P. Schennach, *Revolve in der Region. Zur Tiroler Erhebung von 1809 (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs, Bd. 16)*, Innsbruck 2009, 130 f.
- 5 Vgl. Karl Schadelbauer, *Zum Namen „Sachsenklemme“*, in: *Der Schlern* 5 (1924), 94.
- 6 „Thüringer“- oder Sachsenklemme?, in: *Dolomiten*, 11.8.2009, 23.
- 7 Vgl. ersatzweise für die fehlende Dorfgeschichte: Engelbert Auckenthaler, *Geschichte der Höfe und Familien von Mittelewald und Mauls (Schlern-Schriften, Bd. 122)*, Innsbruck 1955, 9–38.
- 8 Vgl. Raimund von Klebelsberg, Josef v. Pretz +, in: *Der Schlern* 15 (1934), 51–53.

- 9 Ausführliche Beschreibung der Fabrik in der autobiografischen Mittewald-Reportage von Siegfried Nitz, dazwischen, Bozen 2004, 71–85.
- 10 Vgl. Claus Gatterer, Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien, Wien/Frankfurt/Zürich 1968, 866 und 870 f.
- 11 Vgl. Nitz, dazwischen.
- 12 Ebd., 35.
- 13 Auswahl aus der Berichterstattung: „Stein an Stein“ begräbt SEL-Spitze, in: Dolomiten, 8.11.2011, 13; Die Abberufung, Die Neue Südtiroler Tageszeitung, 9.11.2011, 3; Tiefe Abgründe, in: ff. Das Südtiroler Wochenmagazin, 10.11.2011, 14–21.
- 14 Überblick zur Dorfentwicklung bei Hans Kramer, Beiträge zu einer Chronik der Franzensfeste, in: Der Schlern 31 (1957), 152–165.
- 15 Vgl. Dario Massimo, Eisblumen am Fenster. Erzählungen aus Franzensfeste, Brixen 2011, 71–78.
- 16 Vgl. Christoph Hackelsberger, Die k.k. Franzensfeste. Ein Monumentalwerk der Befestigungskunst des 19. Jahrhunderts, Berlin 1986 und die populäre, kenntnisreiche Darstellung Dario Massimo, Die Franzensfeste, Brixen 2007.
- 17 Anschaulich: Josef Rohrer, Die Franzensfeste. Für einen Feind, der nie kam. Geschichte eines imposanten Bauwerks, hg. von der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, Abt. Denkmalpflege, Bozen 2008 und Josef Urthaler/Andrea Pozza/Christina Niederkofler (Hg.), Metamorphosis. Wiedergewinnung der habsburgischen Festung in Franzensfeste und der ehemaligen Aluminiumfabrik in Bozen Süd, Milano 2009.
- 18 Zum strategischen Rahmen vgl. Hackelsberger, Die k.k. Franzensfeste, 12–14.
- 19 Ausführlich geschildert im Bote von und für Tirol und Vorarlberg, 27.8.1838, Nr. 69, 274 f.
- 20 Vgl. Kramer, Chronik der Franzensfeste, 159.
- 21 Hans Heiss/Hermann Gummerer (Hg.), Brixen 1867–1882. Die Aufzeichnungen des Brixner Färbermeisters Franz Schwaighofer (Transfer Kulturgeschichte, Bd. 1), Bozen/Wien 1994, 113.
- 22 Vgl. Kramer, Chronik der Franzensfeste, 153.
- 23 Orts-Repertorium der gefürsteten Grafschaft Tirol und Vorarlberg auf Grundlage der Volkszählung vom 31. December 1869 bearbeitet von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien, Innsbruck 1873, 14.
- 24 Special-Orts-Repertorien der im österreichischen Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Herausgegeben von der k.-k. statistischen Central-Commission. VIII. Tirol und Vorarlberg, 21 f.
- 25 Gemeindelexikon von Tirol und Vorarlberg, bearbeitet auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900. Herausgegeben von der k. k. statistischen Zentralkommission, Wien 1907, 30.
- 26 Spezialortsrepertorium der österreichischen Länder. Bearbeitet auf Grund der Volkszählung vom 31. Dezember 1910. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Zentralkommission. VIII. Tirol und Vorarlberg, Wien 1917, 22.
- 27 Vgl. Josef Gelmi, Sigismund Waitz als Seelsorger und Theologieprofessor (1886–1913), in: Helmut Alexander (Hg.), Sigismund Waitz. Seelsorger, Theologe und Kirchenfürst, Innsbruck/Wien/Bozen 2010, 59–100, hier 67–69.
- 28 Vgl. Kramer, Chronik der Franzensfeste, 162.
- 29 Diözesanarchiv Brixen, Ordinariatsakten, Entwurf für die Stiftung und Errichtung der Pfarre Franzensfeste, 6. April 1905.
- 30 Bericht des Bezirkskommissärs Nikolaus Ritter Exeli über die in Franzensfeste am 1.5.1918 stattgefundene öffentliche Vereinsversammlung des sozialdemokratischen Wählervereines von Franzensfeste, 2.5.1918, in: Oswald Überegger (Hg.), Heimatfronten. Dokumente zur Erfahrungsgeschichte der Tiroler Kriegsgesellschaft im Ersten Weltkrieg (Tirol im Ersten Weltkrieg. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. 6/1), Innsbruck 2006, 142 f.
- 31 Bericht des gefertigten k. k. Bezirkskommissärs Nikolaus Ritter Exeli von Adlerhuld in Brixen über den Verlauf der am Donnerstag, den 29.8.1918 um 1/2 9 Uhr abends im Gasthofe Reifer in Franzensfeste stattgehabten allgemein zugänglichen Konsumentenversammlung, 29. 8. 1918, in: Überegger (Hg.), Heimatfronten, 363–365.
- 32 „Wir haben das Dorf nicht wiedererkannt“, in: Benedikt Erhard (Red.), Option-Heimat-Opzioni. Eine Geschichte Südtirols. Una Storia dell'Alto Adige, hg. vom Tiroler Geschichtsverein, Bozen 1989, 28 f., dort auch die folgenden Zitate.
- 33 Vgl. Stefan Lechner, „Die Eroberung der Fremdstämmigen“ (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Bd. 20), Innsbruck 2005, 53.

- 34 Paul Herre, *Die Südtiroler Frage. Entstehung und Entwicklung eines europäischen Problems der Kriegs- und Nachkriegszeit*, München 1927, 194.
- 35 Vgl. Oswald Überegger, *Freienfeld unterm Liktorenbündel. Eine Fallstudie zur Geschichte der Südtiroler Gemeinden unter dem Faschismus*, Innsbruck 1996, 61.
- 36 Vgl. Lechner, „Eroberung der Fremdstämmigen“, 92 f.
- 37 Ebd., 378.
- 38 Ebd., 445.
- 39 Interview des Verfassers mit dem Sohn Josef Wild (1909–1987), 21.10.1987.
- 40 Vgl. Erhard, *Option-Heimat-Opzioni*.
- 41 Das durch den NS-beeinflussten „Völkischen Kampfring Südtirol“ angegebene Ergebnis für Franzensfeste betrug 92,6% für die Deutschland-Option; das Resultat ist allerdings propagandistisch aufgebläht und daher deutlich zu relativieren, vgl. Erhard, *Option-Heimat-Opzioni*, 167.
- 42 Vgl. Laura Facchinelli, *Ein Wasserkraftwerk für die Eisenbahn*, in: Flavio Schimenti/Laura Facchinelli, *Fortezza-Franzensfeste. Die Festung, die Eisenbahn, das Dorf, Franzensfeste 1998*, 83–86.
- 43 Vgl. Kramer, *Chronik der Franzensfeste*, 153.
- 44 Vgl. die Hinweise bei Margareth Lun, *NS-Herrschaft in Südtirol. Die Operationszone Alpenvorland 1943–1945* (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 2), Innsbruck u.a. 2004, 372.
- 45 Vgl. Gabriele Hammermann, *Zwangsarbeit für den „Verbündeten“*. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943–1945 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 99), Tübingen 2002.
- 46 Vgl. Massimo, *Eisblumen am Fenster*, 93 f. „Die Eisenbahngestellten sabotierten und klauten alles, was sie in die Finger kriegten, und zwar nicht aus ideologischen Gründen, sondern mehr aus dem allesumfassenden Hunger heraus. Ein starker Stoß einer Rangiermaschine an eine Reihe Waggons genügte, um sie gegen die Puffer eines stillgelegten Geleises zu rammen, woraufhin die Ladung zerschmettert und überallhin verteilt wurde. Dann räumte man alles wieder auf. Eine perfekte Gelegenheit, etwas mitgehen zu lassen, so beispielsweise eine Kiste, einen Sack oder irgendetwas, das irgendetwas enthielt, das wohl irgendwie von Nutzen sein konnte: Metall, Leder, Gemüse, Obst und Käse.“
- 47 Vgl. Lun, *NS-Herrschaft in Südtirol*, 85–87.
- 48 Vgl. Massimo, *Die Franzensfeste*, 97–120.
- 49 Vgl. Lun, *NS-Herrschaft in Südtirol*, 279–282 und 284–286.
- 50 Massimo, *Eisblumen am Fenster*, 56 u. 58.
- 51 *Autonome Provinz Bozen-Südtirol – Landesinstitut für Statistik* (Hg.), *Statistisches Jahrbuch für Südtirol 2011*, Bozen 2011, 91 und Ludwig Grasl, *Sprachgruppen unverändert*, in: *Erker 24* (2011) H. 6, 10 f.
- 52 Renate Breitenberger, *Die Multikulti-Gemeinde*, in: *Erker 23* (2011) H. 8, 12–16.
- 53 Vgl. Annemarie Profanter/Claudia Lintner, *Zusammen und weniger getrennt. Eine wissenschaftliche Analyse des interkulturellen Zusammenlebens in Franzensfeste*, Brixen 2011.
- 54 Vgl. Jutta Kusstatscher (Hg.), *Tunnelblick. Der Brennerbasistunnel. Fakten – Argumente – Meinungen*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008.
- 55 Hierzu das Statement von Johann Wild, 1990–2010 Bürgermeister von Franzensfeste: „Man braucht sich nicht zu fürchten“, in: *Die Neue Südtiroler Tageszeitung*, 1.12.2006, 17 und *Fortezza*, un’incognita chiamata tunnel, in: *Corriere dell’Alto Adige*, 12.9.2007, 2.
- 56 Vgl. Gertrud Lehnert (Hg.), *Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung* (Metabasis, Bd. 5), Bielefeld 2011.

Die „Oberen“ und die „Unteren“

Eine Fallstudie zur Dorfpolitik in Niederösterreich zwischen Monarchie und Gemeindereform (1900–1960)

Einleitung

Am Beginn steht eine scheinbar banale Behauptung: Politik im Dorf unterscheidet sich von überlokaler Politik. Sie folgt häufig eigenständigen Mustern und gehorcht mitunter anderen Gesetzen als die Politik auf überlokaler Ebene.¹ Politik im Dorf ist eingebettet in komplexe soziale Beziehungsnetze. Sie zeichnet sich aus durch eine geringe persönliche Distanz zwischen Politikern und Gemeindebevölkerung sowie durch eine profunde Kenntnis des sozialen, familiären, kulturellen Herkommens der jeweiligen Mandatäre. Sie wird in der Regel von einander gut bekannten Personen betrieben. Der Dorfpolitiker wird nicht als in verschiedene Funktionen getrennt, sondern etwa auch als Nachbar, Kunde, Vereinsmitglied, Kirchen- und Wirtshausbesucher wahrgenommen. Öffentliche Funktion und privates Leben sind im Dorf enger verwoben als in der Stadt, und private Konflikte sind im Dorf vielfach auch Gegenstand der politischen Auseinandersetzung.²

Dennoch findet Politik vor Ort nicht unabhängig von der „großen Politik“ statt. Lokalpolitik und „große Politik“ treten stets auch miteinander in Beziehung; die „kleine Politik“ eignet sich die „große“ auf je spezifische Weise an, und manchmal reagiert die große auf die kleine Politik.

Das Phänomen Dorfpolitik darf aber nicht als ahistorische Konstante verstanden werden. Es unterlag im Laufe der Zeit noch wenig untersuchten Wandlungsprozessen und kann auch nicht als Spielart oder bloßer Vorläufer der Bürgerlisten angesehen werden.³ Die Spezifika der Dorfpolitik blieben auch hierzulande lange Zeit außerhalb der Aufmerksamkeit der historischen Forschung. Blendet die traditionelle Heimatforschung den Bereich der konfliktträchtigen Politik vielfach aus, so operiert die sozialwissenschaftlich ausgerichtete Regionalgeschichte, zumindest was die Geschichte des 20. Jahrhunderts betrifft, zumeist mit großformatigen Politikmodellen, die sich an der Lagertheorie Adam Wandruszkas orientieren und insbesondere die modernen Massenparteien im Blick haben.⁴ Angestoßen durch die kulturwissenschaftliche Wende in den frühen 1990er Jahren, entstanden in Österreich vor allem im Umfeld von Hanns Haas,⁵ ferner unter anderem durch Ernst Langthaler und den Verfasser mikrohistorisch angeleitete Studien, welche die Eigenarten lokaler Politik schärfer in den Blick nahmen und sie im zeitlichen Verlauf wie in ihrer Verflechtung mit der „großen“ Politik analysierten.⁶

Die folgende Untersuchung widmet sich einem „außergewöhnlichen Normalfall“.⁷ Im Rahmen der Beschäftigung mit der Geschichte der kleinen Gemeinde Münichsthal im

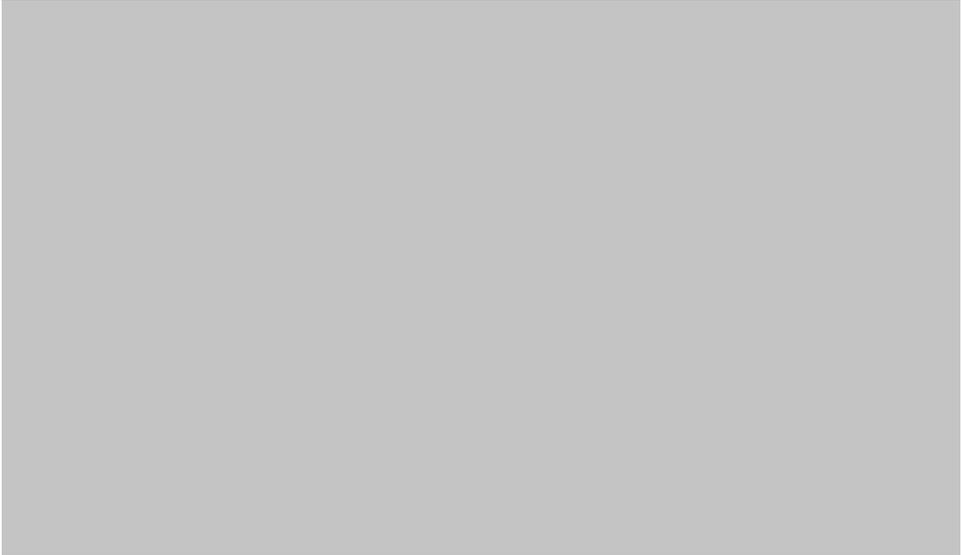
Osten Niederösterreichs war ich auf zwei ethnisch und weltanschaulich gleichartige Bevölkerungsgruppen gestoßen, deren Rivalitäten die Dorfpolitik über mehrere Generationen geprägt haben. Einziges Unterscheidungskriterium schien zunächst der Ortsteil zu sein: Oberort oder Unterort.

Ausgehend von dieser Konfliktgeschichte möchte die Arbeit einen Beitrag für eine konkretere Fassung des Phänomens Dorfpolitik leisten. Nach einer kurzen Vorstellung der Untersuchungsgemeinde stehen folgende Fragen im Zentrum: Wer waren die Akteure und Akteurinnen der Dorfpolitik, und wie konstituierten sich die beiden und eventuell noch weitere politisch relevante Gruppen in Münichsthal? Wie gestaltete sich die Ankunft des dorffremden Systems der Parteipolitik in lokalen Lebenswelten? Wie wurden diese Interventionen „von außen“ und „von oben“ von der Dorfpolitik aufgenommen und verarbeitet, und wie reagierte umgekehrt das „System“ auf den „Eigensinn“ der „Lebenswelt“⁸ – insbesondere im Zusammenhang mit den großen politischen Zäsuren 1918, 1934, 1938 und 1945? Was bedingte das Ende dieser Form von Dorfpolitik? Ein Resümee widmet sich der Beantwortung dieser Fragen.

Der Untersuchungsgegenstand

Die Gemeinde Münichsthal liegt etwa 25 Kilometer nördlich von Wien und war bis in die 1960er Jahre kleinbäuerlich geprägt. 1934 zählten knapp drei Viertel der Bevölkerung zur Land- und Forstwirtschaft, bis 1961 waren es noch mehr als die Hälfte (56 Prozent). Dabei spielte der Weinbau eine wichtige Rolle. 1934 wies der Ort 635 Einwohner/-innen auf, 1961 war er durch Abwanderung vor allem nach Wien auf 525 geschrumpft. Die Kleinheit der Betriebe erforderte den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte auf den Märkten in der nahen Großstadt. Der kleine arbeiterbäuerliche Teil der Bevölkerung war zumeist bei der Eisenbahn in Wien beschäftigt. Politisch-weltanschaulich war Münichsthal, wie das gesamte Viertel unter dem Manhartsberg, konservativ-katholisches Kerngebiet. Bei den Nationalratswahlen (1919–1930) kam die Christlichsoziale Partei stets auf zumindest drei Viertel der gültigen Stimmen.⁹

Abbildung 1: Der Gemeinderat von Münichsthal 1919 nach der alljährlichen Umschreibung der Gemeindegrenzen mit dem „oberen“ Wirt



(Sammlung Konrad Habelt)

[Abbildung siehe Druckfassung]

Die Konkurrenz zwischen „Oberen“ und „Unteren“ reichte bis ins 19. Jahrhundert hinein. Schon damals wechselte das Bürgermeisteramt zwischen den Vertretern dieser Ortsteile. Unmittelbar vor 1918 dominierten etwa noch die „Oberen“, danach – und zwar bis 1938 – schlugen wieder die „Unteren“ den Ton an. Die Rivalität zwischen den Bewohnern des Ober- und Unterortes war in dem zwei Kilometer langen Straßendorf wohl auch siedlungsgeschichtlich bedingt. Der historische Siedlungskern lag im Unterort bei der kleinen Kirche, während der Oberort erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts entstanden war. Als Markierung der Grenze zwischen den beiden Ortsteilen fungierte das 1900 errichtete Schulgebäude in der Ortsmitte, in dem auch das Gemeindeamt untergebracht wurde. Die Teilung des Dorfes wurde ferner durch die fast idente Infrastruktur der beiden Teile verstärkt. Im größten Teil des Untersuchungszeitraums verfügte jeder Ortsteil über ein Wirtshaus samt Fleischerei, eine Gemischtwarenhandlung und eine Bäckerei.¹⁰

Die Bedeutung der beiden Wirtshäuser für die Dorfpolitik kann kaum überschätzt werden.¹¹ Bis 1919 trugen die beiden Parteien sogar die Namen der jeweiligen Wirte,¹² und noch in den 1950ern bezeichnete der Lehrer die „obere und untere Partei“ dezidiert als „Wirtshausparteien“. „In Münichsthal geben also die Wirtshäuser die Politik an“, vermerkte er damals ferner.¹³ Tatsächlich bildeten die Wirtshäuser die Kristallisationspunkte der beiden Fraktionen. Hier verkehrten die Männer der beiden Ortsteile, und hier hatten auch die beiden bäuerlichen Burschengruppen ihr Hauptquartier. Jeder Ortsteil und jedes Wirtshaus verfügte über „seine“ Burschen, und umgekehrt hatten für das Selbstverständnis der Burschen „ihr“ Ortsteil und „ihr“ Wirt große Bedeutung.¹⁴ Konstitutiv für die Ortsteilkonkurrenz war überdies die Kategorie Verwandtschaft.¹⁵ So war das Publikum der Wirtshäuser nach Verwandtschaftsbeziehungen strukturiert. Im Laufe der Zeit überlagerte das Kriterium Verwandtschaft das Merkmal Wohnort, ohne den lokalen Antagonismus

in Frage zu stellen. Es gab also durchaus Männer, die im Unterort wohnten, aber zu den „Oberen“ zählten und das dortige Wirtshaus besuchten.¹⁶

Frauen und Mädchen – so sie nicht zur Familie der Wirte oder zu dessen Bediensteten zählten – besuchten die Wirtshäuser recht selten: beim Kirtag, an höheren kirchlichen Feiertagen oder im Zuge familiär bedingter Anlässe wie etwa Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse. Ihre Bindung an das jeweilige Wirtshaus und den Ortsteil war auch deutlich schwächer ausgeprägt; die Zweiteilung des Ortes hatte für den weiblichen Bevölkerungsteil nicht jene große, auch identitätsstiftende Bedeutung wie für die Burschen und Männer. Während etwa die Burschen der beiden Ortsteile Jahr für Jahr um den „schöneren“ Kirtag wetteiferten, wandten sich die Mädchen an diesem Hochfest der Jugend unabhängig von Verwandtschaftsbeziehungen und Ortsteilzugehörigkeit jenem Wirtshaus zu, in dem aus ihrer Sicht mehr geboten wurde.¹⁷ Wenigstens in der Frage des – allerdings vergleichsweise seltenen – Wirtshausbesuches der Mädchen fanden diese also mehr Bewegungsraum vor als ihre Alterskollegen.

Bei aller Rivalität zwischen den Ortsteilen sollten die Trennlinien aber nicht allzu scharf gezogen und die kohäsiven Kräfte zwischen den beiden Gruppen nicht übersehen werden. So trafen Bewohner/-innen der gesamten Gemeinde in Schule und Kirche regelmäßig zusammen, und bei den lang andauernden, 1958 erfolgreich abgeschlossenen Bemühungen um Errichtung einer eigenen Pfarre agierte die Bevölkerung einträchtig gegenüber der Mutterpfarre in der Nachbargemeinde.¹⁸ Ortsteilübergreifend wirkte ferner die 1886 gegründete Freiwillige Feuerwehr. In ihr waren Männer von Ober- und Unterort gleichermaßen vertreten, denn bei der Bekämpfung von Katastrophen hätte die Aufrechterhaltung der teilörtlichen Fragmentierung keinen Sinn gemacht. Feuerwehr, Kirche und auch die beiden Burschengruppen verfügten zudem über Instrumentarien und pflegten Rituale, welche die Einheit des Dorfes immer wieder aufs Neue sicherstellten. So veranstaltete die Feuerwehr zumindest in der Zwischenkriegszeit ihren alljährlichen Faschingsball alternierend einmal beim „oberen“, im nächsten Jahr beim „unteren“ Wirt.¹⁹ Auch die Route der Fronleichnamsprozession hielt die Ortsteile wie eine Klammer zusammen. Die vier Altäre waren seit 1946 gleichmäßig auf Ober- und Unterort verteilt, je ein Altar befand sich bei den Wirtshäusern. Die Bewirtung der zahlreichen Protagonisten der Prozession erfolgte in geraden Jahren beim „unteren“, in ungeraden Jahren beim „oberen“ Wirt.²⁰ Mit einem regelrechten Versöhnungsritual stellten die beiden Burschengruppen beim Kirtag alljährlich die Einheit des Dorfes neu her. Grundsätzlich richteten jeder Wirt und jede Burschengruppe einen Kirtag aus. Nach dem gemeinsamen Besuch der Messe formierten sich die Gruppen mit „ihren“ Kirtagsmusikanten zu einem Zug und marschierten zum jeweils anderen Wirt. Aus der mitgebrachten Flasche wurde diesem dann ein Glas Wein angeboten, und man ließ den Wirt „hoch leben“. Nachdem der Wirt diesen Akt der Ehrerbietung erwidert hatte, bewegte sich der Zug zurück zum Tanzboden beim je eigenen Wirt. Dabei trafen die beiden Prozessionen aufeinander, hielten an und tranken auf das Wohl der jeweils anderen Gruppe.²¹ Darüber hinaus diente das Milchhaus als wichtiger Ort der regelmäßigen Begegnung zwischen „oberen“ und „unteren Burschen“. Grund dafür waren die dort anzutreffenden Mädchen, zu deren Aufgaben das sogenannte „Milchtragen gehen“ zählte und mit denen die Burschen – im gleichsam geschützten Raum der Öffentlichkeit²² – in Kontakt zu kommen trachteten.²³

Verzögerte Ankunft der modernen Parteipolitik im Dorf – die demokratische Phase (1918–1933)

In Münichsthal zeigten sich noch Anfang der 1920er Jahre Probleme bei der Etablierung parteipolitischer Strukturen. Abgesehen vom 1892 gegründeten „Landwirtschaftlichen Casino“ war es hier noch zu keinen Vereinsbildungen gekommen.²⁴ Auch die Gründung einer Ortsgruppe des katholisch-deutschen Burschenvereines mit dem programmatischen Namen „Einigkeit“ 1921 durch den „unteren“ Bürgermeister scheiterte an den überkommenen Frontlinien zwischen Oberort und Unterort.²⁵ Die „oberen“ Burschen machten nicht mit, weil als Vereinssitz das „untere“ Wirtshaus erkoren worden war.²⁶ Der Burschenverein ist dabei als Agentur moderner Klassenpolitik zu sehen. Er trachtete die bäuerlichen Burschengruppen nicht nur stärker in das Normensystem der katholischen Kirche zu integrieren, sondern auch die Konflikte zwischen den (inner-)dörflichen Burschengruppen ruhigzustellen und das Augenmerk auf den gemeinsamen „Außenfeind“ – die Sozialdemokratie – zu lenken.²⁷ Auch dem in Niederösterreich so einflussreichen Bauernbund gelang es in der Zwischenkriegszeit nicht, die Spaltung zwischen Ober- und Unterort zu überwinden. Bei den Gemeinderatswahlen kandidierten stets die „Unteren“ als Bauernbund, während die „Oberen“ unter Bezeichnungen wie „Kleine Volkspartei“ (1919), „Kleine Bauernpartei“ (1924) und „Christlichsoziale Hauer- und Bauernpartei“ (1929) firmierten.²⁸

Abbildung 2: Die „oberen“ Burschen vor „ihrem“ Gasthaus 1923. Vor dem linken Türstock mit Kappe steht der „obere“ Wirt, rechts neben ihm seine Frau



(Sammlung Josef Pfaffl)

[Abbildung siehe Druckfassung]

Dennoch finden sich in den 1920er Jahren Anzeichen für eine allmähliche Aufweichung der traditionellen Trennlinie. So fanden sich auf den Listen der beiden Gruppierungen nun immer auch einige wenige Vertreter der jeweiligen Gegenseite, und bei der Gemeinderatswahl 1924 trat mit der Sozialdemokratischen Partei in dem Bauerndorf erstmals eine moderne Weltanschauungspartei in Erscheinung. Sie erreichte etwa 11 Prozent der gültigen Stimmen und konnte ihren Anteil bis 1929 auf knapp 15 Prozent ausbauen. Sozialstrukturell gesehen handelte es sich bei ihrer Klientel fast ausschließlich um Eisenbahner, die in Wien beschäftigt waren. Sie zählten zumeist zu den „Oberen“ und hielten ihre – recht seltenen – Zusammenkünfte auch beim „oberen“ Wirt ab.²⁹ Gemeindepolitisch waren sie zwar marginalisiert, gesellschaftlich aber bildeten sie einen Teil des Dorfes. Grund dafür war ihr lebensweltlicher Spagat zwischen einem städtischen Proletarierdasein tagsüber und einer kleinstbäuerlichen Existenz im Dorf nach Dienst. Viele von ihnen besaßen Kleinhäuser und verfügten noch bis in die 1960er Jahre über bescheidenen Acker- und Weingartenbesitz. Ihre Alltagserfahrung knüpfte zumindest noch teilweise an die dominanten agrarischen Logiken an, und die bäuerlich geprägte Dorfpolitik wirkte ihren Interessen nicht notwendigerweise diametral entgegen. Kurz, die Münichsthaler Arbeiterbauern waren zwar eine Klasse „an sich“, aber keine „für sich“.³⁰ Und noch ein weiteres Charakteristikum bäuerlicher Dorfpolitik war in der Ortsgruppe der Sozialdemokraten in Münichsthal noch lebendig. Die Familien ihrer Parteigänger/-innen waren nicht selten miteinander verwandt; auch zum „oberen“ Wirt bestanden – wenn auch sehr entfernte – verwandtschaftliche Bande.³¹

Die allmähliche „Herauslösung“ der Politik aus dem umfassenden Bereich der Gesellschaft lässt sich am Beispiel der Gründung einer Ortsgruppe der Heimwehr nach dem Justizpalastbrand in Wien 1927 darlegen.³² Zum einen fungierte die Heimwehr zwar auch in Münichsthal als Agentur der modernen politischen Lagerbildung. Sie stand für den Kampf gegen den marxistischen Klassenfeind und verstärkte dadurch eine parteipolitische Trennlinie, die die traditionelle, klassenübergreifende Frontstellung zwischen „Oberen“ und „Unteren“ allmählich zu überlagern schien. Zum anderen erfolgte die Gründung der Heimwehr durch ein Zusammenwirken „von außen“ und „von innen“ und knüpfte an vertraute Phänomene an. So hatte ein christlichsozialer Landtagsabgeordneter und Bürgermeister einer Gemeinde der Region die Schaffung der Heimwehr in Münichsthal zumindest mit initiiert.³³ Die 1924 geschaffene „Kameradschaft der ehemaligen Krieger und Soldaten Münichsthals“ bildete den Kern dieser neuen Formation.³⁴ Wesentlich war dabei, dass der Kameradschaftsverein mit seinem überörtlichen Identitätsangebot soldatischer Männlichkeit nicht in die teilörtlichen Rivalitäten involviert war und etwa, wie die Feuerwehr, seine alljährliche Faschingsunterhaltung abwechselnd im „oberen“ und im „unteren“ Wirtshaus ausrichtete.³⁵ Die Heimwehr behielt diese ortsteilübergreifende Orientierung bei und erweiterte die Mitgliederbasis des Kameradschaftsvereines auf Nicht-Soldaten. Sie integrierte damit die Ortsburschen und besetzte ihre Leitung mit je einem Vertreter der „Oberen“ und der „Unteren“. Auch ihre Mitglieder stammten aus beiden Fraktionen des Ortes.³⁶ Darüber hinaus war bei der Angabe des Zweckes der Heimwehr die Orientierung an überkommenen Vorstellungen von Nachbarschaftshilfe noch deutlich erkennbar. So wurde als Ziel der Gründung „Schutz der Person und des Eigentums bei Elementarereignissen und Hilfeleistung der öffentlichen Behörden bei evtl. Unruhen“ angegeben. Auch eine Bewaffnung der Heimwehr erfolgte erst später.³⁷

Forcierte Politisierung – der austrofaschistische „Ständestaat“ (1933–1938)

Die Tendenzen der politischen Lagerbildung nahmen im austrofaschistischen „Ständestaat“ weiter zu. Die Frontstellung zur Sozialdemokratie wurde verschärft. Bei den Februartagen 1934 standen in Wien auch Männer der Münichsthaler Heimwehr „auf Posten“,³⁸ während Anhänger der örtlichen Sozialdemokraten mit der Eisenbahn nach Floridsdorf fuhren, um auf der Gegenseite zu kämpfen. Sie wurden allerdings von der Exekutive gleich bei ihrer Ankunft festgesetzt und griffen in die Kämpfe nicht mehr ein.³⁹

Im „Ständestaat“ wurden ferner die „Außenbeziehungen“ intensiviert. Die „dorffremden“ Persönlichkeiten Messeleser⁴⁰ und Oberlehrer rückten mehr ins Zentrum der Dorfpolitik. Sie waren in der Leitung der neu gegründeten Ortsgruppe der Vaterländischen Front (VF) vertreten. Der Oberlehrer wurde nun auch in das Führungsgremium der Heimwehr berufen⁴¹ und war zudem für die Stiftung einer überörtlichen deutsch-österreichischen Identität zuständig. So wurde ihm vom Unterrichtsministerium als „Sinnbild der Verbundenheit von Lehrern und Schülern mit dem Vaterlande Österreich“ der Ankauf einer neuen, rot-weiß-roten Schulfahne aufgetragen, die am 16. Mai 1934, also zum Fest des örtlichen Kirchenpatrons Johannes von Nepomuk, geweiht wurde. Das Bestreben, lokale und nationale Identitäten miteinander zu verschränken, wurde auch an der Choreographie des ersten „Tages der Jugend“ in Münichsthal 1934 deutlich. Dieses Fest bezweckte die Ablegung des Bekenntnisses zum „Vaterlande Österreich“ durch die Jugend. Nach einem Jugendgottesdienst mit „passender Predigt“ wurde vor der Kirche die österreichische Fahne aufgezogen und dabei die Bundeshymne gesungen. Dann marschierten die Jugendlichen zum Kriegerdenkmal, um die „gefallenen Helden“ durch eine Kranzniederlegung zu ehren. Bis zum Beginn der „Maiandacht“ am Nachmittag hielten die Burschen der Heimwehr beim Fahnenmast eine „Ehrenwache“. Nach einem Segen in der Kirche versammelten sich die Jugendlichen abermals bei der Fahne und legten ihr „Treuegelöbnis“ für das „Vaterland“ ab. Beim Einziehen der Fahne wurde wieder die Bundeshymne gesungen. Mit einem Staffellauf der Burschen sowie mit verschiedenen Spielen fand dann der „Tag der Jugend“ in Münichsthal seinen Abschluss.⁴²

Nicht nur in der Schule, sondern auch in ihrer freien Zeit sollten die Kinder dem überlokalen staatlichen Zugriff ausgesetzt sein. Die Heimwehr Münichsthal rief daher im August 1934 eine Ortsgruppe der Kinder- und Jugendorganisation „Jung-Vaterland“ ins Leben, der später 44 Knaben und fünf Mädchen angehörten. Verbandszweck war auch hier die „intensive vaterländische Erziehung“,⁴³ Leiter einmal mehr der Oberlehrer. Bezirksfeste sollten das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Ortsgruppen anderer Ortschaften stärken und auch auf diese Weise die Zugehörigkeit zu einer überlokalen „vorgestellten Gemeinschaft“ erfahrbar machen.⁴⁴

Auch mithilfe neuer Medien sollte dem neuen überörtlichen Identitätsangebot Geltung verschafft werden. Maßgeblich daran beteiligt waren einmal mehr die Transmissionsriemen außerdörflicher Kontakte, Oberlehrer und Messeleser. Die Proklamation der „ständestaatlichen“ Verfassung am 1. Mai 1934 durch Bundeskanzler Engelbert Dollfuß und die verschiedenen Festreden erlebte die örtliche Bevölkerung mittels öffentlicher Radioübertragung mit. Die Lautsprecheranlagen dafür wurden von Messeleser und Oberlehrer zur

Verfügung gestellt; Übertragungsort dürfte wohl der Platz vor der Schule an der Grenze zwischen Ober- und Unterort gewesen sein.⁴⁵

Trotz all dieser Bemühungen war der Zupspruch zur VF und anderen „vaterländischen“ Organisationen in Münichsthal nicht allzu groß. Bereits 1935 klagte der Oberlehrer, dass sich die Funktionäre zwar viel Mühe gaben, in der Bevölkerung aber vielfach Interesse und Verständnis fehlten und man oft auf Schwierigkeiten stoße. Er sei kein Miesmacher, schloss der Oberlehrer seine Berichterstattung, doch schreibe er nur die Wahrheit und wünsche, „daß auch viele Münichsthaler Gehirne mehr vaterländischen Geist annehmen.“⁴⁶

Darüber hinaus blieb auch im „ständestaatlichen“ Münichsthal die überkommene Orts- teil-Struktur von Bedeutung. Obwohl ein Vertreter der „Oberen“ an der Gemeindeg Spitze (Vizebürgermeister) und in der VF-Leitung vertreten war, dürfte das politische Gewicht der „Unteren“ zwischen 1934 und 1938 weiter zugenommen haben. Der „untere“ Gastwirt exponierte sich nun auch politisch. Er rückte – wie übrigens auch sein Bruder – ins Führungsgremium der lokalen Ortsgruppe der VF auf; auch der Großteil der Veranstaltungen der „ständestaatlichen“ Einheitspartei dürfte in seinem Wirtshaus stattgefunden haben.⁴⁷

Bruch mit „alter“ Dorfpolitik – der Nationalsozialismus (1938–1945)

Die Periode des Nationalsozialismus bedeutete einen Bruch für die Gemeindepolitik im Dorf. Dieser Bruch zeigte sich nicht nur auf personeller und parteipolitischer Ebene, sondern auch in sozialer Hinsicht. Die unangefochtene Dominanz des „Bauerntums“ war nun zu Ende.⁴⁸

Die NSDAP hatte in der Kleinbauerngemeinde erst spät Fuß fassen können. Ein betont deutschnationales Segment existierte in dem Dorf nicht, sieht man von der kurzlebigen, 1924 geschaffenen und keinerlei Tätigkeit entfaltenden Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines ab, als deren Vorstand der „untere“ Bürgermeister, der „obere“ Wirt, der Lehrer sowie der spätere Ortsgruppenleiter und Bürgermeister angegeben wurden.⁴⁹ Noch 1930 erhielten die Nationalsozialisten bei den Nationalratswahlen in Münichsthal keine einzige Stimme.⁵⁰ Bei der Landtagswahl 1932 hingegen konnten sie auf exakt gleich viel Unterstützung wie die Sozialdemokratie verweisen (43 Stimmen oder 11,9 % der gültigen Stimmen).⁵¹ Im Frühjahr 1933, knapp vor Verhängung des Betätigungsverbotes, erfolgte angeblich die Gründung einer NSDAP-Ortsgruppe.⁵²

Im März 1938 avancierte nun ein Kaufmann, der parteipolitisch bisher keine Rolle gespielt hatte, zum Bürgermeister und Ortsgruppenleiter. Er kam gewissermaßen „von außen“, hatte 1923 die Tochter des „oberen“ Bäckermeisters geheiratet und dort die Gemischtwarenhandlung weitergeführt.⁵³ Er sollte der einzige Bürgermeister in Münichsthal bleiben, der nicht aus bäuerlichem Haus kam. Einen veritablen Bruch mit bisherigen dorfpolitischen Gepflogenheiten signalisierte auch die Berufung des Viehhirten zum Gemeindebeirat und später zum Vizebürgermeister. Ihm und seiner weitverzweigten, politisch bislang aber einflusslosen Familie ermöglichte die Partei einen gewaltigen Sprung in der Dorfhierarchie. Sein gehörloser Sohn bekleidete die Parteifunktion eines Blockleiters und amtierte anstelle des Lehrers zudem als Gemeindegsekretär. Sein Neffe blieb der

Ortsbevölkerung als fanatischer Zellenleiter in Erinnerung.⁵⁴ Die übrigen drei nach dem „Anschluss“ berufenen Beiräte sollten wohl den Bruch in der Ortspolitik etwas abmildern. Sie stammten aus bäuerlichen Schichten, gehörten den Fraktionen beider Ortsteile an und hatten zumeist schon in den 1920er Jahren politische Ämter innegehabt. Einer davon war ein Verwandter des „unteren“ Wirtes und sollte wohl die Verbindung mit der Klientel dieses Ortsteils aufrechterhalten.⁵⁵ Als Figur des Überganges fungierte insbesondere der bisherige Bürgermeisterstellvertreter, Heimwehr- und VF-Funktionär aus dem Oberort.⁵⁶ Er schied nach der neuerlichen Umgliederung der Gemeindeg Spitze im März 1939 aus seinem politischen Amt aus und verließ im selben Jahr angeblich auch die NSDAP.⁵⁷

Erstmals seit 1934 war 1939 auch wieder ein Repräsentant der Eisenbahner in der Gemeindeleitung vertreten,⁵⁸ und erstmals in der Geschichte des Ortes bekleideten nun auch jüngere Männer politische Funktionen. So war der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter 1938 erst 36 Jahre alt, desgleichen der spätere Ortsbauernführer. Besonders jung waren die meisten Vertreter der dörflichen Parteilite, die Zellen- und Blockleiter.⁵⁹ Die Tätigkeit dieser teils drei- bis fünfundzwanzigjährigen Männer stand in krassem Gegensatz zu der traditionellen dorfpolitischen Rekrutierungspraxis, bei der unter Vierzigjährige keine Aussicht auf ein politisches Amt hatten.

Die vom Nationalsozialismus angestrebte Schaffung einer „deutschen Volksgemeinschaft“ wirkte zwar in Richtung Einebnung teilörtlicher Fragmentierungen: Unter den Mitgliedern der Ortspartei waren „Obere“ ebenso wie „Untere“ und ehemalige Sozialdemokraten vertreten.⁶⁰ Darüber hinaus war die Bedeutung der Wirtschaftshäuser durch die kriegsbedingte Abwesenheit eines großen Teiles der männlichen Bevölkerung deutlich zurückgegangen. Dennoch war der traditionelle Antagonismus zwischen „Oberen“ und „Unteren“ in der NS-Zeit nicht gänzlich stillgelegt. Hatten sich der austrofaschistische „Ständestaat“ und der politische Katholizismus im Ort eher auf die Verwandtschaftsverbände der „Unteren“ gestützt, so kam nach 1938 insbesondere die neue Parteilite überwiegend aus den Reihen der „Oberen“. Die traditionelle Verbindung zwischen der Familie des Ortsgruppenleiters/Bürgermeisters und dem ehemaligen „oberen“ Wirt konnte diese tendenzielle Verlagerung des politischen Gewichtes in den Oberort mitbedingt haben.⁶¹ Ambivalent wirkte die parteiamtliche Gliederung des Ortes. Indem sie Ober- und Unterort jeweils als Zelle definierte, orientierte sie sich an alten Ordnungen. Durch die Integration zweier Nachbargemeinden in die NS-Ortsgruppe schuf sie aber gleichzeitig eine völlig neue Organisationsstruktur,⁶² die auch aufgrund ihrer Kurzlebigkeit keinerlei Folgewirkungen zeitigte.

Höhepunkt und Ende der „alten“ Dorfpolitik – die 1950er Jahre

Beim Zusammenbruch der NS-Herrschaft 1945 setzte sich der NS-Bürgermeister in den Westen ab. Die Gemeindeleitung zerfiel und wurde in der Folge neu gebildet. Ihre Zusammensetzung war zwar stark „von außen“ beeinflusst, indem die Bezirksleitung der Kommunistischen Partei den Bürgermeister bestimmte. Da Münichsthal über keine kommunistische Klientel verfügte, betraute der KP-Leiter ein Opfer des NS-Regimes mit dem Amt. Er wählte einen Vertreter der alten Eliten aus dem Unterort, langjährigen Gemeinderat und zeitweiligen Kommandanten der Heimwehr.⁶³ In der NS-Zeit war dieser wegen

Hörens ausländischer Radiosender einige Monate inhaftiert gewesen.⁶⁴ Bei der Wahl seiner Gemeinderäte achtete man auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Vertretern des Ober- und des Unterortes. Das Gremium wurde entsprechend der Parteistärke bei den ersten Nationalratswahlen 1945 und ausgewogen – wie noch nie – mit Vertretern der beiden Ortsteile sowie mit Sozialisten besetzt.⁶⁵

Dem ungeachtet strebte der Konflikt zwischen den beiden bäuerlichen Fraktionen seinem Höhepunkt zu. Eine folgenreiche Eskalation bedeutete die ungewöhnlich heftige Auseinandersetzung zwischen den Ortsburschen der beiden Wirtshäuser Ende 1948.⁶⁶ Das alljährliche Versöhnungsritual der Burschen beim darauffolgenden Kirtag unterblieb.⁶⁷ Außerdem traten bei der ersten Gemeinderatswahl nach dem Zweiten Weltkrieg 1950 neben den Sozialisten wiederum zwei bäuerliche Gruppierungen an. Die „Unteren“ kandidierten als ÖVP und zeigten damit weiterhin eine stärkere Orientierung „nach außen“, die „Oberen“ firmierten als „Liste Stöckl“. Letztere blieben mit absoluter Mehrheit siegreich und stellten fortan Bürgermeister und Vizebürgermeister.⁶⁸

Bei der nächsten Wahl rangen sich „Obere“ und „Untere“ zu einer gemeinsamen Kandidatur als ÖVP durch. Bürgermeister wurde ein „Unterer“, sein Stellvertreter ein „Oberer“. Die Spaltung der bäuerlichen Schichten war damit aber noch nicht überwunden, denn der Zusammenschluss der beiden traditionellen Fraktionen wurde von einem Teil der Anhänger/-innen nicht mitvollzogen. Wohl aus Protest wandten sie sich der SPÖ zu, die 1955 auf diese Weise zu ihrem bislang besten Ergebnis gelangte (35,8 % der gültigen Stimmen).⁶⁹

1960 machte sich die Rivalität zwischen den beiden Ortsteilen zumindest auf politischer Ebene zum letzten Mal bemerkbar. Bei der Kandidatenaufstellung der ÖVP konnten sich „Obere“ und „Untere“ wieder nicht einigen; abermals trat die Liste Stöckl an. Diesmal erreichte die ÖVP (die „Unteren“) die relative Mehrheit, dicht gefolgt von der Liste Stöckl (die „Oberen“) und von der SPÖ. Bei der Wahl des Bürgermeisters kam es zum Knalleffekt. Der Zweite (die „Oberen“) koalierte mit dem Dritten (der SPÖ) und stellte dadurch den Bürgermeister. Münichsthal hatte seinen ersten und einzigen sozialistischen Vizebürgermeister.⁷⁰

Eindrucksvoll illustriert diese Kür, dass Rivalitäten zwischen Ortsteilen und Verwandtschaftsgruppen in Münichsthal noch 1960 die Konfliktlinien der „großen“ Politik überlagern konnten. Den zunehmenden Einfluss der „großen“ auf die „kleine“ Politik bekam diese aber rasch zu spüren. Denn bei den diversen Vorsprachen des Listen-Bürgermeisters in der ÖVP-dominierten Landesverwaltung stieß jener angeblich auf nicht allzu viel Entgegenkommen.⁷¹

Resümee

Dorfpolitik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist in den groben Kategorien von Weltanschauungsparteien nicht angemessen zu fassen. Sie ist bäuerliche Klientelpolitik abseits des Feldes von Ideologien und Weltanschauungen. Politik als selbständiges gesellschaftliches System mit eigenen Gesetzen war nicht etabliert. Sie war Teil der Sphäre des Sozialen und wurde daher im Unterschied zur „großen“ Politik der überregionalen Ebene als „unpolitisch“ wahrgenommen.⁷² Lediglich marginalisierte Gruppen im Dorf, wie die Sozialdemokraten, deklarierten sich schon früh als Teil einer Weltanschauungspartei. Mit Hilfe

„von außen“ versuchten sie, ihre schwache kommunalpolitische Position zu verbessern. Dorfpolitik wurde getragen von Männern, konkret: von den Inhabern relativ größerer Bauernwirtschaften und deren Verwandtschaftskreisen; mitunter aber auch von den bürgerlichen Burschengruppen, denen nach außen die Verteidigung der „sozialen Ehre“ ihres Ortes oder Ortsteils zukam. Darüber hinaus zählten auch die Wirte zu den dorfpolitischen Akteuren. Wenn sie sich persönlich seit der Zwischenkriegszeit auch nur selten politisch exponierten, so dienten ihre Wirtshäuser doch als Zentren der teilörtlichen Gruppen, und sie zogen aus dieser Funktion wortwörtlich Profit.

Die Politisierung des „alten“ Dorfes erfolgte in Münichsthal nicht, wie vielfach andernorts, durch die katholischen Vereine und den Bauernbund, sondern durch Kameradschaftsbund, Heimwehr und Sozialdemokratie. Insbesondere überörtlich konzipierte Identitätsangebote wie etwa das Bild des soldatischen Mannes und die Konzentration auf einen „Außenfeind“ halfen mit, Unterschiede im katholisch-konservativen Milieu auszublenken und parteipolitische Konfliktlinien hervorzuheben.

Messeleser und Lehrer leisteten dabei wichtige Übersetzungsarbeit. Ihre spezifische Position im Feld der Dorfpolitik verlieh ihnen wesentliche Voraussetzungen dafür: Durch ihre außerdörfliche Herkunft und ihre innerdörfliche Grundbesitzlosigkeit standen sie abseits des dörflichen Produktionssystems, was einer Verstrickung in althergebrachte teilörtliche Rivalitäten entgegenwirkte.⁷³

Entgegen seiner „ständischen“ Propaganda, forcierte der austrofaschistische „Ständestaat“ moderne Politikformen im Bauerndorf. Wie das Beispiel der Feier des „Tages der Jugend“ zeigt, richtete er seine Identitätsangebote zumindest in Münichsthal primär an den männlichen Bevölkerungsteil. Die Reichweite dieser Bemühungen blieb aber beschränkt. „Moderne“ Identitätsangebote „vorgestellter Gemeinschaften“ waren in der „traditionellen“ Gesellschaft Münichsthals wenig überzeugend.⁷⁴ Das Dorf war auch in den 1930er Jahren noch eine traditionelle „Face-to-Face“-Gesellschaft, in der jeder jeden kannte. In dieser Welt, in der gemeinschaftsbildende Akte und Gruppenidentitäten primär über gegenseitiges Kennen und Anerkennen gestiftet wurden, blieben Ideen nationalstaatlicher Prägung vorerst noch wenig praxisrelevant.

Die großen politikgeschichtlichen Zäsuren fanden freilich auch im Bauerndorf ihren Niederschlag; sie wurden aber weitgehend integriert in den dorfpolitischen Antagonismus zwischen Ober- und Unterort. Einen Bruch bildete hier die Phase des Nationalsozialismus. Der rigorose Durchgriff des NS-Staates auf die lokale Ebene äußerte sich auch in einem veritablen Elitenwechsel. Die an Grundbesitz, Vermögen und Alterskompetenz gekoppelte dorfpolitische Rekrutierungspraxis wurde jetzt durch Parteiloyalität ersetzt.

Dennoch kam es auch im Nationalsozialismus zu Teilarrangements mit der traditionellen Dorfpolitik. So bedienten sich die neuen Machthaber bei der Herrschaftssicherung auch überkommener Mittel der dörflichen Politik, indem sie etwa auf Verwandtschaftskreise vertrauten; auch der alte Ortsteil-Antagonismus blieb ein Stück weit funktional.

Die Erosion der traditionellen Dorfpolitik setzte schon in der NS-Zeit ein und wurde in den 1950er Jahren offenkundig. Die alte Dorfpolitik bot zunehmend weniger Orientierungspotential, die „Außenbeziehungen“ nahmen zu. Massenmotorisierung, Radio, Fernsehen, Pendlerwesen forcierten überörtliche Kommunikationsbeziehungen. Während die vertikale Verflechtung der Kommunalpolitik mit Landes- und Bundesparteiorganisatio-

nen dichter wurde, nahm der Spielraum für abweichendes Verhalten auf lokalpolitischer Ebene ab.

Der „alten“ Dorfpolitik kamen ihre Akteure abhanden. Vor allem der Rückgang des bäuerlichen Bevölkerungsanteils und die allmähliche Auflösung der teilörtlichen Burschengruppen sind hier zu nennen. Dazu kam, dass der stark schrumpfende kleine Ort für zwei Gasthäuser nicht mehr genug Ertrag bot. Der Niedergang der Gasthäuser und das Ende der „alten“ Dorfpolitik gingen Hand in Hand.⁷⁵

Die auch in anderen Ortschaften beobachtete Verschärfung teilörtlicher Konflikte in den 1950er Jahren steht nicht im Widerspruch zur These von der Erosion der Dorfpolitik alten Stils.⁷⁶ Im Gegenteil: Die Abnahme gegenseitiger Abhängigkeiten im Dorf durch die Zunahme der „Außenbeziehungen“ ließ die Konsensbereitschaft der Kontrahenten nicht selten zurückgehen. Den Schlusspunkt hinter die „alte“ Dorfpolitik setzte auch in Mönichsthal 1970 die Kommunalstrukturreform. Sie löste den unmittelbaren Zusammenhang zwischen siedlungsgeografischem Lebensraum und öffentlich-rechtlicher Verwaltungseinheit zumindest tendenziell auf;⁷⁷ gleichzeitig initiierte sie aber neue Formen dörflicher Politik zumindest mit.

Anmerkungen

- 1 Hans-Georg Wehling, „Dorfpolitik“. Eine Einführung, in: Hans-Georg Wehling (Hg.), Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analysen und didaktische Hilfen (Analysen, Bd. 22), Opladen 1978, 7–17, hier 10.
- 2 Herbert Schneider, Lokalpolitik in einer Landgemeinde. Entscheidungsstrukturen und Partizipationsmöglichkeiten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 3 (1977), 21–39, hier 24, 30 f.
- 3 Rezent zum Phänomen Bürgerlisten, Everhard Holtmann, Local Lists in Europe, in: Marion Reiser/Everhard Holtmann (Hg.), Farewell to the Party Model? Independent Local Lists in East and West European Countries (Urban and Regional Research International, Bd. 11), Wiesbaden 2008, 11–19.
- 4 Adam Wandruszka, Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung der Parteien und politischen Bewegungen, in: Heinrich Benedikt (Hg.), Geschichte der Republik Österreich, Wien 1954, 289–486; kritisch dazu Detlef Lehnert, Politisch-kulturelle Integrationsmilieus und Orientierungslager in einer polarisierten Massengesellschaft, in: Emmerich Tálos u.a. (Hg.), Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933, Wien 1995, 431–443.
- 5 Hanns Haas/Ewald Hiebl (Hg.), Politik vor Ort. Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2007), Innsbruck/Wien/Bozen 2007; Hanns Haas, Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt eines deutsch-tschechischen Dorfes, in: Vincenc Rajsp/Ernst Bruckmüller (Hg.), Vilfanov Zbornik. Pravo-zgodovina-narod. Recht-Geschichte-Nation, Ljubljana 1999, 555–588; Hanns Haas/Peter Mähner, Das Dorf an der Grenze. Lebenswelt und Politik im Wandel, in: Stefan Karner/Michal Stehlik (Hg.), Österreich. Tschechien. Geteilt – getrennt – vereint. Beitragsband und Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung, 18. April bis 1. November 2009, Schallaburg 2009, 238–243; Hanns Haas, Politik im Dorf. Henndorf am Wallersee, in: Alfred Stefan Weiß (Hg.), Henndorf am Wallersee. Kultur und Geschichte einer Salzburger Gemeinde, Henndorf 1992, 163–183; Hanns Haas, Alltag der Politik in den beiden Seekirchner Gemeinden von 1848 bis 1918, in: Elisabeth Dopsch/Heinz Dopsch, 1300 Jahre Seekirchen. Geschichte und Kultur einer Salzburger Marktgemeinde, Seekirchen 1996, 243–292.
- 6 Ernst Langthaler, Das Frankenfelser Gedächtnis. Vom Erinnern und Vergessen der Zeitgeschichte (1905–1996), in: Bernhard Gamsjäger/Ernst Langthaler (Hg.), Das Frankenfelser Buch, Frankenfels 1997, 214–395; Ernst Langthaler, Wie aus Dörfnern Parteigänger und Patrioten wurden. Identitätspolitik in einer Landgemeinde (1920er bis 1950er Jahre), in: Stefan Eminger/Ernst Langthaler (Hg.), Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Politik, Wien/Köln/Weimar 2008, 371–386; Stefan Eminger, Lebenswelten in der Großgemeinde Wolkersdorf 1870–2000, Wolkersdorf 2004; Stefan Eminger, Die Konkurrenz der „Clans“. Politik

- im Bauerndorf in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Stefan Eminger/Ernst Langthaler (Hg.), *Niederösterreich im 20. Jahrhundert*, Bd. 1: Politik, Wien/Köln/Weimar 2008, 387–398.
- 7 Der Begriff stammt von Edoardo Grendi, *Micro-analisi e storia sociale*, in: *Quaderni Storici* 35 (1977), 506–520, hier 512; die deutsche Übersetzung „außergewöhnlicher Normalfall“ findet sich bei Hans Medick, *Mikro-Historie*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, 40–53, hier 47.
 - 8 Zur Konzeption der Begriffe „Aneignung“ und „Eigensinn“ vgl. insbesondere Alf Lüdtke, *Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?*, in: Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main/New York 1989, 9–47, sowie ders., *Eigensinn*, in: Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, 64 f.
 - 9 Detailliert zur Ortsgeschichte, vgl. Helmut Reiskopf/Josef Semrad/Otto Semrad, *Münichsthal. Eine Weinviertler Gemeinde ist 750 Jahre alt*, Münichsthal 2008; Eminger, *Lebenswelten*, 115–154.
 - 10 Eminger, *Lebenswelten*, 117 f.; Reiskopf/Semrad/Semrad, *Münichsthal*, 146–148.
 - 11 Die Untersuchung der Bedeutung der Gastwirtschaften für die dörfliche Gesellschaft ist ein Desiderat der Forschung. Ansätze finden sich bei Tobias Dietrich, *Lenkung und Ablenkung. Gastwirte im thurgauischen und rheinischen Dorf (1830–1900)*, in: Ruth Dörner/Norbert Franz/Christine Mayr (Hg.), *Lokale Gesellschaften im historischen Vergleich. Europäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert (Trierer historische Forschungen, Bd. 46)*, Trier 2001, 315–336; einige Hinweise auch bei Hanns Haas, *Postmeister, Wirt, Kramer, Bauer, Müller und Wundarzt. Trägerschichten und Organisationsformen des Liberalismus. Das Salzburger Beispiel – vom frühen Konstitutionalismus bis zum Kulturkampf*, in: Ernst Bruckmüller u.a. (Hg.), *Bürgertum in der Habsburgermonarchie*, Wien/Köln 1990, 257–273, und bei Roman Sandgruber, *Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel*, Wien/Köln/Graz 1986, 50–52.
 - 12 *Gedenkbuch der Volksschule in Münichsthal [1923–1955]*, A. Ortskunde, o.S.
 - 13 *Ebd.*, B. *Gedenkbuch*, 1950, o.S.
 - 14 Zu den bäuerlichen Burschengruppen vgl. allgemein Michael Mitterauer, *Sozialgeschichte der Jugend*, Frankfurt am Main 1986, 171–177; zu diesen Gruppen in der hier interessierenden Region vgl. Werner Galler, *Die Burschenschaften des östlichen und mittleren Weinviertels. Ihre Erscheinung im 20. Jahrhundert*, unveröffentlichte phil. Diss., Universität Wien 1971; Stefan Eminger, *Geschichte(n) der katholischen Jugend in Obersdorf. Zeitgeschichtliche Beiträge zu jugendlichen Lebenswelten im ländlichen Raum*. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung am 16./17.06.2001 und 23./24.06.2001 im Kultursaal Obersdorf, Obersdorf 2001, 33–73; Wolfgang Galler, *100 Jahre Katholische Jugend Pillichsdorf. Geschichte einer Weinviertler Dorfjugend im Spiegel des 20. Jahrhunderts*, Pillichsdorf 2008, 21–44.
 - 15 Auf die große Bedeutung der Kategorie Verwandtschaft für das – auch politische – Leben im Dorf verweisen etwa Utz Jeggle/Albert Ilien, *Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner*, in: Wehling (Hg.), *Dorfpolitik*, 38–53, hier 38, 42, und Wolfgang Kaschuba/Carola Lipp, *Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 56)*, Tübingen 1982, 572–598.
 - 16 Interview mit Josef Stöckl (geb. 1924), am 15.8.2011 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband. Für die für Außenstehende nicht immer leichte Zuordnung der Dorfpolitiker zu den beiden Fraktionen bin ich Herrn Stöckl zu großem Dank verpflichtet.
 - 17 Interview mit Elisabeth Schwarz (geb. 1919), am 13.12.2003 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
 - 18 Eminger, *Lebenswelten*, 137–140.
 - 19 Interview mit Elisabeth Schwarz (geb. 1919), am 13.12.2003 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
 - 20 *Diözesanarchiv Wien (DAW)*, *Pfarrchronik Münichsthal*, Bd. I, 1950–1985, 34 f.
 - 21 Interview mit Franz Mayer (geb. 1918), am 24.1.2004 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
 - 22 Zum spezifisch die Mädchen betreffenden Kontrollkonzept der „Anständigkeit“ vgl. Lothar Böhnisch/Heide Funk, *Jugend im Absseits? Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum*, München 1978, 84.
 - 23 Interview mit Josef Pfaffl (geb. 1930), am 29.11.2003 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
 - 24 *NÖLA, Vereinskataster, Münichsthal*.
 - 25 *Ebd.*
 - 26 *Sammlung Josef Pfaffl, Münichsthal, Erinnerungen und Erzählungen von alten Ortseinwohnern von Münichsthal*, 1967 handschriftlich aufgezeichnet von Johann Pfaffl, fol. 8; Galler, *Burschenschaften*, 385; Galler berichtet darin übrigens auch von einem gelungenen Einigungsversuch in Gaiselberg (Bezirk Gänsern-

- dorf), wo der katholische Burschenverein die Vereinigung der in drei Gruppen zerfallenen Ortsburschen zuwege brachte.
- 27 Stefan Eminger, „Reichsbündler“, „Marienkinder“ und Bauernburschen. Politischer Katholizismus und Jugend auf dem Dorfe in der Zwischenkriegszeit, in: Haas/Hiebl (Hg.), Politik, 31–53, hier 34, 48 f.
 - 28 Eminger, Lebenswelten, 119.
 - 29 Ebd., 119.
 - 30 Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte auch die Kiebingen-Studie von Kaschuba/Lipp, Überleben, 201.
 - 31 So kandidierte der Neffe der bis 1902 aktiven Wirtsgattin 1924 für die Sozialdemokraten; Niederösterreichisches Landesarchiv (NÖLA), Bezirksgericht Wolkersdorf, Verlassenschaften, A 313/1902; Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1924, o.S.
 - 32 Den Prozess des Überganges von integrierten in nicht integrierte, kapitalistisch-marktwirtschaftliche Gesellschaften analysierte erstmals Karl Polanyi, The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, Baden-Baden 1978; relativierend dazu Mark Granovetter, Economic Action und Social Structure: The Problem of Embeddedness, in: American Journal of Sociology 93 (November 1985), 481–510.
 - 33 NÖLA, Bezirkshauptmannschaft (BH) Floridsdorf-Umgebung, Gruppe I, Zl. 128/1927, Ausschreitungen in Wien am 15. und 16.7.1927, Schreiben Gendarmeriepostenkommando Großbebersdorf an BH Floridsdorf-Umgebung am 12.9.1927.
 - 34 Sammlung Josef Pfaffl, Münichsthal, Erinnerungen, fol. 9.
 - 35 Wie es scheint, wurde den Kameradschaftsvereinen generell erhebliches „sozialintegratives“ Potential zugeschrieben. Die Gründung des Kameradschaftsvereins im nahe gelegenen Manhartsbrunn 1932 wurde vom dortigen Pfarrer mit der erklärten Absicht unterstützt, die dort ebenfalls vorherrschende „Ortsteilfeindschaft“ zu überwinden. DAW, Pfarrchronik Manhartsbrunn, Bd. II/1, 1900–1937, S. 52, 54.
 - 36 Eine 1938 angefertigte Mitgliederliste der Heimwehr führt 66 Männer an. NÖLA, BH Floridsdorf-Umgebung, Gruppe I, Zl.66/1938, Schreiben des Gendarmeriepostenkommandos Großbebersdorf an die Gestapo-Außenstelle für NÖ in Wiener Neustadt vom 26.3.1938.
 - 37 NÖLA, BH Floridsdorf-Umgebung, Gruppe I, Zl. 128/1927, Ausschreitungen in Wien am 15. und 16.7.1927, Schreiben Gendarmeriepostenkommando Großbebersdorf an BH Floridsdorf-Umgebung am 12.9.1927; von Gewehrmunition der Heimwehr, die später im Schulhaus gelagert wurde, berichtet Johann Pfaffl. Sammlung Josef Pfaffl, Münichsthal, Erinnerungen, fol. 9.
 - 38 Sammlung Josef Pfaffl, Münichsthal, Erinnerungen, fol. 9.
 - 39 Reiskopf/Semrad/Semrad, Münichsthal, 136.
 - 40 Bis zur Erhebung zur eigenen Pfarre 1958 verfügte Münichsthal lediglich über einen im Ort wohnhaften „Messeleser“, der dem Priester der Mutterpfarre Großbebersdorf formal untergeordnet war.
 - 41 Gedenkbuch Volksschule, A. Ortskunde, o.S.
 - 42 Ebd., B. Gedenkbuch, 1934, o.S.
 - 43 Allgemein zu „Jung-Vaterland“ vgl. Walter Wiltschegg, Die Heimwehr. Eine unwiderstehliche Volksbewegung? (Studien und Quellen zur österreichischen Zeitgeschichte, Bd. 7), Wien 1985, 284 f.
 - 44 Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1934, o.S.
 - 45 Ebd.
 - 46 Ebd., 1935, o.S.
 - 47 Ebd., 1934, 1936, o.S.
 - 48 Diesen Bruch beobachteten in Kiebingen auch Kaschuba/Lipp, Überleben, 282 f.; kein Bruch, sondern lediglich eine Verlagerung der Macht auf den rivalisierenden bäuerlichen „Clan“ erfolgte 1938 hingegen im Falle der nur wenige Kilometer von Münichsthal entfernten Bauerngemeinde Obersdorf: Eminger, Konkurrenz, 387–398.
 - 49 Gedenkbuch Volksschule, A. Ortskunde, o.S.; NÖLA, Vereinskataster, Münichsthal, Deutscher Schulverein Südmark.
 - 50 Ergebnis der Nationalratswahl vom 9. November 1930 in Niederösterreich, Wien 1930, 55.
 - 51 Ergebnis der Landtagswahlen in Niederösterreich vom 24. April 1932, Wien 1932, 42.
 - 52 Volkskampf. Kampfblatt der NSDAP, Gau Niederösterreich 2 (15. April 1933), 4.
 - 53 Trauungsbuch der Pfarre Großbebersdorf 1919 bis 1944, fol. 101.
 - 54 Interview mit Josef Stöckl (geb. 1924), am 15.8.2011 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
 - 55 Zur Verwandtschaftsverbinding vgl. Trauungsbuch der Pfarre Großbebersdorf 1899 bis 1918, fol. 106.
 - 56 Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1938, o.S.

- 57 NÖLA, BH Mistelbach, NS-Registrierungsblätter, Münichsthal.
- 58 NÖLA, Verzeichnis der Gemeindeorgane nach Bezirken 1939, Kt. 494.
- 59 Von den vier Blockleitern war 1938 nur einer über 25 Jahre alt (nämlich 34 Jahre), von den beiden Zellenleitern zählte einer 23, der andere 41 Jahre; Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1938; NÖLA, BH Mistelbach, NS-Registrierungsblätter, Münichsthal.
- 60 NÖLA, BH Mistelbach, NS-Registrierungsblätter, Münichsthal.
- 61 Der 1902 verstorbene obere Wirt war unter anderem der Vormund der späteren Gattin des Ortsgruppenleiters; NÖLA, Bezirksgericht Wolkersdorf, Pflugschaften, P 88/1899.
- 62 Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1938, o.S.
- 63 Ebd., 1945, o.S.
- 64 NÖLA, Kreisgericht Korneuburg, Zl. 8E Vr 212/1941, Leopold Stracker (Schwarzhören).
- 65 Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1945, o.S.
- 66 Zu dieser Auseinandersetzung vgl. Eminger, Lebenswelten, 115 f.
- 67 Interview mit Josef Pfaffl (geb. 1930), am 23.11.2003 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
- 68 Gedenkbuch Volksschule, B. Gedenkbuch, 1950, o.S.
- 69 Eminger, Lebenswelten, 129; zum Vergleich: Bei den Gemeinderatswahlen 1950 hatten die Sozialisten lediglich knapp 19 Prozent der gültigen Stimmen erreicht.
- 70 Sitzungsprotokolle der Gemeinde Münichsthal 1945–1962, Sitzung vom 28.4.1960.
- 71 Interview mit Josef Stöckl (geb. 1924), am 15.8.2011 (Interviewer: Stefan Eminger), auf Tonband.
- 72 Vgl. dazu auch Gerhard Lehmbuch, Der Januskopf der Ortsparteien. Kommunalpolitik und das lokale Parteiensystem, in: Der Bürger im Staat 25 (1975) H.1, 3–8, hier 4.
- 73 Christel Köhle-Hezinger, Lokale Honoratioren. Zur Rolle von Pfarrer und Lehrer im Dorf, in: Wehling (Hg.), Dorfpolitik, 54–64, hier 56 f.
- 74 Zum Konzept der „vorgestellten“ Nation Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Berlin 1998.
- 75 Mit den Folgen des „Wirtshaussterbens“ der 1970er Jahre – allerdings ohne den Bereich der Dorfpolitik zu thematisieren – beschäftigte sich etwa Philipp Hümmer, Der Verlust des Dorfwirtshauses und die Auswirkungen auf Kommunikation und Freizeitverhalten der Dorfbewölkerung – Eine Fallstudie über Dörfer der nördlichen Frankenalb, in: Bayreuther geowissenschaftliche Arbeiten, Bd. 1, Bayreuth 1980, 115–130.
- 76 Vgl. etwa auch die Eskalation der Konflikte zwischen den rivalisierenden Familien in Obersdorf; Eminger, Konkurrenz, 387–398, hier 387 f.
- 77 So auch der Befund für die Bundesrepublik Deutschland in Karl-Heinz Naßmacher/Wolfgang Rudzio, Das lokale Parteiensystem auf dem Lande. Dargestellt am Beispiel der Rekrutierung von Gemeinderäten, in: Wehling (Hg.), Dorfpolitik, 127–142, hier 131.

Ein Fall für die Mikrogeschichte?

Otto Enders Schreibtischarbeit

Wer oder was ist Otto Ender?

Eine möglichst kurze Antwort könnte lauten: Otto Ender war zunächst ein in Bregenz tätiger Rechtsanwalt. 1908 hatte er im Alter von 33 Jahren seine Kanzlei eröffnet. Seit seinem Studium, genauer, seit 1896 war er Mitglied des Cartellverbandes. Er ist früh politisch tätig geworden, vor allem als Redner in Veranstaltungen der Christlichsozialen Partei. 1915 wurde er Obmann der Christlichsozialen, 1916 Direktor der Landeshypothekenanstalt und Leiter der Kriegsgetreideverkehrsanstalt. Nach Kriegsende 1918, also mit 43 Jahren, wurde er zum Landeshauptmann ernannt. Otto Ender führte die Geschäfte der Landesregierung – mit einer kurzen Unterbrechung 1930/31 – bis August 1934. Im Dezember 1930 wurde er, nunmehr 55 Jahre alt, Bundeskanzler, blieb es jedoch nur ein halbes Jahr. Im Juni 1931 trat er im Zusammengang mit dem Zusammenbruch der Credit-Anstalt zurück. Im August 1933 wurde er als Bundesminister ohne Portefeuille in das Kabinett Dollfuß berufen, beauftragt mit der Ausarbeitung einer neuen, ständestaatlichen Verfassung. Nach der Ermordung von Dollfuß im Jahr 1934 schied er aus der Regierung aus und wurde Präsident des Rechnungshofes. In dieser Funktion blieb er bis zum März 1938. Er wurde verhaftet, kam nach einigen Monaten frei, es wurde ihm jedoch verboten, sich in seinem Heimatland Vorarlberg aufzuhalten. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm er keine politischen Ämter mehr an. Er starb am 25. Juni 1960.

Eine andere, etwas ausführlichere Version könnte lauten¹: Otto Ender wurde am 24. Dezember 1875 in Altsch, Vorarlberg, geboren. Die Eltern stammten beide aus Altsch. Der Vater war ein Stickerferger, eine Art Zwischenhändler, der die zahlreichen in Heimarbeit tätigen Stickerinnen und Sticker mit Ware versorgte und sie nach der Bearbeitung wieder beim Exporteur ablieferte. Die Mutter führte eine Gemischtwarenhandlung und nebenbei betrieb die Familie noch eine kleine Landwirtschaft. Die Eltern hatten vier Söhne: Einer starb schon 1887 im Alter von neun Jahren, einer, Wilhelm, fiel mit 37 im letzten Kriegsjahr 1918. Während Otto Ender, der Älteste, als Rechtsanwalt und Politiker Karriere machte, ist der jüngste, Alfons, ein prominenter Wirt geworden. Die Situation der Familie war lange durch die Krankheit der Mutter belastet; sie litt, so wird überliefert, an „Melancholie“, war ab 1893 immer wieder in der Landes-Irrenanstalt Valduna und starb hier auch 1911.

Otto Ender studierte nach dem Besuch des – weit über die Grenzen Vorarlbergs hinaus bekannten – Jesuitenkollegs Stella Matutina in Feldkirch, das auch seine Brüder besuchten, Rechtswissenschaften in Innsbruck, Freiburg (Schweiz), Prag und Wien. Nach der Promotion 1901 in Innsbruck, einem Gerichtsjahr in Feldkirch und seiner Konzipiententätigkeit ebendort sowie in Wien – nebenbei besuchte er in Wien auch Kurse auf

der Export-Akademie (der späteren Hochschule für Welthandel) – konnte er sich 1908 als Rechtsanwalt in Bregenz etablieren. Im selben Jahr heiratete er die neun Jahre jüngere Maria Rusch, eine Schweizerin aus dem nahegelegenen Appenzell. Gemeinsam hatten sie sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, allesamt zwischen 1909 und 1918 geboren. Otto Ender machte – obwohl eine Kandidatur für den Landtag 1912 gescheitert war – eine steile Karriere: Zunächst wurde er 1913 Direktor der Vorarlberger Landeshypothekenbank, 1915 bis 1919 war er ihr Oberdirektor²; während des Ersten Weltkriegs übernahm er zusätzlich die Leitung der Vorarlberger Filiale der Kriegsgetreideverkehrsanstalt und schließlich wurde er im November 1918 als Nachfolger von Adolf Rhomberg Landeshauptmann. Schon 1929 war Ender als Bundeskanzler im Gespräch, 1930 wurde er dann tatsächlich – als einziger Vorarlberger bis heute – Bundeskanzler der Republik. Allerdings zerbrach seine Regierungskoalition schon nach wenigen Monaten wegen des Zusammenbruchs der Credit-Anstalt, der damals größten Bank Österreichs. Das Ende seiner Kanzlerschaft im Juni 1930 ist eng in Verbindung mit den ersten beiden Credit-Anstalt-Gesetzen zu sehen, mit denen die Republik für diverse Verbindlichkeiten die Haftung übernahm. Ender verlangte damals auch bestimmte Sondervollmachten vom Nationalrat, die ihm ein autoritäres Regieren ermöglichen sollten, jedoch nicht gewährt wurden. Nach seinem Rücktritt amtierte er wiederum als Landeshauptmann von Vorarlberg.

Otto Ender hatte im März 1931 Engelbert Dollfuß als Nachfolger für den bisherigen Landwirtschaftsminister Andreas Thaler in sein Kabinett geholt. Dollfuß blieb bekanntlich auch unter Enders Nachfolger Karl Buresch in dieser Funktion, wurde im Mai 1932 selbst Bundeskanzler und berief wiederum Ender im September 1933 als Bundesminister ohne Portfeuille in sein Kabinett. Ender erhielt den Auftrag, eine neue Verfassung auszuarbeiten. Er blieb gleichzeitig Landeshauptmann und pendelte regelmäßig zwischen Bregenz und Wien. Er war – wie sich in der Edition der Ministerratsprotokolle des Kabinetts Dollfuß³ gut verfolgen lässt – federführend an der Ausarbeitung der Verfassung vom Mai 1934 beteiligt, die schließlich auch in einer von ihm kommentierten Ausgabe erschien.⁴ Nach der Ermordung von Dollfuß im Juli 1934 trat er als Minister und Landeshauptmann zurück und wurde Präsident des Obersten Rechnungshofes der Republik Österreich, hier als Nachfolger von Max Vladimír Beck (1854–1943), der unter Kaiser Franz-Josef 1906 bis 1908 Ministerpräsident gewesen war. Nach dem „Anschluss“ an das nationalsozialistische Großdeutsche Reich im März 1938 wurde Ender sofort zum Rücktritt gezwungen und für mehrere Monate inhaftiert. Danach lebte er – da über ihn ein „Gauverbot“ verhängt worden war – bis zum Kriegsende in Wien und Salzburg. Die Situation Enders und seiner Familie war während des Krieges nicht nur wegen seiner eigenen Situation bedrohlich, sondern auch deswegen, weil einer seiner Söhne, der spätere Diplomat Rudolf Ender⁵, sich während des Krieges unter nicht ganz geklärten Umständen nach Portugal abgesetzt hatte.⁶

Nach Kriegsende soll Otto Ender erneut – und zwar vom französischen Außenminister Georges Bidault – die Kanzlerschaft angetragen bekommen, jedoch abgelehnt haben.⁷ Ender nahm kein politisches Amt mehr an. Er organisierte die Übernahme des Landesmuseums durch das Land – bisher war der Landesmuseumsverein Eigentümer und Träger gewesen – und verfolgte diverse verkehrspolitische Interessen, etwa die Schiffbarmachung des Rheins bis zum Bodensee, um einen Anschluss Vorarlbergs an die Rheinschifffahrt

zu erreichen, ein Ziel, das sich nicht verwirklichen ließ. 1960 starb Ender im Alter von 85 Jahren, etwas mehr als ein Jahr nach seiner Frau.

Lebensgeschichtlicher Parcours oder Dekonstruktion biografischer Illusionen?

Diese beiden Kurzversionen einer Lebensgeschichte vermitteln den Eindruck, als verfüge der Erzähler über die Fähigkeit, das Leben von Otto Ender als ein Ganzes wiederzugeben. Man kann das Leben eines Menschen anschaulich schildern, so als ob es einen vermeintlich sinnvollen Verlauf nimmt, von der Geburt über Kindheit, Jugend bis ins Alter und bis zum Tod. Man kann die Biografie so erzählen, als ob es sich um eine erfüllte Laufbahn handelt, von der Ausbildung, der beruflichen Etablierung bis zu ersten Höhepunkten der Karriere und schließlich ihrem Kulminationspunkt. Es gibt in diesem Zusammenhang die von Pierre Bourdieu als „common sense“ bezeichnete Vorstellung, dass das Leben „als Weg, Straße, Bahn samt Kreuzungen [...] beschreibt oder als Wanderung, also als Fahrt, Lauf, *cursus*, Übergang, Reise gerichteten Verlauf, lineare, in nur eine Richtung gehende Bewegung (Mobilität) mit einem Beginn („Eintritt ins Leben“), verschiedenen Etappen, einem Ende im doppelten Sinne von Endpunkt und Ziel („er wird seinen Weg machen“ bedeutet, er wird Erfolg haben, Karriere machen), Ende der Geschichte.“⁶⁸ Bourdieu macht mit seiner Kritik an der von ihm als „biographische Illusion“ bezeichneten Konstruktion von Lebensgeschichten deutlich, dass die Normalität dessen, was wir Leben nennen, eben *gemacht* ist. Auch das Leben eines Politikers erscheint dann retrospektiv als Einheit, als eine Laufbahn und eine Karriere, in der es neben Erfolgen zwar Brüche oder auch sogar ein fulminantes Scheitern gegeben haben mag. Wenn das so wäre, dann könnte man vermutlich auch Aktiva und Passiva zusammenzählen, eine Bilanz ziehen, das Leben und die Leistungen, die politischen Taten Otto Enders endgültig bewerten. 1957, also noch zu Lebzeiten Otto Enders, hat Hans Huebmer, langjähriger Pressereferent der Vorarlberger Landesregierung nach 1945, eine Biografie mit dem schlichten Titel *Dr. Otto Ender* vorgelegt. Huebmer formuliert ein solches Resümee:

„Das österreichische Volk hatte in den zwei Jahrzehnten zwischen 1918 und 1938 nicht das Staatsbewußtsein gewonnen, das erforderlich war, die durch den Raum und die zeitlichen Zusammenhänge gestellten Aufgaben zu erfüllen. Ein Teil des österreichischen Volkes blickte in die Vergangenheit, ein anderer starrte in die Zukunft und fast alle verloren den realen Blick für die Gegenwart. Der Mann der Wirklichkeit, der die Dinge wahrscheinlich gemeistert hätte, wäre Dr. Otto Ender gewesen. Erfassung der Wirtschaftskräfte des Landes, Erweiterung des Raumes durch Niederlegung der Zollgrenzen und kühle Beherrschung ökonomischer Katastrophenzustände, das war des Bundeskanzlers Dr. Ender großzügiges Konzept. Das Überwiegen der Wirtschaft vor dem Politischen im engeren Sinne ist heute Gemeingut der Staatskunst, zur Zeit seiner Kanzlerschaft war Dr. Otto Ender den Ereignissen um zwei Jahrzehnte vorausgeeilt. Er konnte im Einzelfalle scheitern, aber seine Gedanken waren immer richtig. Die Gegenwart hat ihm die Zustimmung versagt, die Zukunft hat ihm jedes

Mal rechtgegeben. Die Instanz, welche seine Kanzlerschaft rechtfertigte, ist die Geschichte selber.⁴⁹

Neben der Biografie von Huebner gibt es nur noch einen weiteren monografischen Text zu Otto Ender, nämlich ein Porträt, das Gerhard Wanner in dem 1983 von Friedrich Weissensteiner und Erika Weinzierl herausgegebenen Sammelband *Die österreichischen Bundeskanzler. Leben und Werk* publizierte. Wanner inszeniert Enders Leben und sein politisches Werk beinahe als Allegorie einer Ambivalenz, und zwar zwischen dem Demokraten und dem Austrofaschisten Ender. Er bringt diese gleich zu Beginn seines Textes auf den Punkt: „War Ender Demokrat oder Austrofaschist?“¹⁰ Wanner berichtet von Enders weltanschaulichem und politischem Werdegang sowie seinen politischen Projekten auf Basis der bekannten historischen Ereignisse und kommt zur Beantwortung seiner Frage:

„Die Wurzeln des österreichischen Übels lagen nach seiner Sicht in einem übermächtigen, aber handlungsunfähigen Nationalrat, in einem zu starken Wien und in der ständigen Demagogie der Sozialdemokraten aber auch der ‚Bürgerlichen‘. [...] Dazu komme die ‚liberale‘ Beamtenschaft der Ministerien, die in der ‚Forderung nach Zentralismus ihre Lebensexistenz‘ sähe. Österreich sei letztlich nur zu retten, wenn es ‚den Arbeitsgeist unserer alpenländischen Bevölkerung‘ verkörpere. [...] Er glaubte, seine politischen Ideale in den katholischen Bundesländern verwirklichen zu können. Daher blieb er sich als Föderalist stets treu, als Demokrat hatte er versagt.“¹¹

Wanner erzählt also die politische Biografie Otto Enders so, als habe es sich bei seiner Entwicklung immer nur um eine Pendelbewegung zwischen Demokratie und Faschismus (oder zumindest autoritären Idealen und Vorstellungen) gehandelt. Und das hat gute Gründe: Für Historiker/-innen ist es naheliegend, die gesamte Geschichte der Ersten Republik, die mit einem Demokratisierungsschub begann und in den Austrofaschismus und schließlich die NS-Diktatur mündete, zwischen diesen Polen anzusiedeln. Es stellt sich jedoch die Frage, ob man die Geschichte einzelner Personen durch diese konstruierte Erzählung nicht in ein Schema zwingt, das für sie selbst in dieser dominierenden Form gar nicht existierte. Was ist mit all dem anderen, das sich nicht auf der Achse zwischen Demokratie und autoritärem Staat verorten lässt?

Suchanordnung und Fundkomplex *Otto Ender*

Man kann aber über Otto Ender auch anders sprechen: Für Forscher/-innen ist er zunächst einmal ein Verstorbener, von dem diverse persönliche und amtliche Dokumente überliefert sind, eine historische Persönlichkeit, deren einstige Prominenz dazu führte, dass sich in Archiven und Bibliotheken Zeitungsartikelsammlungen erhalten haben, einige Ölgemälde, Zeichnungen, eine Büste und schließlich Fotos, auf denen er gemeinsam mit anderen Prominenten abgebildet ist. All diese Dinge sind einigermaßen verstreut. Man könnte *Otto Ender* also auch als eine *Suchanordnung* verstehen und schließlich als einen *Fundkomplex*. Die wichtigste Fundstelle befindet sich im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz. Hier handelt es sich im Wesentlichen um die Handakten des Landeshauptmannes und den

persönlichen Nachlass der Privatperson, allerdings wiederum untrennbar verbunden mit dem Politiker. Hier liegen auch die Akten der Landesregierung, in denen in verschriftlichter Form alle Agenden des Landeshauptmannes dokumentiert sind. Die Dokumente seiner Kanzlerschaft liegen vor allem im Österreichischen Staatsarchiv in Wien, hier im Archiv der Republik, im Bestand des Bundeskanzleramtes. Hier gibt es vor allem die noch nicht edierten Ministerratsprotokolle des Kabinetts Ender. Die Arbeit Enders als Minister im Kabinett Dollfuß ist dagegen durch die Edition der Ministerratsprotokolle gut dokumentiert.¹² Seine Tätigkeit als Präsident des Obersten Rechnungshofes müsste überhaupt erst erforscht werden, hier könnte man im Archiv des Rechnungshofes und auch im Staatsarchiv fündig werden. In der *Wien-Bibliothek* im Rathaus liegen im Bestand des Tagblatt-Archivs zwei Personenmappen zu Otto Ender, in der sich zahlreiche Zeitungsausschnitte erhalten haben. Die erwähnten Ölgemälde findet man in der Vorarlberger Landesregierung in Bregenz und auch im *vorarlberg museum* (vormals Vorarlberger Landesmuseum); hier werden auch die Büste und einige der Fotos verwahrt. Der Komplex *Otto Ender* ist damit noch nicht vollständig durchleuchtet: Enders Existenz ist zwar nicht in sehr vielen, aber doch in einigen wichtigen zeitgenössischen Prominentenalmannen dokumentiert, Einträge finden sich in historischen Lexika und mittlerweile auch im Internetlexikon Wikipedia.¹³ Und nicht zuletzt wird Otto Ender sowohl in der Memoirenliteratur¹⁴ als auch in diversen wissenschaftlichen Aufsätzen und Büchern zur Geschichte der Ersten Republik und des Ständestaates erwähnt.¹⁵ Findige Rechercheure könnten gewiss noch weitere Fundstellen in Politikernachlässen und Parteiarchiven eruieren und sich auf die Suche nach Dokumenten in öffentlichen Archiven und Bibliotheken machen, die die Existenz eines Dr. Otto Enders belegen.

Die Suchanordnung könnte aber noch weiter differenziert werden: Otto Ender war Rechtsanwalt, infolgedessen finden sich Materialien vermutlich in den Akten der Vorarlberger Rechtsanwaltskammer, da er Konzipient in Wien war, vermutlich auch in Wien. Man könnte Ender als Rechtsanwalt ins Visier nehmen und ihn mit den Rechtsanwälten seiner Zeit vergleichen. Man könnte ihn als christlichsozialen Parteipolitiker betrachten, ihn auch in eine Serie der Landeshauptleute, seiner Vorgänger und Nachfolger in Vorarlberg, oder in eine Serie der Landeshauptleute der Zwischenkriegszeit¹⁶ und ebenfalls in eine Serie der Bundeskanzler¹⁷, jener vor ihm und jener nach ihm, stellen.

Bei all diesen Recherchen im Komplex *Otto Ender* würde man gewiss eine Vielzahl an Details zu Tage fördern, die es zu ordnen gilt. Die Frage ist nun, nach welchen Kriterien, nach welchen Gesichtspunkten, nach welchen Prinzipien würde man hier ordnen, auswählen, vernachlässigen, hervorheben, berücksichtigen oder nicht? Was ist heute an Otto Ender noch interessant? Wenn man die Zeit, um die es sich handelt, stets den Polen „Demokratie“ und „Faschismus“ bzw. „austrofaschistischer Ständestaat“ unterordnet, dann wendet man ein starkes und der Logik der traditionellen Zeitgeschichte entsprechendes Ordnungsprinzip an, das mit dem Entstehen einer österreichischen Zeitgeschichte in den 1970er Jahren durchaus Sinn und Berechtigung hatte und vielleicht noch immer hat. Man könnte allerdings auch anders vorgehen und sich nach anderen Möglichkeiten der Vorgangsweise umsehen und Fragestellungen entwickeln, die in den ersten Jahrzehnten der Zeitgeschichtsforschung nur sehr eingeschränkte Bedeutung hatten, dafür heute von großer Relevanz sind, wie etwa die Frage nach den Geschlechterverhältnissen. Der Fundkomplex *Otto Ender* ist extrem männlich dominiert: Frauen spielten damals – obwohl sie

seit 1918 das aktive und passive Wahlrecht besaßen – eine marginale Rolle in der Politik. Alle größeren Parteien schickten zwar einige Frauen in den Nationalrat, dort waren ihre Einflussmöglichkeiten aber sehr beschränkt.¹⁸ In den Netzwerken Otto Enders kommen Politikerinnen nicht vor. Seine eigene Ehefrau taucht im Fundkomplex *Otto Ender* – soweit ich ihn überblicke – nur an wenigen Stellen auf, unter anderem dann, wenn es um Enders Verhältnis zur Schweiz geht. Frau Ender war – wie erwähnt – Schweizerin. Als Otto Ender 1929 als Kanzler im Gespräch war und es vielen politischen Kommentatoren schon eine ausgemachte Sache schien, dass er eine neue Regierung bilden würde, aber schließlich doch absagte, lieferte die Erkrankung seiner Frau schließlich die notwendige Erklärung.¹⁹ In einem Artikel aus dem Jahr 1939 über Otto Ender in der Wochenzeitschrift *Die Tribüne* wird schließlich die „Kaffeetafel der Frau Landeshauptmann“ als Zentrum einer „Bewegung“ erwähnt, die für den Anschluss an die Schweiz agitiert habe und „an der zu sitzen der Stolz des ehrgeizigen Vorarlbergers war“ – Otto Ender selbst aber sei „viel zu schlau und zu vorsichtig“ gewesen, „um sich selbst dabei zu exponieren“.²⁰ Und schließlich gibt es noch eine Reihe von Briefen, die direkt an Frau Ender gerichtet wurden, jedoch Bitten enthielten, ihren Mann zu informieren oder zu motivieren, irgendeine Entscheidung im Sinne der Briefschreiberin oder des Briefschreibers zu treffen. Unter den vielen Briefen, die sich im Fundkomplex *Otto Ender* erhalten haben, finden sich schließlich auch einige, die von Frauen geschrieben wurden. Ein Vergleich männlicher und weiblicher Anliegen würde gewiss interessante Aufschlüsse über geschlechtsbedingte Differenzen der Sorgen, Nöte und Wünsche ermöglichen.

Mikrogeschichte anhand der Biografie eines Prominenten?

Der Fundkomplex *Otto Ender* enthält zwar nicht unendlich, aber doch für einen einzelnen Forscher zu viele Einzelheiten, Details und Zusammenhänge. Die Frage der Herangehensweisen ist stets eng verknüpft mit dem Erkenntnisinteresse. Muss man alles, was man über Otto Ender wissen könnte oder wissen will, der Frage, ob er ein Demokrat oder ein Austrofaschist war, unterordnen? Selbstverständlich nicht. Das Verhältnis zwischen der Geschichte der großen Ideen einer Zeit, der herrschenden politischen Strukturen, sozialen Systeme, der besonderen kulturellen Ausdrucksformen einerseits und der Ebene der unbeachteten und darüber hinaus unbekannteren Einzelheiten und besonderen Details andererseits thematisiert seit geraumer Zeit die Debatte zwischen Mikro- und Makrogeschichte.²¹ Sie ist – wie die meisten derartigen Debatten – ebenso redundant wie erhellend und, wie es scheint, selbst schon Geschichte.²² Die Geschichtswissenschaft hat von ihren Anfängen an stets eine mühsame Auseinandersetzung um die Vermittlung zwischen den Details, den Einzelheiten, den besonderen Begebenheiten oder speziellen Ausnahmefällen und schließlich dem Allgemeinen der großen Ordnungen, der Systeme und Strukturen geführt. Immer war klar, dass alle großen Generalthesen oder Strukturanalysen nur auf Einzelheiten oder Details aufbauen können und dass umgekehrt die Bedeutung und der Wert des Einzelnen und Besonderen sich immer nur durch das Verständnis allgemeiner Ideen, Ordnungen, Systeme erschließt, auch wenn sich das Allgemeine mittels neuer Erkenntnis des Besonderen und Einzelnen immer wieder revidieren lassen muss. Das ‚Kleine‘ ist bekanntlich nur klein im Verhältnis zum Größeren oder ‚Großen‘ und umgekehrt,

das Unwichtige ist nur im Vergleich mit dem Wichtigen unwichtig, und so weiter. Die Debatte um Mikro- und Makrogeschichte war (und ist) dort redundant, wo es sich um nichts anderes als eine Auseinandersetzung um die Durchsetzung einer neuen geschichtswissenschaftlichen Mode handelt, die – wie die meisten Moden – durchaus ihre Berechtigung hat.²³ Aber wo es sich um wirklich neue Probleme handelt, meist an den Grenzen zu anderen Disziplinen, kann die Debatte immer wieder aufs Neue erhellend sein.²⁴ Ein Erkenntnishindernis, das jedoch immer wieder – zuweilen im Rückgriff von Walter Benjamin auf den vor allem von Gottfried Wilhelm Leibniz geprägten Begriff der Monade (*monas*, griechisch für Einheit, Einfachheit) – auftaucht²⁵, findet sich in der Vorstellung, man könne im „Kleinen“ das „Große“ erkennen²⁶, da es sich dort spiegle, oder da das winzige Elementarteilchen auf geheimnisvolle Weise das Große oder Ganze in sich trage, oder zumindest so etwas wie eine Strukturhomologie zwischen den entgegengesetzten Polen bestünde. Diese homöopathische Auffassung historischer Zusammenhänge ist nicht nur problematisch, da weder das Kleine noch das Große oder Ganze ausreichend bestimmbar ist, sondern sie ist falsch: Im Kleinen oder Einzelnen ist das Große oder Ganze eben nicht enthalten, auch wenn das eine nicht ohne das andere erkennbar wird. Im Kleinen findet man alles Mögliche, aber eben nicht das Große oder Ganze. Die Studie über ein kleines oder auch größeres Dorf, über eine Straße oder einen Stadtteil kann niemals die Geschichte eines Landes, einer Nation oder einer Metropole enthalten und auch nicht deren Struktur oder Wesen,²⁷ auch wenn mikrohistorische Studien unterschiedlichster Verhältnisse zur Erforschung allgemeiner Zusammenhänge unabdingbar sind. So wichtig das Verhältnis zwischen Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit ist, so viele Fehler können bei der Vermittlung gemacht werden, das zeigt sich schon im – heute vergessenen – altehrwürdigen Lehrgebäude der Kasuistik. Auch wenn das Allgemeine auf Einzelfällen und Besonderem beruht, im Einzelnen das Allgemeine zu suchen muss misslingen. Das eine steckt nicht im anderen.²⁸ Die Versuche, das Kleine und Anonyme gegen das Große, Ganze und Prominente stark zu machen, ist eine verfehlte – wenn auch aus der Geschichte des Faches verständliche – Legitimationsstrategie. Die Geschichtswissenschaft hat aus ihren höfisch-urbanen Ursprüngen eine beinahe ausschließliche Tendenz zur „großen“ Politik kultiviert, in ihren geistes- oder ideengeschichtlichen Formen das Denken und die Werke der „großen“ Denker, Dichter, Wissenschaftler und Politiker erforscht (kaum aber je das alltägliche Denken) und in ihren sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Ausläufern eine große Neigung zu den vermeintlich alles – oder zumindest das meiste – erklärenden sozialen und ökonomischen Strukturen gehabt. Großstädte und vor allem Metropolen als Orte politischen und kulturellen Geschehens waren Historikerinnen und Historikern wesentlich bedeutsamer als Kleinstädte, Dörfer oder ländliche Regionen. Lange waren auch – nach welchen Maßstäben auch immer – mächtige oder prominente Personen für die Historiografie von viel größerer Bedeutung als unbekannte, alltägliche, nichtprominente Menschen. Für die Militärgeschichte war stets nur die Perspektive vom Feldherrnhügel aus maßgebend, die Perspektiven des gemeinen Soldaten, des Zugführers oder Regimentskommandanten – von jener der Zivilbevölkerung, den Frauen und Kindern im Krieg ganz zu schweigen – galten hier lange als unterinteressant.²⁹ Einerseits hat jedoch eine Reihe von Studien eindrucksvoll bewiesen, wie wichtig die Erforschung von unterschiedlichen Detailzusammenhängen für die Erkenntnis größerer und ganz großer Zusammenhänge ist³⁰, andererseits zeigt ein genauerer Blick auf ältere Forschungen, dass es grundlegende

Detailforschungen spätestens seit der Entwicklung der Historiografie zu einer empirischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert gab.³¹ Und last but not least stellt sich die Frage, ob und wie mit der von Jakob Tanner konstatierten „grundsätzliche[n] Nichtvermittelbarkeit“ zwischen Mikro- und Makroperspektive umgegangen werden kann.³²

Die Frage ist: Kann eine Politikerbiografie bzw. können Details aus dem politischen Leben eines Prominenten, wie sie sich eben im Fundkomplex *Otto Ender* auf vielfältige Weise darbieten, zum Gegenstand mikrohistorischer Analysen werden? Warum nicht, es gibt weder Themen noch Gegenstände, die sich mikrohistorischer Analyse – eben verstanden als eine Feinanalyse mit Nahperspektive – entziehen könnten. Auch wenn die neuere Mikrogeschichte seit den 1970er Jahren vornehmlich mit der Erforschung ländlicher und ‚kleiner‘ Verhältnisse oder Forschungen zu Nichtprominenten auf sich aufmerksam machte, sind genauso Biografien und Lebenszusammenhänge prominenter Persönlichkeiten oder Verhältnisse vermeintlich Hochgestellter, Mächtiger und Reicher geeignete Fundkomplexe und Forschungsgegenstände für mikrohistorische Studien.³³ Denn nicht der Forschungsgegenstand muss klein oder unbedeutend sein, sondern es geht um eine „Verkleinerung des Beobachtungsmaßstabes“ und damit um die Ermöglichung anderer, neuer Fragestellungen.³⁴ Wenn mikrohistorische Forschung im Ländlichen und Ärmlichen ergiebig ist, warum sollte sie nicht auch für urbane, vermögende, gebildete Personen oder Gruppen innovative Fragestellungen entwickeln können? Der Hinweis Jürgen Schlumbohms, Mikrogeschichte sei ein „Tendenzbegriff“, da sich ihr Interesse „kaum auf die ‚Eliten‘, sondern fast ausnahmslos auf die Menschen der ‚unteren Schichten‘ gerichtet“ habe, mag als Zustandsbeschreibung bislang zutreffen, kann aber als Einwand gegen den Einsatz mikrohistorischer Methoden bei der Erforschung von Eliten nicht dienen. In der Erforschung von Biografien – oder besser: in der Detail-Forschung zu Personen – liegt eine der Wurzeln der Mikrogeschichte,³⁵ hier wurde längst vor der Erfindung der Mikrogeschichte akribisch an Details und Detailzusammenhängen gearbeitet.³⁶ Ergebnis mikrohistorischer Forschung wird jedoch keine konventionelle Biografie sein, die das Leben als anschauliche Ganzheit vorgaukelt und die Einzelheiten zu einem Lehrstück politischer Moral montiert, sondern sie beabsichtigt die Infragestellung unterstellter Sinnzusammenhänge und Lebenswelten, etwa durch das Insistieren auf Einzelheiten, die sich nicht in den glatten Lebenslauf und den dazugehörigen Sinnkonstruktionen fügen.

Der Schreibtisch Otto Enders

Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit dem Fundkomplex *Otto Ender* ist die Schreibtischarbeit des Politikers. Durch sie entstand das Material, auf das ich mich beziehe. Der Schreibtisch eines Politikers ist jene Arbeitsfläche, auf der – zumindest metaphorisch gesprochen – Entscheidungen festgelegt, niedergeschrieben, weitergeleitet werden. In Wirklichkeit wissen wir nicht einmal, ob Ender häufig an seinem Schreibtisch saß oder ob er nicht hin und her wandernd diktierte. Aber der Schreibtisch ist ein Bild für das, was den Politiker zum Mächtigen macht: Er bildet das Zentrum einer bürokratischen Zentrale, in der es nicht nur um Entscheidungsgewalt geht, sondern auch um Beherrschung von Ordnungssystematiken, um Kommunikationstechniken. Im Schreibtisch finden sich Unterlagen, Dokumente, Adressen, Karteien, auf ihm Schreibgeräte, Schreibunterlagen und

womöglich ein Telefon. Dank der Ordnung auf und im Schreibtisch waren alle, die erreicht werden sollten, meist direkt, zumindest aber über Mittelsleute erreichbar, verfügbar und zu Diensten. Und alle, buchstäblich alle, das belegen die Dokumente der Handakten, konnten den Landeshauptmann Ender erreichen und erhielten eine Antwort, die zumeist als Durchschlag erhalten ist. Vom Schreibtisch aus hielt Ender Kontakt zu vielen Politikern, zumeist Parteikollegen, Ministern, Beamten, am Schreibtisch las und beantwortete er zahlreiche Anfragen und Bitten oder bedankte sich für Informationen, die ihm von überall her, oft von Ortspfarrern, zukamen.



Abbildung 1: Otto Ender in den 1930er Jahren

[Abbildung siehe Druckfassung]

(vorarlberg museum)

Der Schreibtisch des Advokaten Ender: Durch all die Jahre seiner politischen Tätigkeit blieb er Rechtsanwalt und Inhaber einer Kanzlei in Bregenz. Im Jahr 1920 sah sich Ender genötigt, Josef Johann Mittelberger, dem Obmann der Vorarlberger Christlichsozialen (und 1929 Finanzminister im Kabinett Streeruwitz), zu erklären, warum seine Kanzlei einen Unternehmer vertreten hatte, der von der Finanzbehörde angeklagt worden war. Nach der Darlegung des konkreten Falles ging Ender auf die grundsätzliche Frage ein, ob die Rechtsanwaltskanzlei eines Landeshauptmannes jemanden vertreten dürfe, der sich gegen Straf- oder Steuergesetze vergangen hat. Ein Advokat könne jeden „mit anständigen und erlaubten Mitteln verteidigen“; eine Kanzlei, die darauf verzichte, bezüglich der Verstöße gegen Ablieferungsvorschriften, gegen Ein- und Ausfuhrverbote und gegen die Gefällsstrafgesetze die Verteidigung zu übernehmen, könne „zumachen“. Er selbst habe als Landeshauptmann keinen Einfluss auf Gefällsstrafsachen (Zollvergehen betreffende Verfahren), „da die Finanzbehörde der Landesregierung nicht untersteht“. Anders sei es bei den Vergehen, die die politischen Behörden zu ahnden haben, doch habe er noch nie an einer politischen Entscheidung als Landeshauptmann mitgewirkt, in der seine Kanzlei jemanden vertreten habe. Außerdem trage er seit kurzem persönlich keine Verantwortung

mehr und werde durch einen Substituten und mehrere Konzipienten vertreten. Er fügte hinzu: „Ich bin froh, dass jetzt diese Sachlage geschaffen ist. Aufgeben kann ich meine Kanzlei nicht, weil ich damit meine Unabhängigkeit und die Sicherheit der Zukunft meiner Familie preisgäbe. Betätigen konnte ich mich nicht in der Kanzlei, weil ich keine Zeit hatte. Nun muss ich auch die Verantwortung nicht mehr tragen.“³⁷ Enders Brief weist auf die komplexe Problematik eines Berufspolitikers hin, der sich von seinem eigenen Beruf zu weit entfernt und damit in Abhängigkeit gerät. Er zeigt auch, dass die Thematik der Unvereinbarkeit keineswegs neu ist.³⁸ Otto Ender sah sich selbst zumindest einmal im Zusammenhang mit seiner Kanzlei dem Vorwurf der Korruption ausgesetzt: Ein Bregenzer Rechtsanwalt kolportierte im Jahre 1929, Enders Kanzlei habe am Verkauf der Vorarlberger Kraftwerke 140.000 Schweizer Franken verdient.³⁹ Enders Vorgangsweise war folgende: Er zwang den Anwaltskollegen zu einer Richtigstellung allen gegenüber, zu denen er die Äußerung gemacht hatte, und zu einer Erklärung, er habe sich in einem Irrtum befunden. Und er hatte sich bei Ender und seinen Anwaltspartnern in „einer ausreichenden Form“ zu entschuldigen.⁴⁰

Der Schreibtisch des Landeshauptmannes I: Empfehlungen, Ablehnungen

Empfehlungen gehörten (und gehören vermutlich noch heute) zum Alltagsgeschäft jedes Landeshauptmanns und darüber hinaus vieler, vermutlich der allermeisten Politiker. In vielen Fällen handelte es sich um Empfehlungen für Personen, meist Männer, die eine Stelle suchten oder sich um eine begehrte Position bewarben. Unter all den Empfehlungen, die Otto Ender verfasste, nahmen natürlich jene, die sein amtliches Interesse berührten, eine besondere Stelle ein. Hier setzte er mit Hilfe seiner Empfehlungen immer wieder Personen durch oder lehnte sie ab. Besonders interessiert war Ender etwa daran, dass politisch zuverlässige Beamte aus Vorarlberg – das wurde in der Regel durch die Zugehörigkeit zu einer Verbindung des Cartellverbandes unter Beweis gestellt – im Bundesdienst untergebracht werden konnten.⁴¹ Die Ablehnungen waren mindestens so bedeutend wie die Empfehlungen. In einem Schreiben an den Kooperator Dr. Adolf Amann in Bludenz vom 17. Oktober 1933 formuliert Ender:

„Euer Hochwürden! Ich habe auf Grund der mir zugekommenen Nachrichten versucht, die Anstellung des Otto Auer zu ertönen. Ich glaube, dass mir das ziemlich sicher gelungen ist. Ich habe mich auch bemüht, statt dessen für die Anstellung des Elmar Ulmer einzutreten. Befehlen kann ich nicht auf dem Gebiete der Wildbachverbauung, auch schwer durch das Ministerium Einfluss nehmen [...]“⁴²

Otto Auer hatte sich als Nationalsozialist verdächtig gemacht und es war klar, dass Otto Ender als Landeshauptmann, wo immer er konnte, Nationalsozialisten und Sozialdemokraten verhinderte. Insbesondere galt dies für den Schuldienst. In einer Stellungnahme Enders an Handelsminister Fritz Stockinger vom 31. Oktober 1933 heißt es zur Anstellung eines Hilfslehrers bei der Bundeslehranstalt für das Baufach und für Elektrotechnik in Bregenz lapidar: „An dritter Stelle war ein Architekt vorgeschlagen, den wir wegen nationalsozialistischer Gesinnung abgelehnt haben.“⁴³

In einem Schreiben an Unterrichtsminister Heinrich (Ritter von) Srbik vom 5. September 1930 begründete Ender etwas ausführlicher, warum man zwar nach „allen objektiven Merkmalen“ Dr. Reinhold Heider aus Eichkirchen in Oberösterreich für eine Lehrerstelle hätte nominieren müssen, es aber doch nicht tat:

„Nun wissen wir aber, dass Dr. Heider in aller Form sozialdemokratisch organisiert ist und ich muss Ihnen, sehr geehrter Herr Bundesminister, erklären, dass ich es nicht verantworten kann, für eine Vorarlberger Mittelschule einen sozialdemokratisch organisierten Professor überhaupt in Vorschlag zu bringen. Das ist nach unseren Verhältnissen nicht zu machen und würde von unserer Bevölkerung nicht verstanden werden. Ich bitte das gütigst zur Kenntnis zu nehmen.“⁴⁴

Der Schreibtisch des Landeshauptmannes II: Empfehlung zur Entlassung eines Freidenkers

Am 13. Juli 1929 schrieb der Pfarrer von Weigelsdorf, Otto Pelucha, an Landeshauptmann Ender: „Gestatten Sie einem Cartellbruder einige Zeilen. Der Gefertigte ist seit 1. III. 928 [sic!] Provisor in einer Industriepfarre am Steinfeld in Weigelsdorf bei Pottendorf. Dieser Name dürfte Ihnen genug sagen. Sozialdemokraten, Kommunisten und Freidenker in Hülle und Fülle.“ Ohne Umschweife kam der Pfarrer aus Weigelsdorf darauf zu sprechen, dass ein Herr August Friedrich Tausch, Angestellter der Pottendorfer Weberei, als eifriger „Freidenkeragitator“⁴⁵ allein in wenigen Monaten 16 Kirchenausritte zu verantworten gehabt habe. Nun habe Tausch aber seine Stelle gekündigt und sei mit seiner Frau nach Vorarlberg gezogen. Genauer erfahren können Pelucha nicht. Gewiss, so fügte er hinzu, sei Tausch von der „Wiener Freidenkerzentrale“ in das „klerikale Vorarlberg“ geschickt worden, „um dieses noch christliche Land zu unterminieren“. Und er fügte hinzu:

„Ich habe es als meine Pflicht angesehen, Sie Herrn Landeshauptmann von diesen Tatsachen zu verständigen; vielleicht ist es Ihnen möglich Ihr schönes Land von diesem Paare zu befreien oder wenigstens die kompetenten Stellen vor diesem Paare zu warnen, damit es kalt gestellt wird. Ihnen als Landeschef wird es leicht sein, seinen Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Nähere Daten als die bereits angeführten sind mir leider nicht bekannt.“⁴⁶

Ein Antwortschreiben oder eine sonstige schriftliche Äußerung des Landeshauptmanns liegt hier nicht bei. Doch es findet sich eine Reaktion von Andre Gassner⁴⁷, Gesellschafter und seit 1926 Leiter des geschäftsführenden Komitees von Getzner, Mutter & Cie. in Bludenz, einer der damals größten Textilfabriken Vorarlbergs. Gassner antwortete am 27. August 1929, also etwa eineinhalb Monate später, an Landeshauptmann Otto Ender, dass der „der freidenkerische[n] Propaganda in Weigelsdorf beschuldigte August Fritz Tausch“ bei Getzner, Mutter & Cie. in Stellung sei. Tausch habe sich mit fünf anderen auf eine vakante Stelle beworben und diese aufgrund seiner Qualifikationen und erstklassiger Referenzen seiner früheren Arbeitgeber erhalten. Gassner stellt fest, dass auf die Stellenvergabe

niemand Einfluss gehabt habe, Tausch könne daher auch nicht von „der Freidenkerzentrale“ nach Vorarlberg beordert worden sein. Er habe auch seine frühere Stelle erst gekündigt, nachdem er von Getzner, Mutter & Cie. angestellt worden sei. Bislang liege kein Grund zu einer Kündigung vor, seine „ausserdienstliche Aufführung“ zeige nichts Nachteiliges oder Auffallendes. Der Brief schließt mit der Bemerkung:

„Wir möchten aber selbstverständlich Niemanden bei uns halten, dessen Verbleiben im Lande unerwünscht erscheint. Vielleicht wäre es Ihnen, sehr geehrter Herr Landeshauptmann, durch die Verbindung mit Weigelsdorf möglich, konkrete Anhaltspunkte zu bekommen, welche die Motivierung für eine Kündigung bilden können, falls eine nochmalige genauere Erkundigung eine solche nach wie vor erwünscht erscheinen lässt.“⁴⁸

Obwohl in diesem Fall kein Schreiben des Landeshauptmannes vorliegt, muss von seinem Schreibtisch aus das Meldeamt bemüht und dann die Fa. Getzner, Mutter & Cie. angeschrieben worden sein. Dem Antwortschreiben Andre Gassners ist zu entnehmen, dass der Firma eine Kündigung des angeblichen Freidenkers empfohlen oder zumindest nahegelegt worden war. Über das Schicksal des August Fritz Tausch war bislang nur in Erfahrung zu bringen, dass er noch 1935 – also sechs Jahre später – als Disponent für die Firma Getzner tätig war, allerdings in der Wiener Filiale.⁴⁹

Der Schreibtisch des Ministers I: Eine Empfehlung für Benno Karpeles

Eine merkwürdige Empfehlung findet man in den Korrespondenzen des Jahres 1933, aus der Zeit, in der Otto Ender als Bundesminister dem Kabinett Dollfuß angehörte. Er setzte sich für einen Mann mit schillernder Vergangenheit ein, nämlich für Benno Karpeles. 1868 als Sohn von Moriz Karpeles, dem Gründer der Spedition Schenker & Co., geboren, betätigte sich Benno Karpeles viele Jahre außerhalb des familiären Firmenimperiums. Er promovierte 1893 mit einer sozialstatistischen Studie über Arbeiter der mährisch-schlesischen Kohlenreviere⁵⁰, lernte in London den alten Friedrich Engels kennen und kam in Kontakt mit Viktor Adler, dem Gründer der österreichischen Sozialdemokraten. Karpeles wurde Redakteur der Arbeiter-Zeitung und Vertreter der österreichischen Gewerkschaften bei der II. Internationale. Zwischen 1898 und 1914 war er in der sozialdemokratischen Genossenschaftsbewegung tätig, ab 1909 Gründer und Leiter der Hammerbrotwerke. 1918/19 wurde er als Gründer und Herausgeber zweier legendärer, aber kurzfristiger Zeitungsprojekte bekannt: erstens gab er die Wochenzeitschrift *Der Friede* heraus, zweitens gründete er die Tageszeitung *Der neue Tag*.⁵¹ Er gewann prominente Mitarbeiter (Joseph Roth, Karl Tschuppik, Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch), musste jedoch beide Projekte nach verhältnismäßig kurzer Zeit aufgrund finanzieller Probleme liquidieren. Er engagierte sich nun erstmals in dem Unternehmen seiner Familie, wurde 1926 Gesellschafter von Schenker & Co. in Berlin, war Aufsichtsrat mehrerer Konzerngesellschaften und pflegte einen recht mondänen Lebensstil. Durch einen Zufall kam er in Kontakt mit Therese von Konnersreuth, einer damals noch jungen Frau, die großes Aufsehen erregte, weil ihr nachgesagt wurde, sie trage Wundmale und käme ohne Nahrungsaufnahme aus. Karpeles ließ

sich von der Frau tief beeindruckt, erfuhr ein religiöses Erweckungserlebnis und konvertierte zum katholischen Glauben. Er berichtete davon in einem von Rudolf Olden 1933 herausgegebenen Band *Propheten in Deutscher Krise*.⁵² Im Herbst 1933 schrieb Karpeles, inzwischen nach der Machtergreifung Hitlers nach Österreich zurückgekehrt und in Bad Ischl lebend, an Otto Ender, mittlerweile Minister im Kabinett Dollfuß, mit der Bitte, ihm den Kontakt mit Richard Stepski zu vermitteln; Stepski war ein in Linz tätiger Industrieller, Präsident der Bank für Oberösterreich und leitender Funktionär mehrerer Industrieverbände. Ender schrieb daraufhin am 11. Oktober 1933 an Stepski:

„Sehr geehrter Herr Präsident! Beim Verband der österreichischen Papierindustrie soll die Stelle eines Generalsekretärs erledigt sein. Es möchte sich ein gewisser Herr Dr. Benno Karpeles [...] bewerben. Karpeles ist Konvertit, und zwar ein Konvertit im ersten Sinn. Ich weiss, dass Dr. Seipel sich seinerzeit für diesen sehr intelligenten Mann interessiert hat. Auch Hofrat Wirth⁵³ hat mich auf ihn aufmerksam gemacht.“⁵⁴

Ender berichtete Stepski von Karpeles Schreiben. Karpeles hatte geschrieben: Falls

„es mir gelänge, die Stelle des Generalsekretärs zu erhalten, so bin ich überzeugt, dass es mir in weniger als einem Jahr gelingen würde, die Papierindustrie mit ihren Nebenzweigen zu einem wirklichen Berufsstand zusammenzuschliessen. Diese Aufgabe, nicht Titel und Gehalt, erscheint mir reizvoll. Ein gelungenes Beispiel ist mehr wert, als alle Broschüren, Reden und Zeitungsartikel.“⁵⁵

Stepski antwortete wenig später, er könne zwar den fraglichen Posten eines „Generalsekretärs der von mir geleiteten Verbände der österreichischen Papier-, Zellulose-, Holzstoff- und Pappenindustrie“ nicht vergeben, machte aber Hoffnung auf eine „andere passende Stelle“, auch ein Treffen mit Karpeles sei schon anvisiert. Mehr als dieses Treffen kam allerdings offenbar nicht zustande. Zwischen Ender und Karpeles wurden noch einige Briefe gewechselt, Ender urgierte nochmals bei Stepski, die Sache scheint jedoch im Sande verlaufen zu sein. Warum engagierte sich Ender für Benno Karpeles? Weil er ein konvertierter Jude war? Weil er sich für eine Versöhnung zwischen Sozialdemokraten und Katholiken einsetzte? Weil er eine Broschüre verfasst hatte, die sich als „Beitrag zur Diskussion über die berufsständische Neuordnung“⁵⁶ verstand?

Der Schreibtisch des Ministers II: Antisemitische Sondierungen?

Es ist bekannt, dass zahlreiche Vereine und Verbände in der Zwischenkriegszeit sogenannte „Arierparagrafen“ in ihre Statuten aufnahmen, um Personen jüdischer Herkunft ausschließen zu können. Wiederholt wurde auch ein *numerus clausus* diskutiert, um die Zahl von Studenten jüdischer Religion oder Abstammung in bestimmten Studienrichtungen beschränken zu können. Ähnliches wurde für den Öffentlichen Dienst gefordert.⁵⁷

Bundesminister Otto Ender richtete am 22. Jänner 1934 an Dr. Josef Halusa⁵⁸, Sektionschef im Bundesministerium für soziale Verwaltung, folgende Anfrage: Er habe „kürzlich in einer kleinen Gesellschaft behauptet, dass Dr. Dollfuß keine Juden anstelle.“ Es sei ihm

entgegengehalten worden, dass im Sommer 1933 im Sozialministerium ein türkischer Jude namens Margulies und auch noch ein weiterer Jude namens Reitlinger angestellt worden sei. „Es ist hie und da gut, einen Fall restlos zu klären [...]. Kannst Du mir aufklären, wo diese Anstellung stattgefunden hat und wer zu derselben kompetent war.“⁵⁹ Auch an jenen Arzt, von dem das Gerücht ausgegangen war, richtete Ender die Anfrage: „Es würde mich ausserordentlich interessieren, von Dir Näheres zu erfahren und ich bitte Dich, mir gleich zu berichten, aber bitte nach Wien [...]“⁶⁰ Eine knappe Woche später erteilte Sektionschef Halusa die Auskunft, „dass ein Herr Margulies weder im Bundesministerium für soziale Verwaltung selbst, noch bei einer diesem nachgeordneten Dienststelle angestellt ist“. Das gleiche gelte für Reitlinger. Man könne aber nicht ausschließen, dass die beiden bei einem Sozialversicherungsträger in Stellung seien. In diesem Falle „könnte aber wegen ihrer Aufnahme der Bundesregierung ein Vorwurf nicht gemacht werden, da es sich hier nicht um staatliche Einrichtungen handelt, sondern um autonome Gebilde, die hinsichtlich ihrer Geschäftsführung lediglich der Aufsicht unseres Ministeriums unterliegen, bezüglich der Bestellung ihrer Beamten dagegen vom Ministerium vollkommen unabhängig sind. Bloß die Bestellung der leitenden Beamten bedarf der Genehmigung durch das Sozialministerium.“⁶¹ Woher rührte Otto Enders so „außerordentliches Interesse“ an der vermeintlichen oder tatsächlichen Anstellung von Juden in der Verwaltung? Wie ist die Bemerkung zu verstehen, Dr. Dollfuß stelle keine Juden an? Gab es tatsächlich diesbezüglich eine informelle, nur mündliche Regelung oder Vereinbarung unter den Regierungsmitgliedern? Auch wenn es immer wieder Diskussionen über einen auf Juden bezogenen *numerus clausus* gab, eine derartige Regelung ist bisher unbekannt. Dass es aber eine solche Regelung gegeben haben muss, das zeigt die Bemerkung Enders eindeutig. Wie sollte sie sonst zu verstehen sein?

Der Schreibtisch des Prominenten: Eine Abwiegung

Anhand des Fundkomplexes *Otto Ender* könnte man die Geschichte des gescheiterten Anschlusses Vorarlbergs an die Schweiz, die Modernisierung Vorarlbergs in den Zwanziger- und Dreißigerjahren neu bearbeiten, man könnte die Geschichte der Heimwehren vom Westen her aufrollen oder die Geschichte der Entstehung der ständestaatlichen Verfassung.⁶² Man könnte aber auch politische, vor allem christlichsoziale und insbesondere Netzwerke des Cartellverbandes analysieren. Man könnte Landes- und Bundespolitik thematisieren und etwa die Legende vom Demokraten Otto Ender dekonstruieren. Denn es entbehrt ja nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet Ender, der sich wiederholt vor allem mit Richard Steidle (Heimwehrführer in Tirol, Gründer des Tiroler Antisemitenbundes, Bundesrat) über die Heimwehrprogrammatische stritt und unmissverständlich für das Vergessen des Korneuburger Eides plädierte,⁶³ als Bundesminister im Kabinett Dollfuß behauptete, „das österreichische Volk habe in den letzten 15 Jahren Gelegenheit gehabt, sich demokratisch zu regieren und zu verwalten, jedoch den sicheren Beweis geliefert, dass es für die Demokratie nicht reif sei“.⁶⁴

Neben den angesprochenen großen politischen Themen findet man jedoch im Fundkomplex *Otto Ender* viele Details, aus denen man abseits des politischen und des landes- bzw. nationalhistorischen Kontextes interessante Fragestellungen entwickeln könnte. Etwa

könnte man über die Kunst der Ablehnung schreiben. Oder man könnte auch zeigen, wie Politiker, die im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen, mit persönlichen Problemen oder mit sogenannten „schwarzen Schafen“ in der Familie umgehen. Dazu ein letztes Beispiel, das beides verbindet, das Familienproblem und die Abwiegung: Im November 1931, also einige Monate, nachdem Otto Ender wegen des Zusammenbruchs der Credit-Anstalt hatte zurücktreten müssen, erreichte ihn das Schreiben eines Mannes, der behauptete, er sei im Besitz eines fälligen Wechsels über 1.080 Schilling, ausgestellt vom Neffen des Landeshauptmannes, Dr. Kurt Ender, und richtete an den Landeshauptmann „die höfliche Anfrage“, ob er nicht gewillt sei, „diese auch für Sie unangenehme Angelegenheit aus der Welt zu schaffen“, also zu zahlen. Otto Ender antwortete:

„Ihr Wechsel beim Herrn Dr. Kurt Ender interessiert mich gar nicht, ich fühle mich in keiner Weise für die Erziehung und für die Gebarung des Herrn Dr. Kurt Ender haftbar. Es gibt noch viele Träger des Namens Ender, teils von ausgezeichnetem Klang und teils auch solche, die im Rufe von Spitzbuben stehen. Dafür kann ich nichts. Ich kann auch unmöglich für die Handlungen aller Personen verantwortlich gemacht werden, die noch irgendwie mit mir verwandt sind. Dabei glaube ich gerne, dass Sie ein Vergnügen daran hätten, wenn mir dieser Fall so unangenehm wäre, dass ich Ihnen Ihr Geld gäbe. Aber wie gesagt: Es kann nicht sein. In vorzüglicher Hochachtung [...].“⁶⁵

Der Landeshauptmann und Bundeskanzler a.D. Otto Ender, hier als Mitglied der Familie Ender angesprochen, ließ sich nicht durch die Aussicht unter Druck setzen, dass ein Mitglied der Familie eine Anzeige zu gegenwärtigen hatte. Ender überlegte sich stets recht genau, warum er eine Person unterstützte. Dazu gehörte auch ein Wissen um die Grenzen seines Einflusses. Als Landeshauptmann, als Bundeskanzler und als Minister ist Ender seinem ursprünglichen Beruf treu geblieben, dem des Advokaten. Er betrachtete sich als Anwalt der Bevölkerung gegenüber einer Verwaltung, die sich – zumindest auf Ebene des Bundes – als umständlich, undurchschaubar und vor allem unreformierbar erwies. Enders anwaltliches Verhältnis zur Bevölkerung liefert vielleicht auch einen Beitrag zu seinem Verständnis von Politik. Das Verhältnis des Advokaten zu seinem Klienten liegt vor allem in der juristischen Autorität begründet, im weiteren Sinne der Klientelpolitik aber auch in der Antwort auf die Frage, was der Klient, den man unterstützt, einem selbst bringt. Ein Einsatz, der die eigene Autorität hätte gefährden können, etwa weil man die eigene Glaubwürdigkeit ernsthaft aufs Spiel setzte, kam für Otto Ender kaum in Frage. An den Nationalrat Richard Wollek, der in den CV-Netzwerken eine zentrale Rolle spielte, schrieb er: „Ich bin gerne bereit, Gesinnungsgenossen und insbesondere auch Kartellbrüder anderen vorzuziehen, aber immer vorausgesetzt, gleiche Qualifikation. Wenn weitergegangen wird, so artet das aus und führt einmal zu einem Rückschlag.“⁶⁶

Resümee

Hat die Bemühung, anstelle einer anschaulichen Schilderung des Politikerlebens Otto Enders einige Momente der Schreibtischarbeit aus dem *Fundkomplex* Otto Ender zu

explizieren, mit Mikrogeschichte zu tun? Können einzelne Begebenheiten und Aussagen, die man durchaus als Anekdoten verstehen könnte, zu einem neuen Verständnis der Geschichte der Zwischenkriegszeit beitragen? Kann man die Anekdote als mikrohistorisches Gegengift zur biografischen Illusion und zum politisch-moralischen Lehrstück instrumentalisieren?

Durch die Analyse von scheinbar unbedeutenden Alltagsbegebenheiten und Handlungen abseits der eigentlichen Regierungsgeschäfte kann jedenfalls sichtbar werden, was einer konventionellen Politikerbiografie entgehen würde, wenn diese nur als Faktum nimmt, was im historischen Ablauf sich als wirksam und damit bedeutend erweist.

Wenn man Mikrogeschichte radikalisiert, müsste sie dann nicht prinzipiell die Makroperspektive, die Ebene des Allgemeinen, in Frage stellen? Der Fundkomplex *Otto Ender* jedenfalls scheint voller Details, voller Ereignisse zu stecken, die man – mitunter durchaus in der zu Unrecht verpönten Form der Anekdote – zur Bekämpfung des Allgemeinen und seiner Phrasen und Stereotypen fruchtbar machen könnte. Und außerdem ermöglicht er es, vermeintlich altbekannte Zusammenhänge und vertraute Lebenswelten durch neue Erkundungen, Beobachtungen und Analysen zu zerlegen. Es findet sich gewiss jemand, der sie wieder neu zusammensetzt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Biografie Otto Enders vor allem Hans Huebmer, *Dr. Otto Ender*, Dornbirn 1957; zur Familie Ender finden sich wichtige Hinweise bei Ulrich Nachbaur, *Dr. phil. Wilhelm Ender vulgo Ketsch (1881 bis 1918). Zum Leben eines „ewigen Studenten“*, in: *Alemannia Studens. Mitteilungen des Vereins für Vorarlberger Bildungs- und Studenten-Geschichte* 11 (2003), 113–136.
- 2 Vgl. Ulrich Nachbaur, *Zur Entschuldung der Bauern. Gründung, Aufbau und Existenzkrise der Hypothekenbank 1897 bis 1923*, in: *Vorarlberger Landes- und Hypothekenbank Aktiengesellschaft (Hg.)*, 111 *Hypo. Landesbank Vorarlberg, Bregenz* 2008, 38–67, hier 52.
- 3 Rudolf Neck/Adam Wandruszka (Hg.), *Protokolle des Ministerrates der Ersten Republik, Kabinett Dr. Engelbert Dollfuß, Abteilung VIII, Bd. 4–6*, Wien 1984–1985.
- 4 [Otto Ender], *Die neue österreichische Verfassung. Eingeleitet und erläutert von Bundesminister Dr. O. Ender (Der neue Staat, Bd. 1)*, 3. Aufl., Wien/Leipzig 1934.
- 5 Vgl. Rudolf Agstner/Gertrude Enderle-Burcel/Michaela Follner, *Österreichs Spitzendiplomaten zwischen Kaiser und Kreisky. Biographisches Handbuch der Diplomaten des Höheren Auswärtigen Dienstes 1918 bis 1959*, Wien 2009, 172 f.
- 6 Vgl. hierzu Vorarlberger Landesarchiv (VLA), *Nachlass Otto Ender (NL OE)*, Karton 5, Mappe „Rudi 1942–1944“.
- 7 Dies berichtet – allerdings ohne Beleg – Huebmer, *Ender*, 207; Wanner übernimmt diese Angabe, vgl. Gerhard Wanner, *Otto Ender*, in: Friedrich Weissensteiner/Erika Weinzierl (Hg.), *Die österreichischen Bundeskanzler. Leben und Werk*, Wien 1983, 160–172, hier 172.
- 8 Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1984, 75.
- 9 Huebmer, *Ender*, 217.
- 10 Wanner, *Ender*, 160.
- 11 Wanner, *Ender*, 172.
- 12 Neck/Wandruszka, *Protokolle des Ministerrates*.
- 13 Vgl. zu Otto Ender die Einträge in: Wilhelm Kosch (Hg.), *Das katholische Deutschland. Biographisch-bibliographisches Lexikon*, Augsburg 1933; [Carl Kosik (Hg.)], *Österreich 1918–1934 – Österreichs Elite in Wort und Bild*, Wien 1935; *Degeners Wer ist's? Eine Sammlung von rund 18 000 Biographien mit Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Veröffentlichungen und Werke, Lieblingsbeschäftigung, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Anschrift und anderen Mitteilungen von allgemeinem Interesse/begründet*

- und herausgegeben von Herrmann A. L. Degener, 10. Ausgabe, Berlin 1935; Marcell Klang (Hg.), Die geistige Elite Österreichs. Ein Handbuch der Führenden in Kultur und Wirtschaft, Wien 1936; Paul Emödi (Hg.), Wer ist wer? Lexikon österreichischer Zeitgenossen (redaktionelle und bibliographische Mitarbeit: Dr. Robert Teichl), Wien 1937; Robert Teichl (Hg.), Österreicher der Gegenwart. Lexikon schöpferischer und schaffender Zeitgenossen, Wien 1951; Wilhelm W. Orgel (Hg.), Wer ist wer in Österreich? Das österreichische „Who's Who“, Wien 1953; Wilhelm Kosch (Hg.), Biographisches Staatshandbuch. Lexikon der Politik, Presse und Publizistik (fortgeführt von Eugen Kuri), Bern 1963; Die Abgeordneten zum Österreichischen Nationalrat 1918–1975 und die Mitglieder des österreichischen Bundesrates 1920–1975, Wien 1975; Gerhard Taddey (Hg.), Lexikon der deutschen Geschichte. Personen, Ereignisse, Institutionen. Von der Zeitwende bis zum Ausgang des 2. Weltkrieges, 2. Aufl., Stuttgart 1983; Isabella Ackerl/Friedrich Weissensteiner (Hg.), Österreichisches Personenlexikon der ersten und zweiten Republik, Wien 1992; Felix Czeike (Hg.), Historisches Lexikon Wien, Wien 1992–1997; http://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Ender (15. Mai 2012).
- 14 Um nur einige Memoiren anzuführen, in denen Ender vorkommt (die Serie ließe sich zwar nicht beliebig, aber doch erheblich erweitern): Friedrich Funder, Als Österreich den Sturm bestand. Aus der Ersten in die Zweite Republik, Wien 1957; Michael Hainisch, 75 Jahre aus bewegter Zeit. Lebenserinnerungen eines österreichischen Staatsmannes (Veröffentlichung der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 64), Wien/Köln/Graz 1978; Alexander Spitzmüller, „... und hat auch Ursach es zu lieben“, Wien 1955; Ernst Streer Ritter von Streeruwitz, Springflut über Österreich. Erinnerungen, Erlebnisse und Gedanken aus bewegter Zeit 1914–1929, Wien/Leipzig 1937.
 - 15 Vgl. vor allem Werner Dreier, Zwischen Kaiser und „Führer“. Vorarlberg im Umbruch 1918–1938 (Beiträge zu Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs, Bd. 6), Bregenz 1986 und Helmut Wohnout, Verfassungstheorie und Herrschaftspraxis im autoritären Österreich. Zu Entstehung und Rolle der legislativen Organe 1933/34–1938, 2 Bde., unveröffentlichte phil. Diss., Univ. Wien 1990.
 - 16 Die Landeshauptleute der Ersten Republik sind bislang keinem systematischen Vergleich unterzogen worden. Eine nach wie vor herausragende Publikation liegt mit dem Sammelband zum Salzburger Landeshauptmann Rehl vor, vgl. Wolfgang Huber (Hg.), Franz Rehl, Landeshauptmann von Salzburg, 1922 bis 1938, Salzburg 1975; die ansonsten wichtigsten monografischen Studien sind: Ursula Benedikt, Vinzenz Schumy (1878–1962). Eine politische Biographie, unveröffentlichte phil. Diss., Univ. Wien 1966; Helmut Gamsjäger, Dr. Josef Schlegel, Landeshauptmann von Oberösterreich, in: Österreich in Geschichte und Literatur 13 (1969) H. 10, 488–495; Alfred Schlegel, Dr. Josef Schlegel, Landeshauptmann von Oberösterreich und Präsident des Rechnungshofes (1869–1955), in: Miscellanea des Arbeitskreises für Kirchliche Zeit- und Wiener Diözesangeschichte der Wiener Katholischen Akademie 93, Wien 1979; Maria Rois, Anton Schreiner. Ein burgenländischer Landeshauptmann der Zwischenkriegszeit, unveröffentlichte phil. Diss., Univ. Wien 1980; Harry Slapnicka, Johann Nepomuk Hauser (1866–1927). Landeshauptmann in der Monarchie und Republik, Linz 1983; Peter Gorke, Anton Rintelen (1876–1946). Eine polarisierende steirische Persönlichkeit – Versuch einer politischen Biographie, unveröffentlichte phil. Diss., Univ. Graz 2002; Günther Messner, Landeshauptmann Dr. Franz Stumpf und die Tiroler Heimatwehr, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Univ. Innsbruck 2007.
 - 17 Auch die Staats- bzw. Bundeskanzler der ersten Republik sind keineswegs systematisch erforscht. Zu fast allen gibt es biografische Arbeiten sehr unterschiedlicher Qualität, zu Rudolf Ramek, Ernst Streeruwitz und Karl Buresch jedoch existieren lediglich kürzere Lexikon-Artikel und jeweils Aufsätze in: Weissensteiner/Weinzierl (Hg.), Die österreichischen Bundeskanzler.
 - 18 Vgl. Gabriella Hauch, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933 (Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 7), Wien 1995.
 - 19 Dr. Ender hat endgiltig abgesagt, in: Neues Wiener Extrablatt vom 23. April 1929, 1. „Infolge einer Verschlimmerung in der Krankheit seiner Frau hat der designierte Bundeskanzler Dr. Ender definitiv abgelehnt und wird nicht in Wien eintreffen“; Dr. Ender lehnt die Berufung zum Bundeskanzler ab. Aus rein persönlichen Motiven, in: Neuigkeitsweltblatt vom 24. 4. 1929, 1. „Landeshauptmann Dr. Ender, der bekanntlich von der christlichsozialen Partei als der künftige Bundeskanzler ausersehen war, ist auch heute nicht in Wien eingetroffen, da in der Erkrankung seiner Frau noch immer keine entscheidende Wendung eingetreten ist. Wie verlautet, dürfte es sich um eine Blinddarmentzündung handeln, die vielleicht sogar eine Operation notwendig macht.“
 - 20 Die Tribüne, Nr. 27, 13. Juli 1939, 1.

- 21 Eine der besten Darstellungen des Verhältnisses zwischen Mikro- und Makrogeschichte findet sich bei Jakob Tanner, vgl. Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, 101–118; vgl. Karl Acham/Winfried Schulze (Hg.), *Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften* (Beiträge zur Historik, Bd. 6), München 1990; Carlo Ginzburg, *Mikro-Historie – Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie 1* (1993), 169–192; Hans Medick, *Mikro-Historie*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994; Jürgen Schlumbohm, *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte*, in: Ders. (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte, komplementär oder inkommensurabel?* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 7), Göttingen 1998; Hans Medick, *Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie 9* (2001), 78–92; Wolfgang Sofsky, *Systematische und historische Anthropologie. Adnoten zu Hans Medicks: ‚Quo vadis Historische Anthropologie‘*, in: *Historische Anthropologie 9* (2001), 457–461.
- 22 „Der alte und im Kern unproduktive Streit der 1980er-Jahre um das Verhältnis von Mikro- und Makrohistorie ist längst verklungen“, so das Resümee von Norbert Schindler; er setzt fort: „Heute muss man jungen Historiker/innen, die die Generalstäbler-Attitüden der ‚Historischen Sozialwissenschaft‘ allenfalls noch aus nostalgischen Erzählungen kennen, die Hintergründe und Motive dieses wissenschaftlichen Getöses erst mühsam erklären – liegt es doch auf der Hand, dass der ‚mikroskopische Blick‘ auf das Detail auch die großformatigen historischen Entwicklungsprozesse in ein anderes, differenzierteres Licht zu rücken vermag.“ Norbert Schindler: Rezension zu: Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main 2009, in: *H-Soz-u-Kult*, 03.03.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-1-156>.
- 23 Wenn man das Nacheinander und gleichzeitige Nebeneinander von Geistes- und Ideengeschichte, Politikgeschichte, Histoire sériele, Diplomatiegeschichte, Militärgeschichte, Sozialgeschichte bzw. Gesellschaftsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte, Strukturgeschichte, Diskursgeschichte, Histoire totale, historischer Anthropologie, Mentalitätsgeschichte, Alltagsgeschichte, Regionalgeschichte, Umweltgeschichte, Mikrogeschichte, Gedächtnis- bzw. Erinnerungsgeschichte und nicht zuletzt von Welt- oder Globalgeschichte betrachtet und die jeweiligen *turns* reflektiert, kommt man zwangsläufig zur ernüchternden Feststellung, dass alle Ansätze, auch jene, die gerade jeweils „auf dem Markt der hippen Theorieangebote“ (Philipp Sarasin) gehandelt werden, ungeachtet ihrer Unterschiedlichkeit und Inkompatibilität aus dem Kontext ihrer Entstehung ihre Berechtigung haben. Vgl. Philipp Sarasin, *Diskursanalyse*, in: Anne Kwaschik/Mario Wimmer (Hg.), *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010, 53–57, hier 53.
- 24 So etwa, wenn ein Historiker, der sich bisher als Experte für Hexenprozesse etabliert hat, in die Diskussion um einen aktuellen Rechtsfall eingreift. Vgl. etwa die von Perry Anderson neu angestoßene Diskussion um Carlo Ginzburgs Buch *Der Richter und der Historiker* (1991), in der es unter anderem um die Frage „Was ist ein Kasus?“ geht. Dazu: Patrick Banners, *Justiz und Mikrogeschichte. Kasus Sofri*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 30. Mai 2012, N 3.
- 25 In der XVII. These seines Traktates *Über den Begriff der Geschichte* verwendet Benjamin den Begriff der Monade, um die Methode des materialistisch arbeitenden Historikers zu charakterisieren und behauptet: „Der Ertrag seines Verfahrens besteht darin, dass im Werk das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der gesamte Geschichtsverlauf aufbewahrt ist und aufgehoben.“ Das Konzept der Monade hatte Benjamin zuerst in der *Erkenntniskritischen Vorrede* zu seinem Werk über das Trauerspiel entwickelt und verwendet, hier allerdings auch die „Ursprünglichkeit“ eines Werkes zur Bedingung gemacht. Vgl. Walter Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Band 1.2, Frankfurt am Main 1980, 691–703, hier 702; ders., *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, in: Ebd., Band 1.1, 207–237, hier 228 ff.
- 26 *Mikrogeschichte erforsche „das Große im Kleinen“* behauptet etwa Ernst Langthaler in der Einleitung zu diesem Band.
- 27 Die Geschichte eines Dorfes kann nichts aussagen über die Geschichte des Hofes in der Metropole oder eines großbürgerlichen Unternehmerhaushaltes in einer Provinzhauptstadt, geschweige denn diese anderen Geschichten, die eben auch Teile der Allgemeinheit sind, in sich bergen. Die Geschichte eines Dorfes A kann nicht einmal, auch wenn hier die Ähnlichkeiten sehr groß sein mögen, die Geschichte eines Dorfes B *enthalten*. Die Behauptung, die Geschichte eines Dorfes *enthalte* jene von anderen (oder könne etwas Wesentliches über sie aussagen), gelingt nur auf Kosten jeweiliger Besonderheiten und ist Beleg für einen Essentialismus, der einen immer gleichen Wesenskern in allen Dörfern unterstellt; darüber hinaus müsste

- man ernsthaft am Sinn von Feineinstellungen in der mikrohistorischen Untersuchungsperspektive zweifeln.
- 28 Mikrogeschichte liefert, darauf weist Schlumbohm hin, allerdings nicht nur das Detailmaterial, auf dem Makro- oder Strukturhistoriker aufbauen können, sondern die erforschten Einzelheiten erzwingen häufig ein neues Verständnis des Allgemeinen, doch so fügt er hinzu, „wie die Brücke zwischen Besonderem und Allgemeinem zu schlagen sei, das ist bis heute eine weithin offene Frage geblieben.“ Schlumbohm, *Mikrogeschichte – Makrogeschichte*, 28.
 - 29 Vgl. Wolfram Wette, *Militärsgeschichte von unten*, in: Ders. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärsgeschichte von unten*, München 1992, 9–49.
 - 30 Vgl. etwa Heinrich Srbik, *Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens (Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, Bd. 12)*, Innsbruck 1917; Otto Brunner, *Die Finanzen der Stadt Wien von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert (Studien aus dem Archiv der Stadt Wien, Bd. 1.2)*, Wien 1929; Rainer Beck, *Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne*, München 1993; Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1996; Michaela Fenske, *Ein Dorf in Unruhe. Waake im 18. Jahrhundert*, Bielefeld 1999; Margareth Lanzinger, *Das gesicherte Erbe. Heirat in lokalen und familialen Kontexten, Innichen 1700–1900 (L'Homme Schriften, Bd. 8)*, Wien/Köln/Weimar 2003; Rainer Beck, *Mäuselmacher oder die Imagination des Bösen. Ein Hexenprozess 1715–1723*, München 2011.
 - 31 Man könnte sich beispielsweise daran erinnern, dass die allermeisten Historiker des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Laufbahn mit Quelleneditionen begannen. Vgl. Wolfgang Weber, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970*, Frankfurt am Main 1984.
 - 32 Dazu Tanner, *Historische Anthropologie*, 113 ff. unter Verweis auf Siegfried Kracauer und Jaques Revel.
 - 33 Die Neigung „linker“ oder „marxistischer“ Forscher, Rand- und Unterschichten zu erforschen und vice versa die Reichen und Mächtigen zu ignorieren, müsste selbst einmal zum Gegenstand wissenschaftshistorischer Diskussion gemacht werden. Vgl. Schlumbohm, *Mikrogeschichte – Makrogeschichte*, 20.
 - 34 Susanne Burghartz, *Historische Anthropologie/Mikrogeschichte*, in: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hg.), *Kompass der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2002, 206–218, hier 214.
 - 35 Einige der klassischen Studien, mit denen die moderne Mikrogeschichte sich durchsetzte, waren biografisch geprägt: Vgl. Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Frankfurt am Main 1979; Nathalie Zemon Davis, *Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre*, Frankfurt am Main 1989.
 - 36 Als frühe mikrogeschichtliche Studien lassen sich beispielsweise Walter Benjamins Arbeiten über Baudelaire verstehen, die als Bausteine seines unvollendeten Werkes über *Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts* gelten können, vgl. Walter Benjamin, *Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Band 1.2, Frankfurt am Main 1980, 509–604; ders., *Über einige Motive bei Baudelaire*, in: Ebd., 605–653; ders., *Zentralpark*, in: Ebd., 655–690. Züge einer mikrohistorischen Studie weist auch die 1920 erstmals publizierte Studie Heinrich von Srbiks zur Ermordung Wallensteins auf: Heinrich Srbik, *Wallensteins Ende. Ursachen, Verlauf und Folgen der Katastrophe*, 2. Aufl., Salzburg 1952.
 - 37 VLA, NL OE, Schachtel 9, Otto Ender an Josef Mittelberger, Obmann der christlichsozialen Landespartei, 9. Jänner 1920.
 - 38 Schon 1925 wurde in Österreich ein „Inkompatibilitätsgesetz“ bzw. Unvereinbarkeitsgesetz verabschiedet, vgl. Peter Melichar, *Verteilungskämpfe. Bemerkungen zur Korruption im Österreich der Zwischenkriegszeit*. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), *Korruption in Österreich*, Wien 2011, 81–110, hier 82, Fn. 3.
 - 39 1929 erwarb das Land Vorarlberg 86 Prozent der Vorarlberger Kraftwerke Aktiengesellschaft (VKW), die bis zu diesem Zeitpunkt in Privatbesitz gewesen war. Hintergrund der Erwerbung waren Differenzen der bisherigen Gesellschafter Cosmos und Fritz Schindler. Vgl. Reinhard Mittersteiner, *Kraftfelder. Strom prägt ein Jahrhundert – 100 Jahre VKW*, Schwarzach 2001, 201.
 - 40 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 4, Mappe Korrespondenz 1929, S–Z, Mappe „Angelegenheit Dr. Tarabocchia“ (enthält ein Konvolut mit Korrespondenzen, Schriftstücken).
 - 41 Vgl. etwa die Intervention Otto Enders zu Gunsten des Ministerialsekretärs Dr. Wilhelm Wolf zwecks Erlangung einer Direktorsstelle bei der damaligen Rundfunkgesellschaft, der Radio-Verkehrs-AG (RAVAG) im Jahr 1930. VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 4, Mappe Korrespondenz 1929–1931, S–Z, Otto Ender an Bundesminister a. D. Eduard Heigl, 17. Mai 1930.

- 42 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 5, Mappe Korrespondenz 1933, A–B, Otto Ender an Dr. Adolf Amann, Kooperator in Bludenz, 17. Oktober 1933.
- 43 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 5, Mappe Korrespondenz 1933, A–B, Otto Ender an Bundesminister Friedrich (Fritz) Stockinger (Bundesminister f. Handel und Verkehr), 31. Oktober 1933.
- 44 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 4, Mappe Korrespondenz 1929–1931, S–Z, Otto Ender an Bundesminister Heinrich Srbik, 5. September 1930.
- 45 Die seit 1887 vereinsmäßig organisierten Freidenker waren eine der sozialdemokratischen Partei zumindest seit 1918 als „Österreichischer Freidenkerbund“ nahestehende Organisation, die in der Zwischenkriegszeit ca. 45.000 Mitglieder umfasste und eine eigene Monatszeitschrift unter dem Titel *Der Freidenker* herausgab und beispielsweise für die Feuerbestattung eintrat und die Kirchengaustrittsbewegung unterstützte. Der Freidenkerbund wurde 1933 aufgelöst. Vgl. Franz Sertl, *Die Freidenkerbewegung in Österreich im zwanzigsten Jahrhundert* (Dissertationen der Universität Wien, N. F. Bd. 5), Wien 1995.
- 46 VLA, Handakten LH Ender, Schachtel 04, Mappe S–Z. Pfarrprovisor Otto Pelucha, Weigelsdorf, an Otto Ender, 13. Juli 1929.
- 47 Andre Gassner: Kommerzialrat, Handelskammerrat, Abgeordneter des Vorarlberger Landtages 1934–1938, vgl. Emödi, *Wer ist wer?*, 311.
- 48 VLA, Handakten LH Ender, Schachtel 04, Mappe S–Z. Andre Gassner, Gesellschafter von Getzner, Mutter & Cie., Bludenz, an Otto Ender, 27. August 1929.
- 49 Dies ist dem Briefkopf eines Dankschreibens Tauschs an Andre Gassner für ein Privatdarlehen zu entnehmen. Firmenarchiv der Fa. Getzner, Bludenz, GA IX-1, 1931–1939. F. A. Tausch an Andre Gassner, 1. Juni 1935. Vgl. auch Manfred Getzner, Getzner, Mutter & Cie., Teil A, S. 555 (Bildnachweis Nr. 96).
- 50 Benno Karpeles, *Die Arbeiter des mährisch-schlesischen Steinkohlen-Revieres*. Sozialstatistische Untersuchungen, 1894.
- 51 Irmgard Wirtz, *Joseph Roths Fiktionen des Faktischen*. Das Feuilleton der zwanziger Jahre und „Die Geschichte von der 1002. Nacht“ im historischen Kontext (Philologische Studien und Quellen, Bd. 144), Berlin 1997, 38 f.
- 52 Benno Karpeles, *Konnorsreuth*, in: Rudolf Olden (Hg.), *Propheten in Deutscher Krise*, Berlin 1933, 37–64.
- 53 Hofrat Dr. Josef Carl Wirth: 1919–1926 Leiter der Amtlichen Nachrichtenstelle, 1926–1934 Chefredakteur der Tageszeitung *Die Stunde*, vgl. *Österreich der Gegenwart*, 1951, 409; Wilhelm Kosch/Eugen Kuri (Hg.), *Biographisches Staatshandbuch*. Lexikon der Politik, Presse und Publizistik, Bd. 2, Bern 1963.
- 54 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 5, Mappe Korrespondenz 1933, H–L, Bundesminister Otto Ender an Direktor Stepski, Präsident der Bank für Oberösterreich, 11. Oktober 1933.
- 55 Ebd. Das Zitat stammt aus dem Brief Enders an Stepski. Das erste Schreiben von Karpeles an Ender fehlt im Original.
- 56 Benno Karpeles, *Klassenkampf, Fascismus und Ständeparlament*. Ein Beitrag zur Diskussion über die berufsständische Neuordnung, Wien 1933.
- 57 Vgl. Peter Melichar, *Definieren, Identifizieren, Zählen*. Antisemitische Praktiken in Österreich vor 1938. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 17 (2006) H.1, 114–146.
- 58 Dr. Josef Kuno Halusa (1878–1951): seit 1908 Beamter des k. k. Ministeriums für öffentliche Arbeiten, 1917 Wechsel in das neu gegründete Ministerium für Soziale Fürsorge, 1918–1920, 1919 Ministerialrat, 1923 Sektionschef im Sozialministerium, 1937 pensioniert. Vgl. Gertrude Enderle-Burcel/Michaela Follner, *Dienner vieler Herren*. Biographisches Handbuch der Sektionschefs der Ersten Republik und des Jahres 1945, Wien 1997, 151 f.
- 59 VLA, NL OE, Schachtel 10, Mappe Wehrbund. Otto Ender an Sektionschef Dr. Halusa (Bundesministerium f. soziale Verwaltung), 22. Jänner 1934.
- 60 VLA, NL OE, Schachtel 10, Mappe Wehrbund. Otto Ender an Dr. Schienle, Direktor der Landestuberkulosenheilstätte Gaisbühel, 8. Jänner 1934.
- 61 VLA, NL OE, Schachtel 10, Mappe Wehrbund. Sektionschef Dr. Halusa, BM f. soziale Verwaltung, an Otto Ender, 24. Jänner 1934.
- 62 Vgl. dazu Alfred Weitzendorf, *Die Verfassung 1934*, in: *Geschichte und Gegenwart*. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Gesellschaftsanalyse und politische Bildung, 3 (1984) H.2, 90–115; Wohnout, *Verfassungstheorie und Herrschaftspraxis*.
- 63 Am 18. Mai 1930 verlas Richard Steidle, damals Bundesführer der Heimwehr und christlichsozialer Mandatar den Text des „Korneuburger Eides“, auf den er die gesamte Heimwehrführung, insbesondere aber den christlichsozialen Politiker Julius Raab, verpflichten wollte. In dem Text hieß es unter anderem: „Wir ver-

werfen den westlich-demokratischen Parlamentarismus und den Parteienstaat.“ Vgl. Klaus Berchtold (Hg.), Österreichische Parteiprogramme 1868–1966, Wien 1967, 402 f., hier 403. Ender schrieb einige Monate später an Steidle: „Das Korneuburger Programm war ein unglückliches und ich glaube, man sollte von jenem Gelöbnis immer weniger reden, damit es einmal in Vergessenheit kommt, wenn man sich schon nicht entschliessen kann, es durch eine mutige Tat aus der Welt zu schaffen.“ VLA, NL OE, Schachtel 9, Mappe „Heimwehr“. Landeshauptmann Otto Ender an Bundesrat Rechtsanwalt Dr. Richard Steidle, 12. Juli 1930. Steidle war selbst der Autor dieses „Korneuburger Eides“.

64 Neck/Wandruszka, Protokolle des Ministerrates, Bd. 5, 131 (12. März 1934).

65 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 4, Mappe Korrespondenz 1931, A–D, Otto Ender an Herrn Hans Aufner, 7. November 1931.

66 VLA, Handakten LH Otto Ender, Schachtel 3, Mappe Korrespondenz 1921–1929, T–Z, Otto Ender an Nationalrat Richard Wollek, 17. Dezember 1927.

Ein Dorf in Aufruhr – widerständiges Handeln als kollektive Praxis?

„Nach der Errichtung des Großdeutschen Reiches wirkte sich die katholisch-slowenische Propagandaarbeit in Zell Pfarre alsbald dahin aus, daß Wehrdienstpflichtige oder bereits zum Wehrdienst einberufene Angehörige des slowenischen Volkstums in nicht unerheblicher Zahl nach Jugoslawien flüchteten. Bis Anfang 1943 wurden für die Gemeinde Zell Pfarre etwa 25 derartige Fälle festgestellt, während damals nur insgesamt etwa 80 Einwohner zum Wehrdienst einberufen worden waren.“¹

Die Anklageschrift, aus der das obige Zitat stammt, richtete sich gegen den ehemaligen Pfarrer von Zell Pfarre/Sele, Alojz Vavti. Obwohl seit September 1940 nicht mehr in Zell, sondern in der Steiermark seelsorgerisch tätig, wurde er im Zuge einer groß angelegten Verhaftungswelle, die sich über die nördlich der Karawanken gelegenen Kärntner Gemeinden Eisenkappel/Železna Kapla, Vellach/Bela, Gallizien/Galicija, Sittersdorf/Žitara vas, Zell/Sele und Ferlach/Borovlje erstreckte, am 4. Feber 1943 verhaftet. Zwischen November 1942 und Feber 1943 wurden über 200 Männer und Frauen wegen vermuteter Widerstandsaktivitäten bzw. Widerstandsunterstützung inhaftiert. Gegen 135 Personen erfolgte eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Klagenfurt wegen Hochverrats.² Weitere Personen wurden aus verschiedenen Gründen zwar nicht angezeigt, aber dennoch diversen NS-Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt: Für aktive Wehrmachtssoldaten galt die Zuständigkeit des Reichskriegsgerichts bzw. des Feldgerichts. Nicht angezeigt wurden weiters polnische Zwangsarbeiter sowie den lokalen Behörden verdächtig erscheinende Jugendliche oder Personen, bei denen die Anklagemomente der Staatsanwaltschaft zu gering erschienen. Ein nicht unbeachtlicher Teil dieser Personen wurde im Anschluss von der Gestapo in diverse Konzentrationslager eingewiesen. Es fanden mindestens 41 Männer und Frauen im Zuge der gegen sie gerichteten Verfolgungsmaßnahmen den Tod.

Entsprechend den Kontinuitäten der Widerstandsforschung basierten auch die ersten Arbeiten zum Widerstand der Kärntner Slowenen auf einem militärhistorischen Zugang.³ Dieser Blick wurde zum Teil bis in die jüngste Gegenwart beibehalten.⁴ Die Frage nach seiner Bedeutung wurde in Kärnten relativ bald von der Frage nach seiner Ausrichtung abgelöst.⁵ Die Motive der einzelnen Akteure sowie ihre Lebenswelt wurden in diesem Prozess jedoch nicht untersucht, sondern die Argumente des seit Jahrzehnten latent schwelenden Nationalitätenkonfliktes⁶ sowie die Parolen des Kalten Krieges als Basis der bisweilen demagogisch anmutenden Auseinandersetzung genommen. Spätestens nachdem Jugoslawien 1949 seine Gebietsansprüche aufgegeben hatte, wurden ehemalige Widerstandsaktivisten und -aktivistinnen in der Kärntner Öffentlichkeit als Kommunisten und als Separatisten diffamiert.⁷ Von deutschnationaler Seite wurde der Kärntner slowenische Widerstand als

Ansammlung von Verbrechen und als kommunistischer Angriff auf die Kärntner Einheit imaginiert.⁸ Teile der slowenischen Seite wiederum heroisierten und verklärten den bewaffneten Widerstand.⁹ Viele konnten sich in diesen sehr konträr gezeichneten Bildern nicht wiedererkennen, viele wurden in diesen Darstellungen auch ‚übersehen‘. In jüngster Zeit gibt es, auf historiographische Entwicklungen in Slowenien reagierend¹⁰, von verschiedenen Seiten Bestrebungen, den Beginn des Widerstands als „autochthonen, katholischen, Kärntner Widerstand“ zu (re)konstruieren. In einem sehr politischen Prozess wird dabei versucht, Akteure des Widerstands zu ‚entpolitisieren‘ und sie zum Teil als „Opfer zweier Totalitarismen“ darzustellen. Ausgrenzung – in Form von ‚bewusstem‘ Vergessen¹¹ – wie Vereinnahmung historischer Akteure und Akteurinnen werden in diesem Umformungsprozess weiter festgeschrieben.

In diesem Beitrag soll versucht werden, hinter den „harten Fakten“ von Widerstand und Verfolgung in einem überschaubaren Raum sowie dem nachfolgenden Erinnern und Vergessen die „weichen Fakten der Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungen“ aufzuspüren.¹² Dem muss jedoch die Frage vorangestellt werden, wie sich in einer nur sehr dünn besiedelten, vorwiegend agrarisch geprägten Region ein so dicht verknüpftes Widerstandsnetz entstehen konnte.

Raum

In der zu untersuchenden Region wurde, mit Ausnahme der Märkte Ferlach und Eisenkappel, in den 1930er Jahren nahezu ausschließlich das Slowenische als Kommunikationssprache verwendet. 1938 hatten im sogenannten gemischtsprachigen Gebiet nur 10 Prozent der Schulanfänger Deutsch als Muttersprache.¹³ Die im Zentrum der Untersuchung befindliche Gemeinde Zell liegt in einem ca. 900 m hoch gelegenen Seitental nördlich der Karawanken. Das gesamte Hochtal ist agrarisch geprägt. Holzbringung und Holzverarbeitung boten einen wichtigen (Neben-)Erwerb. Lange Zeit war dieses Seitental vom Verkehr völlig abgeschnitten. Diese Abgeschlossenheit führte zu gewissen Eigenheiten, die für eine widerständige Haltung förderlich waren. Erst 1924/25 wurden der Hauptort, und mit ihm einige andere hochgelegene Orte, durch eine befestigte Straße erschlossen. Die Initiative für den Bau ergriff der damalige Besitzer des Forst- und Rentamtes Hollenburg, der große Waldflächen im Gemeindegebiet sein Eigen nannte. Laut Volkszählung von 1934 lebten in der rund 75 Quadratkilometer umfassenden Gemeinde Zell Pfarre 1.027 Personen. 946 galten dem slowenischen „Kulturkreis“ zuordenbar, 81 dem deutschen.¹⁴ Doch dürfte der Anteil der Deutschen tatsächlich wesentlich geringer gewesen sein. In der Pfarrchronik wurde dazu kritisch vermerkt, dass es tatsächlich nur 13 Deutsche wären, die hier lebten.¹⁵ Die anderen dürften sich in einem von der Landespolitik forcierten Assimilationsprozess dem Deutschen angenähert haben, was jedoch nicht immer bedeutete, dass sie der deutschen Sprache auch mächtig waren und sich mit der NS-Verfolgungspolitik identifizierten. Der junge Landwirt Tomaž Jug beispielsweise bekannte sich 1939 zum deutschen Volkstum. Dennoch unterstützte er später die *Grünen Kader* und wurde in einem Verfahren vor dem Oberlandesgericht Wien im Juli 1943 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Gerichtsurteil steht zu lesen, dass er „der deutschen Sprache nur im geringfügigen Masse [sic!] mächtig“ sei.¹⁶ Als Folge der massiven Fluchtbewegung in der Gemeinde und der

intensiven Kooperation der Einwohner mit den *Grünen Kadern* und den Partisanen verlor Zell seine eigenständige Verwaltung. Der Ferlacher Bürgermeister wurde ab 1942 als Statthalter von Ferlach eingesetzt.

Westlich, bereits in der Talsohle, liegt der Ort Waidisch/Bajdiše. Er gehört einerseits zur Gemeinde Ferlach/Borovlje, hatte aber über den Pfarr- und Schulsprengel sowie über seinen Gendarmerieposten eine enge organisatorische Bindung und über Familienbeziehungen sowie die Wirtshausbekanntschaften eine enge personelle Verbindung zum westlichen Teil der Gemeinde Zell. Dennoch unterschied sich Waidisch hinsichtlich seiner wirtschaftlichen, sozialen und politischen Struktur stark von der Gemeinde Zell. In Waidisch gab es bis in das frühe 20. Jahrhundert Hammer- und Walzwerke samt einer Arbeitersiedlung und daraus resultierend einer eigenen Arbeiterkultur. Besonders in der Zwischenkriegszeit fand die Kommunistische Partei (KP) hier viele Anhänger und Aktivisten. Die kommunistischen Ideen sprachen nicht nur die Waidischer Arbeiterschaft, sondern vor allem zahlreiche besitzlose Tagelöhner, Land- und Forstarbeiter in der Gemeinde Zell an. Ein politischer Aktivist, der enge Kontakte zu Zell hatte und dort immer wieder Versammlungen organisierte, war der Waidischer Paul Kölich. Als Drechsler und innovativer technischer Bastler war er als Wanderhandwerker auf vielen Zellaner Höfen gern gesehen. Bei den Gemeinderatswahlen 1932 entfielen allein in der Gemeinde Zell mit 66 der 404 abgegebenen Stimmen zwei von 16 Mandaten auf die KP, wobei das dritte Mandat nur äußerst knapp verfehlt wurde. Das Ergebnis war für das gemischtsprachige Gebiet, das traditionell von der katholisch-konservativen *Koroška slovenska stranka* dominiert wurde, überraschend gut.¹⁷ So erlangte die KPÖ in Ferlach nur eines von 28 Mandaten. Hier hatten die Sozialisten mit 15 Mandaten die absolute Mehrheit erreicht. Im östlich von Zell gelegenen Vellach wiederum gelang es der KP gar nicht, in die Gemeindeverwaltung einzuziehen.¹⁸ Die Wahlergebnisse waren stark von den politischen Ambitionen der örtlichen Großgrundbesitzer und wichtigsten Arbeitgeber geprägt, die bisweilen auch mehr als nur sanften Druck auf ihre zahlreichen Holzknechte ausübten. Während der Eisenkappler Graf Thurn-Valsassina Funktionär des Heimatschutzes war, blieb der Besitzer des Forst- und Rentamtes Hollenburg, Ing. Hans Maresch, nach außen politisch indifferent. Der Ferlacher Großgrundbesitzer Voigt wiederum war bereits 1933 als NSDAP-Mitglied registriert.

Die Waidischer Gewerke, bis zur Übernahme durch die Kärntnerische Eisen- und Stahlwerks-Gesellschaft (KESTAG) 1906 im Besitz der Familie Voigt, wurden 1908 geschlossen. Die Arbeiter mussten nun in das nahegelegene Ferlach auspendeln oder sich mit diversen Wanderhandwerken und Tagelöhner-Arbeiten über Wasser halten. Neben der KESTAG war Ferlach für seine Büchsenmachertradition bekannt, die ebenfalls viele Arbeitsplätze schuf. Als zentraler Ort im Rosental hatte Ferlach einen stärkeren deutschsprachigen Anteil. Im kleinstädtischen Milieu war die Bereitschaft zur sprachlichen und kulturellen Assimilation weitaus größer als in den abgeschlossenen Bergsiedlungen.

Östlich der Gemeinde Zell Pfarre schloss die Gemeinde Vellach, heute Teil von Bad Eisenkappel-Vellach, an. Eisenkappel selbst war zentraler Markt- und Handelsumschlagplatz des Vellachtales. Die zwischen Eisenkappel und der Gemeinde Zell liegenden Streusiedlungen Ebriach/Obirsko, Trögern/Korte, Lobnig/Lobnik, Vellach/Bela, Zauchen/Suha und die Ortschaft Rechberg/Rebrce waren vorwiegend agrarisch geprägt. Ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert stieg Graf Thurn-Valsassina zum größten Grundbesitzer und wichtigen Arbeitgeber auf. Sukzessive übernahm er in ökonomische Schwierigkeiten

geratene Bauernhöfe und kleine Keuschen, deren Gebäude er zum Teil wieder weiter verpachtete. Zum Teil dienten die Gebäude zur Unterbringung seiner Forstarbeiter und deren Familien, die so in starke Abhängigkeit zum Grafen gerieten. Neben der Landwirtschaft gab es in der Region bis in das späte 19. Jahrhundert zahlreiche kleinere und in Rechberg ein größeres Hammerwerk. Bis in das 20. Jahrhundert wurden in Ebriach Bleierz und nahe Lobnig Glanzkohle abgebaut. Neben den landwirtschaftlichen Siedlungen gab es daher in Ebriach auch eine Knappensiedlung sowie in Zauchen und Rechberg Arbeitersiedlungen. Die Rechberger Zellstofffabrik (seit 1890) war bis zum Ende des 20. Jahrhunderts eine wichtige Arbeitgeberin der Region. Nach der Okkupation von Teilen Sloweniens 1941 wurden hier auch zahlreiche Slowenen als Zwangsarbeiter eingesetzt. Immer wieder kam es zu Misshandlungen der Arbeiter durch den Betriebsführer und Vorgesetzte.¹⁹ In der Folge entstanden enge personelle Verflechtungen zwischen den Arbeitern und dem Netzwerk des organisierten Widerstands. 1939 lebten in der heutigen Gemeinde Bad Eisenkappel-Vellach ca. 3.800 Personen.²⁰ Anlässlich der Abstimmung zum sogenannten Anschluss 1938 gab es in der Marktgemeinde einen auffallend hohen Anteil an Nein-Stimmen,²¹ während in Zell wiederum 632 von 636 Stimmberechtigten für den „Anschluss“ an das Deutsche Reich stimmten.²² Dieses Ergebnis ist auf die Agitation des dortigen Pfarrers Vavti zurückzuführen, welcher der von der politischen Vertretung der Kärntner Slowenen vorgegebenen Linie folgte. Durch große Loyalitätsbekundungen erhofften sich die führenden Funktionäre das nationale Überleben der Volksgruppe sichern zu können.²³ Der bewaffnete Widerstand konnte in Zell, anders als in Villach, erst zeitverzögert Fuß fassen.

Widerständigkeit und Autoritäten

Die schroffen Karawanken bilden nach Süden über weite Strecken zwar eine natürliche Grenze, doch gab es traditionell enge Verbindungen zu den Siedlungen südlich der Karawanken (im heutigen Slowenien). Mit dem Zerfall der Habsburgermonarchie und den folgenden Grenzziehungen wurden diese übergreifenden Kontakte und Kooperationen nur ein Stück weit behindert. Der rege Austausch an Arbeitskräften hielt in der Zwischenkriegszeit an. Vielfach lud die langgezogene, wenn auch über weite Strecken kaum passierbare und daher nur mäßig bewachte neue Grenze zum Schmuggel ein. Einige betrieben den Schmuggel gewerbsmäßig. Vielfach waren es Personen, die zur Arbeit nach Jugoslawien auspendelten. Gelegentlich wurden gutsituierte junge Männer und Frauen beim Schmuggel erwischt und angezeigt.²⁴ Ein weiterer beliebter ‚Zeitvertreib‘, der die Autorität der Behörden unterwanderte, war das Wildern, das nicht immer nur aus ökonomischer Notwendigkeit betrieben wurde. Waffen und Munition dazu stammten aus der nahegelegenen Büchsenmacherstadt Ferlach. Als Höhepunkt des Eigensinns kann der nach der Währungsreform gestartete Versuch gelten, mit eigenem *Zellaner Geld* die Märkte zu erobern. Kurz: ein gerüttelt Maß an Eigensinn und Widerständigkeit gegen die fremde, unpersönliche Obrigkeit war in der Gemeinde schon vor dem Zweiten Weltkrieg fest verankert. Und man war stolz auf seine „Selska republika“.²⁵ Parallel dazu stand die enge Verbundenheit, wenn nicht gar Hörigkeit, den lokalen Autoritäten gegenüber.²⁶ Zur Zeit des „Anschlusses“ waren dies der langjährige Seelsorger der Gemeinde, Alojz Vavti (geb. 1887), sowie der Bauer und Unternehmer Honz Olip (geb. 1901).

Alojz Vavti kam im Juli 1915 als Seelsorger in die Gemeinde Zell. Mit der kurzen Unterbrechung von September 1940 bis Kriegsende 1945 blieb Vavti bis zu seinem Tode 1982 Seelsorger in Zell. Er setzte sich von Anfang an intensiv für die Förderung des Slowenischen in seiner Gemeinde ein, unterstützte das slowenische kulturelle Leben und engagierte sich politisch. Vehement setzte er den Begehrlichkeiten des *Deutschen Schulvereins Südmark* energischen Widerstand entgegen. Von seinen Gegnern, vor allem der deutschnational orientierten Lehrerschaft, wurde er als autoritäre Persönlichkeit beschrieben. Bereits während des Grenzfindungskonfliktes 1918/1919 und der Propaganda für das Plebiszit von 1920 trat er als politischer Aktivist hervor. Das außergewöhnliche Abstimmungsergebnis der Gemeinde, so stimmten 97 Prozent für einen Anschluss an Jugoslawien²⁷, wurde von deutschnationaler Seite allein seiner Agitation zugeschrieben. Ab 1921 engagierte sich Vavti als Mitglied der Gemeindeverwaltung, ab 1934 als Propagandaleiter der Vaterländischen Front in Zell. Als mächtiger nationalsozialistischer Gegenspieler hatte sich parallel dazu der seit 1923 in Zell tätige Lehrer und spätere Schulleiter und NSDAP-Ortsgruppenleiter Sebastian Jerolitsch entwickelt. In dessen Schule galt bereits am 13. März 1938 die Parole: *Der Kärntner spricht Deutsch!*²⁸ Damit war auch der slowenische Religionsunterricht in der Schule unmöglich geworden. Am 5. Juli 1940 erfolgte Vavtis erste Festnahme, die in einer zwei Monate andauernden Schutzhaft mündete. Drei Wochen zuvor waren die Gebrüder Olip, darunter auch Honz Olip, über die Grenze nach Jugoslawien geflohen.²⁹ Die Behörden verdächtigten Vavti in direktem Zusammenhang mit deren Flucht zu stehen. In seinem Schutzhaftbefehl hieß es folglich, dass er „durch sein staatsabträgliches Verhalten, das zur völligen Unterbindung des deutschen Einflusses in seiner Pfarre führte, zu der Befürchtung Anlaß gibt, er werde im Falle der Freilassung, weiterhin die Belange des Reiches schädigen“.³⁰ Nach Interventionen durch die Diözese Gurk wurde Vavti am 4. September 1940 zwar entlassen, jedoch unmittelbar darauf in die Steiermark versetzt. Nach dem Überfall auf Jugoslawien im April 1941 wurde er, wie seine slowenischsprechenden Priesterkollegen in Kärnten, für einige Wochen in Haft genommen.³¹ Verdächtig, die frühe und außergewöhnlich große Fluchtbewegung in der Gemeinde Zell forciert zu haben, wurde er im Zuge der großen Verhaftungswelle 1942/43 zum dritten Male verhaftet. Im Jänner 1944 erfolgte sein Freispruch, die Staatsanwaltschaft legte sofort Berufung ein. Im Herbst 1944 wurde Vavti schließlich von Richter Freisler vor dem Volksgerichtshof zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt.³² In einem 1977 geführten Videointerview ging Vavti auf den Verdacht, er hätte die Fluchtbewegung forciert, gar nicht ein. Er betonte, dass ihm die Behörden nichts hätten nachweisen können und dass sie ihn allein wegen seiner Volkszugehörigkeit ‚loswerden‘ wollten.³³

Honz Olip galt in seiner Umgebung als ausgesprochen wohlhabender Bauer und Unternehmer. Er war Gastwirt, Holzhändler und Sägewerksbesitzer und somit ein wichtiger Arbeitgeber in der Gemeinde. Sein landwirtschaftlicher Besitz, den er erst 1935 erworben hatte, umfasste ca. 126 ha und war der zweitgrößte Hof in der Gemeinde.³⁴ Bereits sein Vater Florijan, der keine Schule besucht hatte und das Deutsche kaum beherrschte, stellte im politischen und sozialen Gefüge der Gemeinde eine zentrale Figur dar. Von 1911 bis 1919 war er Bürgermeister von Zell. Nach dem „Anschluss“ war er, wie seine Söhne, als bekennender und aktiver Slowene konstantem Druck durch das Ortsdreieck (Bürgermeister, Ortsbauernführer, Ortsgruppenleiter) ausgesetzt.³⁵ Honz und Peter Olip standen beruflich in engem Kontakt mit der Firma Goetz, welche die Armee belieferte. Als Peter Olip seinen

Einberufungsbefehl erhielt, versuchte die Firmenleitung beim Wehrkommando die Freistellung der beiden zu erwirken. Peter Olip erinnerte sich 1977, dass er informiert wurde, dass die Zellaner Parteiführung die sofortige Einberufung der drei Olip-Brüder und des bei Honz Olip beschäftigten Johann Gruden beauftragt hätte und das Wehrkommando dem nichts entgegensetzen konnte.³⁶ Seine Schwester Marija Olip berichtete in ihren Erinnerungen 1990 wiederum, dass den Brüdern gesagt wurde, sie würden in eine Strafkompagnie kommen.³⁷ Am 15. Juni 1940 ergriffen die Brüder samt Johann Gruden die Flucht über die Grenze.

Widerstand

Bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn hatten sich verhältnismäßig viele Kärntner Slowenen, nicht nur in Zell und Umgebung, dem Militärdienst durch Flucht über die Grenze entzogen. Unter den Flüchtlingen befanden sich Studenten wie die Brüder Jelen aus dem nahe Bleiburg/Pliberk gelegenen Loibach/Libuče³⁸, Arbeiter oder Forstarbeiter wie Tomaž Olip aus Zell, Bauernburschen wie der ebenfalls aus Zell stammende Jože Kelih oder Unternehmer wie Honz Olip. Geflohen sind vor allem junge Burschen und Männer, die nahe der ehemaligen Grenze zu Jugoslawien gelebt hatten und geheime Übergänge kannten. Zum Teil waren sie bereits in Uniform. Die meisten von ihnen hatten allerdings erst den Wehrpass ausgehändigt bekommen. Vereinzelt desertierten auch Männer, die sich vor dem „Anschluss“ freiwillig zum Militärdienst gemeldet hatten. Jože Kelih berichtete 1977 in einem Interview, dass es ihm sehr seltsam erschienen war, unmittelbar nach dem „Anschluss“ neuerlich den Treueeid – nun auf Hitler – abzulegen. Er hatte ja bereits seinen Eid auf Schuschnigg abgelegt, so seine Überlegungen, also musste einer der beiden Eide ein Meineid sein. Dieser innere, in seinem tief religiös geprägten Weltbild begründete Zwiespalt bewog ihn dazu, sich seinen desertionswilligen Freunden anzuschließen.³⁹ Andere motivierte die innere Abwehr gegen den neuen Staat und seine Politik zur Desertion bzw. zur Flucht.⁴⁰ Jene aber, die aus ausschließlich religiösen Motiven den Wehrdienst verweigerten, wie beispielsweise der junge Priester Anton Kutej oder aber die Zeugen Jehovas unter den Kärntner Slowenen wie Franc Smounig, zogen die Flucht über die Grenze nicht in Erwägung.⁴¹ Meist planten die Deserteure ihre Flucht in Kleingruppen und hielten auch in Jugoslawien engen Kontakt zueinander. Von großer Bedeutung für die Deserteure waren familiäre oder freundschaftliche Kontakte nach Slowenien, die sie als Anlaufstelle nutzen konnten. Denn in Slowenien sah man die wachsende Zahl der Flüchtlinge kritisch und schob sie vielfach nach Serbien, Dalmatien oder Kroatien ab.⁴²

Wirklich ernst wurde die Lage nach dem Überfall auf Jugoslawien im April 1941, als viele ihrer aus Kärnten stammenden Protektoren wie der langjährige Obmann des *Klub Koroških Slovencev/Klub der Kärntner Slowenen* und Jurist Julij Felaher oder der Laibacher Bischof Gregorij Rožman es nicht mehr wagten, ihnen zu helfen.⁴³ Einige Flüchtlinge wurden verhaftet oder gar erschossen, wie Karl Potočnik aus Grablach/Grablje bei Bleiburg⁴⁴, andere konnten in den Untergrund abtauchen und schlossen sich der slowenischen Widerstandsbewegung *Osvobodilna Fronta slovenskega naroda* (OF = slowenische Befreiungsfront)⁴⁵ an, die schon Ende April 1941 in Ljubljana gegründet wurde, wie beispielsweise der aus Ebriach bei Eisenkappel stammende Janez Županc.⁴⁶ Die Flüchtlinge aus der

Gemeinde Zell entschieden sich unter der Führung von Honz Olip jedoch dazu, wieder in ihre Heimatdörfer zurückzukehren. Später wurde diese Gruppe als *Zeleni kadrovci/Grüne Kader* bezeichnet. Zu Hause angekommen, versteckten sie sich vorerst bei ihren Familien, im Wald oder in aufgelassenen Stollen. Ihre Angehörigen und Freunde versorgten sie mit Lebensmitteln und unterstützten sie mit notwendigen Informationen.⁴⁷ Viele im Ort wussten um ihre Anwesenheit Bescheid, doch niemand meldete die jungen Männer den Behörden.⁴⁸ Ein Jahr später wurde die Situation für sie neuerlich prekär. Am 14. und 15. April 1942 erfolgte als erster brutaler Höhepunkt der gegen die Kärntner Slowenen gerichteten NS-Entnationalisierungsmaßnahmen⁴⁹ die sogenannte zwangsweise „Aussiedlung“. Im gesamten gemischtsprachigen Gebiet wurden über 220 slowenisch sprechende Familien in einer Überraschungsaktion von ihren Höfen vertrieben, als „Volks- und Staatsfeinde“ entschädigungslos enteignet und in speziellen, der Volksdeutschen Mittelstelle (VOMI) unterstellten Lagern im sogenannten „Altreich“ interniert.⁵⁰ Allein in der Gemeinde Zell betraf diese Maßnahme acht Familien, darunter die Eltern und die drei jüngeren Schwestern der Gebrüder Honz, Foltej und Peter Olip. Für die *Grünen Kader* fielen durch die Vertreibungsmaßnahme wichtige Unterstützer und Unterstützerinnen sowie Stützpunkte weg. Auf den Höfen der Enteigneten wurden großteils politisch ‚verlässliche‘ Bewirtschafteter angesetzt, wie beispielsweise der Bürgermeister oder ein „Alter Kämpfer“ und späterer Ortsgruppenleiter.⁵¹ Den Gebrüder Olip, die im Ort großes Ansehen genossen, gelang es neue Verbindungen und Unterstützung zu finden.⁵² Dennoch mussten die im Verborgenen Lebenden mit dem Bau von Erdbunkern beginnen, um sich neue Verstecke für eine ungewisse Zukunft zu sichern.⁵³ In diesen Bunkern wollten sie das bald erhoffte Kriegsende erwarten, ohne jedoch selbst aktive Maßnahmen zu setzen. Diese Haltung unterschied die *Grünen Kader* wesentlich von der in Kärnten aktiven Partisanenbewegung. Die Passivität und Perspektivlosigkeit sowie die Isolation zermürbten viele, die im Untergrund lebten.⁵⁴ Auch wenn von ‚den‘ *Grünen Kadern* gesprochen wird, so bildeten ihre Angehörigen nicht wirklich eine Gruppe. In Kleinstgruppen oder auch alleine mussten sie für ihr Überleben sorgen.⁵⁵ Sukzessive schlossen sich daher nach der Verhaftungswelle immer mehr Angehörige der *Grünen Kader* den Partisanen an, während die Gebrüder Olip mit Johann Gruden bis zum Kriegsende eigenständig blieben. Ihre betonte Eigenständigkeit und religiöse Haltung sowie die kolportierte Begeisterung für Draža Mihailović machten sie in den Augen der OF-Führung suspekt. Verbindungen zur slowenischen *Bela Garda* (Weißgardisten) wurden befürchtet und die Gebrüder als Gefahr für den innerhalb der OF organisierten Widerstand eingeschätzt.⁵⁶

Die Erfahrung, allein auf Grund der verwendeten Sprache verfolgt werden zu können, hatte nicht nur die zwangsweise *Ausgesiedelten*, sondern auch die Zurückgebliebenen schwer traumatisiert. Endlich wurde die bisher geübte Praxis der bedingungslosen Loyalität gegenüber dem Staat in Frage gestellt. Selbst unter der katholisch orientierten, sich als unpolitisch betrachtenden Mehrheit der Kärntner Slowenen und Sloweninnen wuchs die Bereitschaft zu aktivem, bewusst widerständigem Verhalten.⁵⁷ Forciert wurde dieser mentale Umschwung durch die spätestens seit dem Sommer 1942 in Kärnten wahrnehmbaren militärischen Erfolge der *Osvobodilna fronta*, gleichzeitig tauchten erste Partisanengruppen in den Dörfern entlang der Grenze auf.⁵⁸ Die ersten besuchten Siedlungen lagen in der zwischen Eisenkappel, Vellach und Zell gelegenen Region. In diesen Gruppen befanden sich Kärntner Deserteure, die sich nach dem Überfall auf Jugoslawien dem slowenischen

Widerstand angeschlossen hatten, wie der bereits genannte Janez Županc. Über die Einbindung der aus der Region stammenden Kämpfer und politischen Aktivisten gelang es der OF relativ rasch das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen und Fuß zu fassen. Die Kärntner Deserteure nutzten dazu ihre familiären, beruflichen und vor allem kulturellen Netzwerke wie die Theatergruppen, Chöre oder Tamburizzagruppen, in welchen sie vor ihrer Flucht aktiv gewesen waren, um verlässliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen für die organisierte Widerstandsbewegung zu finden und vor Ort ein politisches Organisationsnetz der OF aufzubauen. Županc kontaktierte beispielsweise neben seinen Eltern und Geschwistern auch die Familie des Onkels Matevž Pegrin vulgo Pegrin sowie den Onkel Tomaž Olip vulgo Jereb, einen wohlhabenden Bauern, alle aus Ebriach. Weiters kontaktierte er seinen aus Zell stammenden Cousin Tomaž Olip vulgo Ogradnik. Dieser wurde ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den *Grünen Kadern* und den Partisanen.

Gerade die slowenischen Kulturvereine standen in enger Verbindung zu den Ortspfarrern, die in der Zwischenkriegszeit als wichtige Autoritäten des slowenischen Kulturlebens angesehen wurden, anders als die Lehrer, die als Vertreter der Germanisierungspolitik galten. Vielfach waren es Seelsorger, die von den Widerstandsaktivisten schließlich als letzte Instanz befragt wurden, bevor sie „in den Wald“ gingen, sich der Partisanenbewegung anschlossen.⁵⁹ Ihre herausragende Stellung innerhalb der slowenischen Gesellschaft ließ die Priester in den Augen der NS-Behörden besonders gefährlich erscheinen. National aktive Priester wurden schon bald nach dem sogenannten Anschluss verhaftet bzw. in deutschsprachige Regionen versetzt. Während des Überfalls auf Jugoslawien im April 1941 wurden schließlich sämtliche zweisprachigen Priester, auch jene, die sich nicht mehr im gemischtsprachigen Gebiet aufhielten, vorübergehend verhaftet, um von der intellektuellen, nationalen Elite organisierte Proteste zu verhindern.⁶⁰

Frauen waren von Anfang an am Aufbau der Ortsausschüsse der OF intensiv beteiligt und galten als besonders verlässliche Mitarbeiterinnen.⁶¹ Als eine der ersten Aktivistinnen im Raum Eisenkappel, woher sie selbst stammte, und als wichtige Verbindung zum Zellauer Raum, woher die Familie ihres Mannes kam, galt die 1943 zum Tode verurteilte Marija Olip. Wichtigste Aufgabe der Ortsausschüsse war die Organisation der materiellen und informellen Unterstützung der politischen Aktivisten und Aktivistinnen der OF sowie die politische Schulung der unterstützenden Bevölkerung. Die Mitglieder der Ausschüsse versuchten vor allem urlaubende Wehrmachtssoldaten zur Desertion zu bewegen bzw. deren Flucht zu den Partisanen zu organisieren.⁶² Ohne dieses Netzwerk in der Legalität wäre es nicht möglich gewesen, den bewaffneten Widerstand über drei Jahre aufrechtzuerhalten.⁶³

Verfolgung

Im Herbst 1942 gelang es den Nazibehörden Spitzel in dieses Netzwerk einzuschleusen. Die Ansätze des OF-Netzes im Raum Eisenkappel–Zell wurden unmittelbar darauf aufgedeckt. Mitte November 1942 kam es zu ersten Verhaftungen. Durch gezielte und brutale Verhöre sowie ein Anfang Dezember 1942 von der Gestapo entdecktes Notizbuch konnten bis zum Feber 1943 schließlich über 200 Männer und Frauen verhaftet werden, darunter auch zwei Angehörige der *Grünen Kader*, Tomaž Olip und Jaka Oraže. Maks Kelih, der mit ihnen den Bunker geteilt hatte, war bereits am 11. Oktober 1942 vom Oberjäger und

Ortsgruppenleiter Hans Rohr angeschossen und tödlich verwundet worden.⁶⁴ Inwieweit er vor seinem Tode noch verhört werden konnte, wie vielfach erzählt wurde, muss offen bleiben. Wichtige Informationen stammten jedoch von einem Kurier der Partisanenbewegung, der auch Kontakte zu den *Grünen Kader* hatte. Er war in Slowenien bei einem Gefecht mit der Polizei schwer verwundet worden und wurde in der Folge brutal verhört und nach Zell geschleppt.⁶⁵ In den Erinnerungen wird auch immer wieder Tomaž Olip als Verantwortlicher für die vielen Todesurteile genannt. Denn bei seiner Festnahme am 1. Dezember 1942 war in seinem Bunker ein Notizbuch gefunden worden. Dieses ist nicht erhalten, sehr wohl die von den Behörden angefertigte Übersetzung.⁶⁶ Inwieweit die Übersetzung dem Original tatsächlich entspricht, kann nicht mehr überprüft werden. Zum Zeitpunkt seiner Verhaftung waren bereits zahlreiche zentrale Personen des Netzwerks verhaftet und auch verhört worden. Dadurch war den Behörden bereits vieles bekannt. Die Suche nach Verantwortlichen und „Verrätern“ hat lange Zeit das Leben in der Gemeinde geprägt. Tomaž Olip (1913–1943) war wie Maks Kelih (1913–1942) außerehelich geboren, beide gehörten dem ländlichen Proletariat an. Tomaž Olip hatte seit 1936 für Honz Olip als Holzarbeiter gearbeitet. Beiden wurde ein Naheverhältnis zur KP nachgesagt, sie wurden noch im Bunker von Pavel Kölich besucht. Sie gehörten beide definitiv nicht zu den (katholischen) Eliten des Dorfes.⁶⁷

Honz Olip und seine Gruppe, die sich zuvor einen eigenen Bunker gebaut hatten, zu dem niemand anderer Zugang gehabt hatte, wurden nicht gefasst, obwohl die Behörden größtes Augenmerk darauf gelegt hatten. Sehr wohl aber wurden seine zwangsweise ausgesiedelten Eltern und Schwestern bereits am 23. November 1942 in Eichstätt bzw. Engelthal verhaftet und von der Gestapo nach Klagenfurt überstellt, wo ihnen der Prozess gemacht wurde.⁶⁸ Honz Olip galt den NS-Behörden, neben Alojz Vavti, als zentrale Drehscheibe der Zellaner Fluchtbewegung.⁶⁹ Er hätte ihrer Ansicht nach die jungen Männer zur Flucht angeleitet sowie finanziell unterstützt und nach seiner Rückkehr spätestens ab Mitte 1941 die Führung unter den heimgekehrten Deserteuren in Zell und Umgebung übernommen. Er hätte weiter, so die Behörden, Anweisungen für das Zusammenleben zwischen „Banden und Deserteuren“ erteilt und die „Banden“ bei ihren Plünderungen angeführt.⁷⁰

Zwischen dem 7. und 9. April 1943 verhandelte der Volksgerichtshof (VGH) in Klagenfurt unter dem Vorsitz von Roland Freisler und fällte 13 Todesurteile gegen zwölf Männer und eine Frau. Das Reichsministerium für Justiz ersuchte am 17. April den Oberreichsanwalt „das Weitere mit größter Beschleunigung zu veranlassen“.⁷¹ Bereits am 29. April 1943, also nur knapp drei Wochen nach der Urteilsverkündung, erfolgte die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten im Wiener Landesgericht.⁷² Vier stammten aus der Gemeinde Vellach, acht aus Zell und einer aus Ferlach. Vier waren Bauern bzw. Hoferben, vier arbeiteten als Forstarbeiter oder Holzknechte, Micka Olip war Tagelöhnerin. Die anderen waren je ein Postbeamter, Gewehrmacher, Zimmermann und Schuster. Zahlreiche Angehörige der Hingerichteten wurden ebenfalls verfolgt und 28 von ihnen ums Leben gebracht.

In dem von Freisler geleiteten Prozess und in zahlreichen Folgeprozessen vor dem Oberlandesgericht Wien sowie dem Sondergericht Klagenfurt wurden mindestens 90 Urteile gefällt. Neben dem bereits erwähnten ehemaligen Zellaner Priester Vavti wurde auch der Ebriacher Seelsorger Jožef Drobrivnik zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Nach der offiziellen Einstellung ihres Verfahrens bzw. nach der Verbüßung ihrer – vermeintlich zu geringen – Haftstrafe wurden 20 Männer und Frauen wieder der Gestapo übergeben und in

ein KZ verbracht. Einige Personen wurden als nicht „haftfähig“ entlassen und bei anderen konnte der Verfolgungsweg nicht mehr nachgezeichnet werden. Vor allem bei den polnischen Zwangsarbeitern konnten keine weiteren Anhaltspunkte gefunden werden.⁷³ Bei jenen 110 Personen, deren Verfolgungsweg (Haft, KZ) nachvollziehbar ist, war die Sterberate enorm: 41 Männer und Frauen, das sind 37 Prozent, verloren durch die gegen sie gesetzten Maßnahmen ihr Leben. Bei den Frauen lag die Sterbequote bei 24 Prozent, bei den Männern bei 54 Prozent.⁷⁴ Die rigorose Verfolgung und deren publizistische Ausschlachtung in den Kärntner Medien erreichten jedoch nicht das von den NS-Behörden verfolgte Ziel.⁷⁵ Im Gegenteil, die Widerstandsbewegung wurde in der Folge von der Bevölkerung noch intensiver unterstützt, auch und insbesondere in der hier besprochenen Region. Die Bereitschaft, sich den Partisanen anzuschließen, wuchs mit Fortdauer des Krieges. Insgesamt kann man davon ausgehen, dass über 560 Kärntner Slowenen im Zuge ihrer widerständigen Handlungen ihr Leben lassen mussten.

Erinnern und Vergessen

In der deutschsprachigen Kärntner Öffentlichkeit werden die Opfer der Verhaftungswelle von 1942/43 kaum und wenn, dann nur von zivilgesellschaftlichen Initiativen erinnert. Auch in der kollektiven Erinnerung der Kärntner Slowenen gibt es Einschränkungen. Alljährlich finden in Zell Gedenkfeiern für die *13 obglavljenih/Hingerichteten* statt. Diese dreizehn Männer und Frauen werden auf Grund der in Zell stattfindenden Gedenkfeiern auch als Opfer eines einzigen Ortes imaginiert, nämlich als *Selske žrtve/Zellaner Opfer*. In der dargestellten Einmaligkeit ihres Schicksals überlagern sie die zahlreichen anderen Opfer der Verhaftungswelle,⁷⁶ vor allem jene 28 Männer und Frauen, die während ihrer Internierung in Haftanstalten oder Konzentrationslagern ums Leben gebracht wurden. In den Gedenkfeiern, die ihren Ursprung in der feierlichen Umbettung der sterblichen Überreste der *13 obglavljenih* vom Wiener Zentralfriedhof nach Zell am 6. November 1949 haben, wird vor allem ihr Status als Opfer der NS-Unrechtsjustiz betont. Durch deren Darstellung als Opfer der NS-Unrechtsjustiz gerieten schließlich auch die der Verfolgung zugrunde liegenden Widerstandsleistungen, gerade wenn sie in Kooperation mit der *Osvobodilna Fronta* erfolgt waren, nahezu in Vergessenheit. Ausgeblendet bleibt in diesen Erinnerungen ferner, dass neben den katholisch orientierten zentralen Ortsgrößen in diesem widerständigen Netzwerk auch kommunistisch orientierte Angehörige des Landproletariats führend aktiv waren. Durch diese starke Fokussierung auf die *13 obglavljenih* geraten zudem all jene Opfer aus Zell und Umgebung in Vergessenheit, die nach der Verhaftungswelle im Zuge von NS-Verfolgungen ihr Leben lassen mussten oder im bewaffneten Kampf gefallen sind. Zu den Vergessenen zählt beispielsweise der aus Oberwaidisch/Zgornje Bajdiše stammende Pavel Kölich und seine siebenköpfige Familie. Pavel Kölich, der als Kommunist auch mit Mitgliedern der *Grünen Kader* Kontakt hatte, wurde anlässlich seiner Festnahme am 8. Oktober 1943 erschossen; seine Frau und zwei seiner Geschwister kamen in diversen KZ um, eine Schwester verstarb während der Gestapohaft in Klagenfurt. Überlebt haben nur seine zwei halbwüchsigen Söhne.⁷⁷ Ebenso in Vergessenheit geraten sind jene Personen, die auf Grund individuellen widerständigen Verhaltens bereits vor der Verhaftungswelle in die Mühlen der NS-Verfolgung geraten sind, wie das Ehepaar Agata und Jušt Hirs,

das nach dem Krieg von den Behörden als „Asoziale“ neuerlich stigmatisiert wurde. Jušt Hirs entzog sich im Frühjahr 1941 seiner Einberufung und wollte sich den *Grünen Kadern* anschließen, wurde jedoch gefasst und noch im Juni desselben Jahres vom Sondergericht in Klagenfurt zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Kurz nach seiner Überstellung in das Strafgefängnislager Rodgau-Dieburg verstarb er 37jährig. Seine Frau wurde unmittelbar nach seinem Tod wegen defätistischer Äußerungen verhaftet und in ein KZ überstellt. Sie verstarb laut Sterbeurkunde des Standesamts Auschwitz am 28. Jänner 1943.⁷⁸ In der lokalen Geschichte vergessen scheint auch die Rolle der OF und der Partisanenbewegung in Zell nach der Verhaftungswelle. Hier wurde unter den Felsen der Karawanken ein Partisanenkrankenhaus und in Zell-Winkel/Kot sogar eine Partisanenschule eingerichtet, die zeitweise 15 Kinder besuchten. Den ganzen Winter 1944/45 hatte der Gebietsausschuss der OF sowie Leitungen diverser politischer Organisationen unter der Koschuta in Zell verbracht. Dies gelang nur Dank des bedingungslosen Rückhaltes in der Bevölkerung. Die Partisanen sprachen folglich auch von der *selska partizanska republika/Partisanenrepublik Zell*.⁷⁹

In Kärnten wird die Geschichte des bewaffneten Widerstands immer noch äußerst kontroversiell diskutiert. Die von der NS-Propaganda erfolgte Gleichsetzung der Widerstandsaktivisten und Widerstandsaktivistinnen mit Kommunisten und Kommunistinnen überdauerte in der Kärntner (deutschsprachigen) Öffentlichkeit die Niederschlagung des NS-Regimes und reicht zum Teil bis in die Gegenwart. Ebenso wirken die im Zuge des Grenzfindungskonfliktes von 1918/1919 und durch den Partisanenkampf sowie die nach dem Zweiten Weltkrieg formulierten Gebietsforderungen Jugoslawiens geschaffenen Bilder von der „slawischen Gefahr“, die die Einheit Kärntens bedrohe, bis heute nach.⁸⁰ 1995 weigerte sich der damalige Landeshauptmannstellvertreter bei einer Ehrung von ehemaligen Widerstandsaktivisten und Widerstandsaktivistinnen teilzunehmen, denn, so wurde er in den Tageszeitungen zitiert, sie seien „Feinde Kärntens“.⁸¹ Berichte über Opfer der Kärntner Slowenen und Sloweninnen werden in den deutschsprachigen Kärntner Printmedien immer noch reflexartig mit fantasierten oder tatsächlichen Verbrechen „der Partisanen“ konterkariert. Die Anfeindungen von außen belasteten spätestens ab 1949 auch das Verhältnis der Kärntner Slowenen und Sloweninnen untereinander. In jenem Jahr, als die Grenzfrage geklärt und die Anschlussforderungen Jugoslawiens vom Tisch gewischt wurden, spaltete sich die bisherige einheitliche politische Vertretung der Kärntner Slowenen in eine sogenannte linke und eine katholisch-konservative Linie. Innerhalb der konservativen Seite lassen sich gewisse Brüche hinsichtlich ihrer Gedenkkultur ausmachen.⁸² Diese Brüche sind geprägt von einem Antikommunismus, der auch von slowenischen Flüchtlingen forciert wurde, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kärnten gekommen waren, darunter zum Teil auch antikommunistische NS-Kollaborateure wie *Domobranci* und andere. Unter den Flüchtlingen befanden sich auch Priester und Ordensleute. Sie hatten wesentlichen Einfluss auf die spätere Haltung von Teilen der slowenischen Erziehungsinstitutionen und Kärntner slowenischen Seelsorger zum Widerstand. Eindrucksvoll schildert die Schwägerin der Kärntner slowenischen Oberin Gabrijela (Marija Lienhard), die aktiv den Widerstand unterstützt hatte und sich unmittelbar nach dem Krieg für die Umbettung gefallener Freiheitskämpfer in ein Ehrengrab am Friedhof von St. Ruprecht/Šentrupert eingesetzt hatte, wie sie von den neu hinzugekommenen Schwestern deshalb gedemütigt wurde und schließlich auf deren Druck auch ihre Leitungsfunktion verlor.⁸³

Als Seelsorger in den Pfarren prägten die Neuankömmlinge die Haltung ihrer Gläubigen wesentlich mit. Hinzu kam eine ambivalente Haltung der Diözese Gurk zu den Kärntner Slowenen. Kurzfristig hatte sie die für die Opfer der Aussiedlung geplante Gedenkmesse am 14. April 1946 im Klagenfurter Dom abgesagt. Und sie übernahm die vom Vatikan im Klima des Kalten Krieges forcierte antikommunistische Linie. Ehemaligen Widerstandsaktivisten und Widerstandsaktivistinnen, die den *Slovenski Vestnik*, die Wochenzeitung der „linken“ slowenischen Vertretung, abonnierten, drohte in der Folge ab Ende 1949 die Exkommunikation.⁸⁴ Gerade für streng gläubige Katholiken und Katholikinnen war der Zwiespalt zwischen dem selbst Erlebten und der bald nach dem Krieg von großen Teilen der Kirche vorgegebenen Weltanschauung oft schwer zu verarbeiten. Retrospektiv war es für viele problematisch, die eigene Rolle zu definieren. Vielfach führte diese Konstellation dazu, dass ehemals engagierte Widerstandsaktivisten und vor allem Widerstandsaktivistinnen in der Folge diese Phase ihres Lebens ausblendeten und sich selbst „nur“ als Opfer der NS-Zeit und des bisweilen auf beiden Seiten brutal geführten Kampfes wahrgenommen haben und immer noch wahrnehmen.⁸⁵

In jüngster Zeit wird – zum Teil von Nachkommen der Widerständigen – speziell für Zell versucht, dieses Dilemma zu lösen, indem von einem „autochthonen“ Widerstand in Zell gesprochen wird. Diese Deutung wird auch von Historikern, Autoren und Dokumentarfilmern übernommen und mit ihren Veröffentlichungen verfestigt. Der „autochthone“ Kärntner Widerstand sei nach dem Freisler-Prozess unter die Kontrolle der Partisanen aus Slowenien geraten, wird beispielsweise der Kärntner Verleger Wilhelm Baum nicht müde zu betonen.⁸⁶ Doch bereits vor der Verhaftungswelle gab es intensive Kontakte und zum Teil sogar gemeinsame Aktionen. Stefan Karner stellt in der am 14. April 2012 neuerlich ausgestrahlten ORF-Dokumentation *Kampf um Kärnten* die These auf, dass dieser frühe Widerstand ein „durchaus katholischer Widerstand“ gewesen sei und die Brüder Olip, die sich, wie es im Film heißt, nicht den kommunistischen „Titopartisanen“ anschließen wollten, Opfer „zweier Diktaturen“ gewesen seien.⁸⁷ Dieser Deutung entsprechend gelten die innerhalb der *Grünen Kader* agierenden Deserteure als gut, während die Partisanen als Kommunisten diffamiert werden.⁸⁸ Doch wenn man die Aktivisten und Aktivistinnen des bewaffneten Widerstands in Kärnten sowie ihre Unterstützer und Unterstützerinnen genauer betrachtet, so war ihre überwiegende Mehrzahl strenggläubig. Sie hatten erfahren, dass das Slowenische und seine Träger und Trägerinnen massiv gefährdet waren. Alle Widerstandshandlungen – ob innerhalb oder außerhalb der OF – waren geprägt von einer Form der Notwehr. Allein die OF hatte dieses Bedürfnis nach Schutz des Slowenischen und seiner Träger und Trägerinnen glaubwürdig vertreten. Das gemeinsame Ziel der OF-Leitung und der slowenischsprachigen Widerständigen in Kärnten war die Vertreibung der Nazis und die Freiheit von Sprache und Kultur. Die sozialrevolutionäre Umgestaltung war in Kärnten nicht vordringliches Ziel. Die Aktivisten und Aktivistinnen wurden auch von Priestern, darunter selbst deutschsprachigen, unterstützt. Sie versorgten sie mit Lebensmitteln, stellten ihnen den Pfarrhof für Treffen zur Verfügung oder ließen sie dort übernachten.⁸⁹ Auch unmittelbar nach dem Kriegsende war das Verhältnis noch ungetrübt. So fand beispielsweise im September 1946 im Pfarrhof von Zell eine von der KP organisierte Versammlung unter dem Motto *Smrt fašizmu, svoboda narodu/Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volke* statt. Laut Berichten der Gendarmerie von Zell nahmen

240 Personen daran teil.⁹⁰ Die Realität in der Gemeinde Zell war und ist doch sehr viel differenzierter als zahlreiche transportierte Klischees vermuten lassen.

Anmerkungen

- 1 Bundesarchiv Berlin (BArch), R 3001/179562, 07 J 0166/43, Anklageschrift, 13.10.1943.
- 2 Heidi Wilscher, Die politische Verfolgung der Kärntner Slowenen durch das NS-Regime, in: Brigitte Entner/Avguštin Malle (Red.), *Pregon koroških Slovencev/Die Vertreibung der Kärntner Slowenen. 1942*, Klagenfurt/Celovec 2012, 205–220, hier 215.
- 3 Josef Rausch, Der Partisanenkampf in Kärnten im Zweiten Weltkrieg (Militärhistorische Schriftenreihe, Bd. 39/40), Wien 1979.
- 4 Marjan Linasi, *Koroški Partizani. Protinacistični odpor na dvojezičnem Koroškem v okviru slovenske Osvobodilne fronte* [Kärntner Partisanen. Antinazistischer Widerstand im zweisprachigen Kärnten im Rahmen der slowenischen Befreiungsfront], Celovec/Ljubljana/Dunaj 2010.
- 5 Siehe z.B. den Ausstellungskatalog: *Die Partisanen in Kärnten. Kämpfer gegen den Faschismus. Kämpfer für ...? Eine Ausstellung des Kärntner Landesarchivs*. Katalog bearbeitet von Wilhelm Wadl und Alfred Ogris, Klagenfurt 2003.
- 6 Hanns Haas/Karl Stuhlpfarrer, *Österreich und seine Slowenen*, Wien 1977.
- 7 Siehe zur Artikelserie „Die Mörder sind unter uns“, in: *Kleine Zeitung*, Klagenfurt, 28.6.–17.7.1952.
- 8 Ingomar Pust, *Titostern über Kärnten 1942–1945. Totgeschwiegene Tragödien*, Klagenfurt 1984, 155–156.
- 9 Mirko Messner, *Die Befreier*, in: Florian Wenninger/Paul Dvořak/Katharina Kuffner (Hg.), *Geschichte macht Herrschaft. Zur Politik mit dem Vergangenen* (Studien zur politischen Wirklichkeit, Bd. 19), Wien 2007, 275–299.
- 10 Oto Luthar, *Between Reinterpretation and Revisionism. Rethinking Slovenian Historiography of the 1990s*, in: Ulf Brunnbauer (Hg.), *(Re)writing history. Historiography in Southeast Europe after socialism* (Studies on South East Europe, Bd. 4), Münster 2004, 333–350; Breda Luthar/Oto Luthar, *Historische Darstellung oder/als Vergangenheitspolitik? Zur Entstehung einer radikalen Umdeutung der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte Sloweniens*, in: *Zeitgeschichte* 33 (2006) H. 3, 135–146.
- 11 Ernest Renan, *Was ist eine Nation? Vortrag an der Sorbonne, gehalten am 11. März 1882*, in: Ders., *Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften*, Wien/Bozen 1995, 41–58.
- 12 Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main/ New York 2009.
- 13 Valentin Sima, *Vor hundert Jahren sprach jede Vierte/jeder Vierte Slowenisch, heute spricht jede Vierzigste/jeder Vierzigste in Kärnten Slowenisch*, in: Martin Hitz/Karl Stuhlpfarrer (Hg.), *Grenzfall Kärnten. Zwischen Vergangenheit und Zukunft*, Klagenfurt u.a. 2006, 11–13.
- 14 1934 wurde nicht die Umgangs- oder Muttersprache sondern die „Zugehörigkeit zum Kulturkreis“ erhoben.
- 15 Elena Olip, *Sele v letih nacizma 1938–1945. Selani pripoveduejejo*. [Zell Pfarre in den Jahren des Nazismus 1938–1945. Zellaner berichten] *Področna naloga iz Zgodovine in družboslovja*, unveröffentlichte Fachbereichsarbeit aus Geschichte, Celovec 2009, 7.
- 16 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW), 3.317, OLG Wien 6 OJs 347/43, Urteil 22.7.1943, 2; 9.
- 17 *Koroški Slovenec* vom 27.4.1932, 1–2; ebd. 4.5.1932, 1–2.
- 18 *Koroški Slovenec* vom 4.5.1932, 1–2.
- 19 *Arhiv slovenskega nastavenega inštituta v Celovcu* (ASZI, Archiv des Slowenischen Wissenschaftlichen Instituts in Klagenfurt), Lageberichte, Jänner 1942–Jänner 1943, Bericht Gendarmerieposten Miklautzhof, 16.11.1942.
- 20 Josef Novak, *Die „Nationale Frage“ im Markt Eisenkappel/Železna Kapla und in der Ortschaft Ebriach/Obirsko in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Entwicklung der „slowenischen Volksgruppe“ in Kärnten*, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Klagenfurt 1997, 14–35.
- 21 Wilhelm Wadl, *„Volksbefragung“, nationalsozialistische Machtergreifung, Anschluß und „Volksabstimmung“ in Kärnten*, in: Wilhelm Wadl/Alfred Ogris, *Das Jahr 1938 in Kärnten und seine Vorgeschichte*, Klagenfurt 1988, 41–87, hier 86.

- 22 Statistische Nachrichten 16 (1938) H. 5, 109.
- 23 Michael John, Angst, Kooperation und Widerstand – die autochthonen Minderheiten Österreichs 1938–1945, in: Zeitgeschichte 17 (1989) H. 2, 66–89, hier 66–69.
- 24 DÖW, 3.317, OLG Wien 6 OJs 347/43, Urteil 22.7.1943, 6.
- 25 Olip, Sele, 5.
- 26 Hans M. Tuschar, Zell/Sele. Herz der Karawanken/Srce Karavank, Klagenfurt 1993, 97–116.
- 27 Das Gesamtergebnis war in eine ganz andere Richtung gegangen. 59 Prozent der Bevölkerung im sogenannten gemischtsprachigen Gebiet hatten aus unterschiedlichsten Gründen für einen Verbleib in der jungen, demokratischen Republik gestimmt. Zu den Abstimmungsergebnissen siehe Martin Wutte, Kärntens Freiheitskampf 1918–1920, Klagenfurt 1985 (Verbesserter Neudruck der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage von: Klagenfurt 1943), 471–472.
- 28 Olip, Sele, 13–14.
- 29 Brigitte Entner/Heidi Wilscher, „Sämtlich Slovenen!“ Kärntner SlowenInnen zwischen Entrechtung und Diskriminierung, in: Verena Pawlowsky/Harald Wendelin (Hg.), Ausgeschlossen und entrechtet (Raub und Rückgabe – Österreich von 1938 bis heute, Bd. 4), Wien 2006, 54–76, hier 62.
- 30 Narodu in državi sovražni. Pregon koroških Slovencev 1942 / Volks- und staatsfeindlich. Die Vertreibung von Kärntner Slowenen 1942. Redigiert von Avguštin Malle und Valentin Sima, Celovec/Klagenfurt 1995, 125.
- 31 Avguštin Malle, Koroški Slovenci in katoliška cerkev v času nacizma [Kärntner Slowenen und die Katholische Kirche in der Zeit des Nazismus], in: Narodu, 85–132, hier: 124–126.
- 32 BArch, VGH 3605; R 3001/179562 enthält die Gerichtsakten 6 J 135/44, 6 J 166/43, 7 J 20/43.
- 33 Miha Zablatnik (Hg.), Vi, ki ostanete živi / Ihr, die Ihr am Leben bleibt ... (1977), Celovec/Klagenfurt 2012 [Begleitheft zur gleichnamigen DVD], 11 (Alojz Vavti).
- 34 Entner/Wilscher, Slovenen, 62–64; Tuschar, Zell, 247–250.
- 35 Zablatnik, Vi, 5–6 (Peter Olip); Olip, Sele, 7–8.
- 36 Zablatnik, Vi, 6 (Peter Olip).
- 37 Marija Olip, Du säst, aber du wirst nicht ernten, in: Andreas Pittler/Helena Verdel (Bearb.), Spurensuche. Erzählte Geschichte der Kärntner Slowenen, Wien 1990, 131–133, hier 132.
- 38 Tone Jelen, Hoja za mavrico. Spomini iz temnih dni pričakovanja, Celovec/Klagenfurt 2002 (dt. Ausgabe: Auf den Spuren der Hoffnung. Odyssee eines Kärntner Slowenen 1938–1945, Klagenfurt/Celovec 2007).
- 39 Zablatnik, Vi, 3 (Jože Kelih).
- 40 Jelen, Spuren, 40.
- 41 Malle, Slovenci, 106–107; Hans Haider, Nationalsozialismus in Villach, Villach 2005, 30; Brigitte Entner, „Wer war Klara aus St. Philippen?“ Kärntner Slowenen und Sloweninnen als Opfer der NS-Verfolgung (in Druck).
- 42 Jelen, Spuren, 46–49 sowie 57.
- 43 Janez Stergar, Der Klub der Kärntner Slowenen in Ljubljana, in: Stefan Karner/Janez Stergar (Hg.), Kärnten und Slowenien – „Dickicht und Pfade“ (Kärnten und die nationale Frage, Bd. 5), Klagenfurt 2005, 329–347; Jelen, Spuren, 68 und 87–96; Linasi, Partizani, 49.
- 44 Karl Potočnik wurde nach seiner Verhaftung am 20.10.1941 als Geisel erschossen. Linasi, Partizani, 50.
- 45 Božo Repe, Die Befreiungsfront der slowenischen Nation, in: Brigitte Entner/Avguštin Malle/Valentin Sima (Hg.), Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus im Alpen-Adria-Raum/Odpor proti fašizmu in nacizmu v alpsko-jadranskem prostoru, Klagenfurt/Celovec 2011, 148–156.
- 46 Jelen, Spuren, 68 und 87–96.
- 47 Olip, Du säst, 131–133.
- 48 Mündliche Information von Helena Olip, 4. Mai 2012.
- 49 Valentin Sima, Gewalt und Widerstand 1941–1945, in: Andreas Moritsch (Hg.), Kärntner Slowenen – Koroški Slovenci 1900–2000. Bilanz des 20. Jahrhunderts, Klagenfurt/Ljubljana/Wien 2000, 263–280, hier 265–270; Hanns Haas, Typen und Verlaufsmodele ethnischer Homogenisierung unter Zwang, in: Rudolf G. Ardelt/Christian Gerbel (Hg.), Österreichischer Zeitgeschichtetag 1995. Österreich – 50 Jahre Zweite Republik, Innsbruck/Wien 1997, 491–498, hier 491–493.
- 50 Siehe Entner/Malle, Pregon, hier besonders: Liste der im April 1942 zwangsweise ausgesiedelten Familien, erstellt von Brigitte Entner, 269–286.
- 51 Kärntner Landesarchiv (KLA), Slowenenaussiedlung und Wiedergutmachung (SuW), Karton 05/08, K 628; K 629; Karton 05/09, K 621; Entner/Wilscher, Slovenen, 63.

- 52 Linasi, Partizani, 50.
- 53 Zablatnik, Vi, 7 (Mirko Oraže); Das Tagebuch des Thomas Olip. Wie ein im Käfig eingesperrter Vogel, hg. v. Wilhelm Baum, Klagenfurt 2010, Faksimile 73–86.
- 54 Siehe Tagebuch, 73–86.
- 55 Ebd.; BArch, VGH 2329 A 1, fol. 3–33, Vernehmung Thomas Olip.
- 56 Linasi, Partizani, 50–51; BArch, VGH 2329 A 1, fol. 33, Vernehmung Thomas Olip, 11.12.1942.
- 57 Sima, Gewalt, 270–274.
- 58 Rausch, Partisanenkampf.
- 59 Maja Haderlap, Engel des Vergessens, Göttingen 2011, 225; Wilhelm Baum, Die Freisler-Prozesse in Kärnten. Zeugnisse des Widerstandes gegen das NS-Regime in Österreich, Klagenfurt/Wien 2011, 132.
- 60 Malle, Slovenci.
- 61 Andrej Leben, V borbi smo bile enakopravne. Uporniške ženske na Koroškem v letih 1939–1955 [Im Kampf waren wir gleichberechtigt. Widerständige Frauen in Kärnten in den Jahren 1939–1945], Celovec/Klagenfurt 2003, 14–17; Brigitte Entner, „Komm, miß dich mit uns, in die Wälder dich trau!“ Kärntner Sloweninnen im Widerstand, in: Fabjan Hafner/Johann Strutz (Hg.), Krieg, Widerstand, Befreiung. Ihr Nachhall in den Kulturen und Literaturen des Alpen-Adria-Raums, erscheint 2012.
- 62 Helena Kuchar, Jelka. Aus dem Leben einer Kärntner Partisanin. Thomas Busch und Brigitte Windhab nach Tonbandaufzeichnungen von Helena Kuchar, Klagenfurt/ Wien 2009.
- 63 Brigitte Entner, Verortung des slowenischen Widerstandes in Kärnten, in: Entner/Malle/Sima (Hg.), Widerstand, 51–65.
- 64 DÖW, 17858/22, Kopie der Gendarmeriechronik Zell, Eintrag 11.10.1942.
- 65 Linasi, Partizani, 69–73; Jože Dežman, Blut und Blumen – Überschreitungen und Abgrenzungen. Kärnten und Slowenien 1941–1945, in: Karner/Stergar (Hg.), Kärnten, 151–166, hier 152–154.
- 66 Die dem Gerichtsakt beigelegte Übersetzung wurde jüngst relativ unkommentiert und unkritisch publiziert: Das Tagebuch des Thomas Olip. Wie ein im Käfig eingesperrter Vogel, hg. v. Wilhelm Baum. Klagenfurt 2010, Faksimile 73–86. Die Übersetzung befindet sich im Bundesarchiv Berlin. BArch, Volksgerichtshof (VGH) 2329 A1, fol. 34–47.
- 67 Entner, Klara (in Druck).
- 68 Ana Jug, Utihnile so ptice, utihnila je vas [Verstummt sind die Vögel, verstummt ist das Dorf], Celovec 2011.
- 69 DÖW, 3.317, OLG Wien 6 OJs 347/43, Urteil 22.7.1943, 6.
- 70 BArch, VGH 3605, fol. 36–37, Einspruch des Oberreichsanwalt, 31.8.1944.
- 71 BArch, VGH 3858, Vollstreckungsband I A 2, fol. 7, Reichsminister d. Justiz an Oberreichsanwalt beim VGH, 17.4.1943.
- 72 Franz Kattinig (Hg.), Sämtlich Slowenen. Versuch einer Dokumentation aus den Akten des Volksgerichtshofes Berlin, Klagenfurt/Celovec 1978.
- 73 Im Verhörprotokoll von Franc Weinzierl ist verzeichnet, dass der polnische Zwangsarbeiter Lipinski in Eisenkappel und Kühnsdorf eine Gruppe von Polen organisiert hätte. BArch, VGH 3957, Verhörprotokoll Franz Weinzierl, 24.11.1942, fol. 9.
- 74 Rausch, Partisanenkampf. Nicht einbezogen sind in die Zahl von ca. 560 Opfern jene Menschen, die den Euthanasiemaßnahmen zum Opfer gefallen sind, sowie jene, die zur Wehrmacht gezwungen wurden und gefallen sind. Die Daten stammen aus einem am Slovenski znanstveni inštitut v Celovcu/Slowenischen Wissenschaftlichen Institut in Klagenfurt laufenden Projekt zur Erfassung der NS-Opfer unter den Kärntner Slowenen. Die Ergebnisse erscheinen 2012: Entner, Klara.
- 75 Kärntner Zeitung vom 12.04.1942.
- 76 Kattinig, Slowenen.
- 77 Entner, Klara (in Druck).
- 78 Entner, Klara (in Druck). KLA, AKL, Abt. 14-OF, Kart. 106, GZ. 71629/48, hier besonders Schreiben des Gendarmerieposten Zell an die Bezirkshauptmannschaft Klagenfurt, 09.10.1948; Kart. 120, GZ. 9/54.
- 79 Karel Prušnik-Gašper, Gemsi na plazu, Celovec/Borovlje 1981, 290–291; Tuschar zitiert in seiner Geschichte von Zell ausführlich den von Pfarrer Vavti nach dem Krieg in die Pfarrchronik eingetragenen Bericht über die Partisanen in Zell: Tuschar, Zell, 166–168.
- 80 Brigitte Entner, „Feinde Kärntens“. Zur Konstruktion des Bildes der PartisanInnen in der (Deutsch-)Kärntner Öffentlichkeit, in: Weninger/Dvořák/Kuffner (Hg.), Geschichte, 259–274.

- 81 Kärntner Tageszeitung vom 09.5.1995, 2 f. (Beispielloser Skandal. Nazi-Opfer als Feinde Kärntens bezeichnet).
- 82 Andrej Leben/Erwin Köstler, Von den primären Quellen zum publizistischen Diskurs über den bewaffneten Widerstand der Partisanen in Kärnten, in: *Zeitgeschichte* 34 (2007) H. 4, 226–242.
- 83 Marija Lienhard, Schwester Gabriela, in: Lipej Kolenik u.a., *Von Neuem. Die Kärntner Slowenen unter der britischen Besatzungsmacht nach 1945. Zeitzeugen, Beiträge und Berichte*, Klagenfurt/Celovec 2008, 132–136.
- 84 Tomaž Ogris, Koroški slovinci in celovški ordinariat, in: *Mladje* 14 (1973) H. 14, 75–106.
- 85 Brigitte Entner, Wie weiblich ist der Widerstand? Kärntner SlowenInnen gegen das NS-Regime, in: Andreas Baumgartner/Isabella Girstmair/Verena Kaselitz (Hg.), *Wer widerstand?/Who resisted? Biografien von WiderstandskämpferInnen aus ganz Europa im KZ-Mauthausen und Beiträge zum Internationalen Symposium 2008, Wien 2008*, 43–51.
- 86 Wilhelm Baum, Freisler, 28 und 81. Siehe aber auch die 2010 produzierte Fernsehdokumentation: *Kampf um Kärnten. Von der Volksabstimmung zum Ortstafelstreit*, von Peter Liska, ausgestrahlt am 14.4.2012 in der Reihe: *Menschen & Mächte*, ORF III.
- 87 Liska, *Kampf*.
- 88 Baum, *Freisler*, 115.
- 89 Brigitte Entner, „Die Angst war immer da“. Nationalpolitische Verfolgungsstrategien 1938–1945 und die versuchte Entschädigung nach 1945, in: *Marktgemeinde Velden am Wörther See. Geschichte – Kultur – Natur*, Klagenfurt 2010, 124–145, hier 137.
- 90 DÖW, Nr. 17.858/22, Kopie der Gendarmeriechronik Zell, Eintrag 21.9.1946.

Mauthausen – Lebenswelten neben dem Konzentrationslager

Erfahrungen aus lebensgeschichtlichen Interviews

Einleitung

Die Wechselbeziehungen zwischen NS-Konzentrationslagern und ihrer unmittelbaren Umgebung haben in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit gefunden. Insbesondere wird die Perspektive der Nachbarn und Beobachter auch in der Gedenkstättenpädagogik aufgegriffen. Der Autor dieses Beitrags beschäftigt sich seit längerem mit den Wechselbeziehungen zwischen dem Konzentrationslager Mauthausen und seinem Umfeld und hat eine Dissertation zu diesem Thema an der Universität Salzburg bei Univ.-Prof. Dr. Hanns Haas angemeldet. In diesem Werkstattbericht werden erste Erfahrungen aus einem Teilbereich der Recherchen, nämlich den lebensgeschichtlichen Interviews, zusammengefasst.

Bisher wurden etwa 20 Interviews durchgeführt, etwa die Hälfte davon im Rahmen eines Projektes der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.¹ Da der Autor selbst in Mauthausen aufgewachsen ist, kennt er die meisten Interviewpartner/-innen persönlich oder durch persönliche Vermittlung. Methodisch lehnen sich diese Interviews an die Erfahrungen aus dem Interviewteil des Projektes *Verfeindete Brüder an der Grenze: Südböhmen/Südmähren/Waldviertel/Weinviertel. Die Zerstörung der Lebenseinheit ‚Grenze‘ 1938 bis 1945*² unter der Leitung von Univ. Prof. Dr. Hanns Haas an. Dieses Projekt untersuchte das Eindringen des Nationalismus in gemischtsprachige Dorfgemeinschaften des niederösterreichisch-tschechischen Grenzgebietes und deren Zerstörung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei wurden archivalische, statistische und biografische Quellen kombiniert. Es wurden etwa 140 Interviews durchgeführt, die meisten davon als lebensgeschichtliche Interviews. Das heißt in einem ersten Teil erzählt die interviewte Person möglichst unbeeinflusst ihr Leben, in einem zweiten Teil des Gespräches wird nach einem Interviewleitfaden gezielt nachgefragt, unter anderem nach der dorfgeschichtlichen Perspektive.

Zurück nach Mauthausen. Im Jahr 1990 veröffentlichte der Amerikaner Gordon J. Horwitz eine erste grundlegende Arbeit zum Umfeld des Konzentrationslagers Mauthausen.³ Er untersucht anhand von Zeitzeugenbefragungen die Einbindung des Konzentrationslagers Mauthausen und einiger seiner Nebenlager in die jeweilige Umgebung. Vor allem konzentriert er sich dabei auf die Fragen: wie viel wussten diese Nachbarn, warum blieben sie weitgehend tatenlos und waren sie auch an Verbrechen beteiligt? Er kommt zum Schluss, dass das Wissen der Nachbarn wesentlich umfangreicher war und dass viele von ihnen in unterschiedlicher Weise stärker in das Geschehen im Lager involviert waren als

bisher bekannt. Er pocht auf die Mitverantwortung der passiven Zuschauer, die die unheimliche Dynamik der Zerstörung im Konzentrationslager mit ermöglichten.

In Ergänzung zu Horwitz liegt der Fokus der hier begonnenen Arbeit methodisch stärker auf der lebensweltlichen Perspektive, die auf die Umgebung des Konzentrationslagers, speziell auf den Markt Mauthausen und sein agrarisch geprägtes Umland, in der Ausnahmesituation der KZ-Nachbarschaft gerichtet ist. Inwieweit wirkten sich die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse auf die Wechselbeziehungen zum Konzentrationslager aus? Welche Einflüsse darauf hatten die unterschiedlichen Milieus und sozialen Netzwerke, die persönlichen lebensweltlichen Bindungen und Bezüge wie Familie, Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft, Gruppenbindungen und sonstige Abhängigkeiten? Solche Fragestellungen erfordern eine mikrogeschichtliche Herangehensweise, die sich sehr stark an die Quellengruppe der Interviews anlehnt, zumal die relevanten lebensweltlichen Informationen in anderer Form kaum bzw. nur punktuell dokumentiert sind. Gerade bei dieser Quellengruppe stellt sich immer wieder die Frage der Glaubwürdigkeit und der Verlässlichkeit der Erinnerungen, wie auch die hier ausgewählten Beispiele zeigen. Daher ist eine entsprechende Dichte der Informationsbasis und eine systematische Abgleichung mit Informationen aus anderen Quellen – wo dies möglich ist – erforderlich.

Mauthausen hatte 1938 etwa 3.000 Einwohner. Durch die starke Ausrichtung der Region auf die krisenanfällige Steinindustrie lebte ein großer Teil der Bevölkerung in einer ausgesprochen schlechten wirtschaftlichen und sozialen Situation. In politischer Hinsicht dominierte die Sozialdemokratie, im schmalen bürgerlichen Segment und im bäuerlich geprägten Hinterland die Christlichsozialen mit der katholischen Kirche im Hintergrund. Daneben existierte in Mauthausen schon seit 1923 eine relativ starke Gruppe von Nationalsozialisten. Die Jahre der Ersten Republik waren von Arbeitskämpfen und politischen Auseinandersetzungen geprägt, die in den Ereignissen des Jahres 1934 gipfelten und in den aktionistischen Aktivitäten der illegalen Nationalsozialisten ihre Fortsetzung fanden.⁴

Kurz nach dem „Anschluss“ fiel die Entscheidung für Mauthausen als Standort eines Konzentrationslagers. Von Beginn an war das Lager eng und in vielfältiger Weise mit seiner unmittelbaren räumlichen Umgebung verflochten: erstens durch die direkte räumliche Nachbarschaft und die lokale Öffentlichkeit: Einige Landwirte und Hausbesitzer waren direkte Grundnachbarn des Konzentrationslagers oder lebten in der unmittelbaren Nachbarschaft. Personen, die im hinteren Teil des Wiener Grabens lebten, mussten regelmäßig den Arbeitsbereich des Lagers passieren, um ihre Wohnungen zu erreichen und wurden dabei von SS-Posten begleitet. Die häufigen Häftlingstransporte von und zum Bahnhof Mauthausen, der Rollfähre oder dem Konzentrationslager Gusen, die Arbeitskommandos außerhalb des Hauptlagers sowie der Einsatz von Häftlingsarbeitskräften in lokalen Betrieben waren Anlass für vielfältige Beobachtungen und Begegnungen.

Zweitens waren Lager und Umgebung durch persönliche Beziehungen verflochten: Zwischen Einheimischen und der Lager-SS ergaben sich Bekanntschaften, Freundschaften, Liebesbeziehungen und Heiraten, aber auch Konkurrenzen und Streitsituationen. Die wichtigsten Schauplätze solcher Kontakte waren die örtlichen Gaststätten. Daneben spielten Freizeitaktivitäten wie die Teilnahme von SS-Offizieren an Jagden örtlicher Jagdinhaber, der Besuch von Fußballspielen der SS-Mannschaften im Lagerbereich sowie vereinzelt Veranstaltungen eine Rolle.

Drittens bestanden wirtschaftliche Beziehungen zwischen Lager und Umland: Das Konzentrationslager wurde zu einem großen Teil mit Lebensmitteln aus der Umgebung beliefert: durch das Lagerhaus, Lieferungen von Landwirten, Bäckereien, Fleischereien, Lebensmittelhändlern und Brauereien. Örtliche Wirtschaftsbetriebe wie Baufirmen, Zimmereien, Tischlereien und Spediteure erhielten Aufträge von der SS und manche profitierten durch die Vermietung von Häftlingsarbeitskräften. Manche Einheimische fanden einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz im Lager oder in seinem Umfeld, z.B. als Facharbeiter oder Lehrling bei der SS-Firma DEST (Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH) im Steinbruch Wiener Graben und in den Steinbrüchen des KZs Gusen. Zahlreiche Frauen waren als Haushilffinnen und Kindermädchen bei den Familien von SS-Offizieren tätig.

Viertens führte die Nutzung der örtlichen Infrastruktur zu Verbindungen: Vor der Errichtung der SS-Siedlung sowie der Siedlung im Wiener Graben musste die Gemeinde Wohnraum für SS-Einquartierungen zur Verfügung stellen. Das Lager bezog Strom und Wasser aus der Umgebung und benutzte die örtliche Verkehrsinfrastruktur (Straßen, Bahn- und Schiffsverkehr, Rollfähre, Post). SS-Männer und ihre Familien besuchten Ärzte, die Apotheke, schickten ihre Kinder in die Schulen und den Kindergarten, kauften in den Geschäften ein, besuchten das Kino und die Gaststätten.

Fünftens bestanden institutionelle Kontakte zwischen Lagerangehörigen und Ortsansässigen: Alle örtlichen Behörden von der Kreisleitung über das Gemeindeamt (z.B. Standesamt, Bauangelegenheiten) bis zur Polizei bzw. Gendarmerie und dem Bezirksgericht (z.B. Unfälle, Todesfälle, Kleinkriminalität, Zivilverfahren, Grundbuch) hatten laufend mit dem Konzentrationslager zu tun. Zudem war in einigen Situationen das räumliche Umfeld des Konzentrationslagers besonders involviert, so etwa in der Phase der Gründung und des Aufbaues des Lagers, im Zuge der „Mühlviertler Hasenjagd“, zu Kriegsende bei der Befreiung des Konzentrationslagers.

An diesem groben Raster orientiert sich auch der Interviewleitfaden für den zweiten Teil der Interviews. Viele Aspekte der Wechselbeziehungen zwischen dem Konzentrationslager und seinem Umfeld sind in archivalischen Quellen nicht ausreichend dokumentiert. Dies betrifft insbesondere die Ebene der persönlichen Beziehungen, der lebensweltlichen Erfahrungen sowie deren Reflexion.

Zentrale Fragen in den Interviews sind: Wie war der Alltag im Mauthausen der NS-Zeit, wie wirkte sich die Nähe des Konzentrationslagers, der SS und der Häftlinge darauf aus? Wo waren Berührungspunkte zur Sphäre des Konzentrationslagers, z.B. in Arbeitsstätten, auf Transportwegen, bei sozialen Treffpunkten (die „weiche“ Topografie während der NS-Zeit)? Was wussten die Bewohner/-innen über Vorgänge im Lager, woher hatten sie ihre Informationen (Informationsquellen, Kommunikations- und Informationsbedingungen, Gerüchtebörse)? Wie und mit wem wurde über die oft verstörenden Beobachtungen und Erlebnisse gesprochen? Wie nahmen die Bewohner des Umfeldes die SS und die Häftlinge wahr, wie dachten sie über sie, wie handelten sie bei Begegnungen und warum handelten sie so? Welche Handlungsspielräume hatten die Bewohner des Umfeldes bei Kontakten mit der Sphäre des Konzentrationslagers? Welche persönlichen Chancen und Bedrohungen ergaben sich durch die Nähe des Konzentrationslagers? Welche „Karrieremöglichkeiten“ standen in der SS und in der DEST offen (als Arbeiter, Lehrlinge, Führungspositionen)? Welche informellen Vorteile gab es durch Kontakte zur SS? Welche Auswirkungen hatten diese Kontakte auf Machtpositionen im Ort? Welche persönliche, erlebte, beobachtete und

erzählte Bedrohungen oder Gerüchte sind Teil der Erinnerungen? Welche Kontakte zur Sphäre des Konzentrationslagers werden erinnert und wie werden sie bewertet? Wie wird das eigene Handeln in der Erinnerung gedeutet und bewertet?

Vier Interviews als Beispiele für Lebenswelten zwischen Bahnhof und Konzentrationslager

Die Interviewpartner/-innen sind damalige Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Sie hatten vielfältige Berührungspunkte mit der Sphäre des Konzentrationslagers, etwa als Mitschüler/-innen und Spielkameraden der Kinder von SS-Offiziersfamilien, als Lehrlinge der SS-Firma DEST, als direkte Anrainer des Konzentrationslagers, Nachbarn von SS-Offiziersfamilien, die im Ort oder in der Siedlung Wiener Graben wohnten, im beruflichen Alltag als Bahn- und Postbedienstete oder als handwerkliche und bäuerliche Lieferanten. Alle haben sie darüber hinaus Erinnerungen an unterschiedlichste Begegnungen und Ereignisse im Zusammenhang mit dem Konzentrationslager.

Hier wurden vier von diesen Interviews bzw. vier örtliche ‚Brennpunkte‘ ausgewählt. Sie liegen entlang der etwa vier Kilometer langen Strecke vom Bahnhof bis zum Konzentrationslager. Das ist jener Weg, auf dem die meisten neu ankommenden Häftlinge nachts oder am frühen Morgen mitten durch den Ort ins Lager getrieben wurden.

Bahnhof: Felix S. – ein tschechischer Fahrdienstleiter und sein Netzwerk in Mauthausen⁵

Felix S. wird 1920 im tschechischen Lomnice geboren. Nach der Matura in Třeboň will er in Prag Deutsch und Englisch studieren, um Lehrer zu werden. Als die Hochschule von der deutschen Besatzungsmacht geschlossen wird, beginnt er als Aushilfskraft bei der Tschechischen Eisenbahn. 1943 wird er zur Reichsbahndirektion Linz versetzt und gemeinsam mit einem tschechischen Kollegen als Fahrdienstleiter dem Bahnhof Mauthausen zugeteilt. In Mauthausen erlebt er von 1943 bis Anfang 1945 zahlreiche Häftlingstransporte mit. 1945 wird er nach Freistadt versetzt, wo er die letzten Kriegsmonate, die amerikanische und dann die sowjetische Besatzung erlebt. Nach dem Krieg wird er Fahrdienstleiter in České Velenice.

In seiner exponierten Stellung legt Felix großen Wert auf sein persönliches soziales Umfeld. Dazu gehören die Kolleginnen und Kollegen am Bahnhof, an die er sich namentlich erinnern kann und mit denen er teils langjährigen Kontakt gehalten hat, ein junger tschechischer Künstler, der bei einem Mauthausener Friseur beschäftigt war, die Friseurfamilie, ein aus Brünn stammender Gerichtsbeamter mit seiner Familie – eine kleine tschechische Community. Man trifft sich fast jede Woche, unternimmt gemeinsame Ausflüge, wandert, geht baden. Felix bezeichnet die Zeit in Mauthausen an einer Stelle des Interviews sogar als „schönste in meinem Leben“.

Der Dienstalltag ist beherrscht von einem Grundgefühl der Unsicherheit und Bedrohung. Sicherheit gibt ihm die gute Beziehung zum Bahnhofsvorstand, für Felix der „beste

Mensch der Welt“. Felix S. erinnert sich sehr gut an die alltäglichen Abläufe im Zusammenhang mit den Häftlingstransporten:

Felix S. (S): „Wir haben immer telegrafisch Nachricht bekommen, dass ein Transport, zum Beispiel vier Wagen mit Begleitung kommt von Wien, mit dem und dem Zug. Die haben das zuerst gewusst natürlich, weil die haben das dirigiert von oben, nicht, vom Lager. Aber trotzdem mussten wir das telefonisch ins Lager melden. Heute kommen vier Wagen von Wien oder von Budweis, oder ich weiß nicht von Wels, oder ... [...].“

Interviewer (I): „Und wie ist das dann weiter gegangen?“

S: „Na, dann sind zum Zug diese Zugbegleitungspersonal gekommen von SS, je nachdem wie viel Wagen das waren, vier oder zehn Leute so ungefähr, je nachdem wie viele Leute drinnen waren. Die mussten dann aussteigen und marschieren ins Lager.“

I: „Können Sie das ein bisschen genauer noch beschreiben, wie das abgelaufen ist am Bahnhof. Haben Sie das manchmal beobachten können?“

S: „Na ... Ich hab gesehen, was im Bahnhof war, in der Station, auf dem Gleis. Die mussten aussteigen und hinausgehen durch Bahnhof, hinaus. Weiter weiß ich nicht, wie das war, weil ich habe keine Lust, das anschauen und ich konnte auch nicht ... hingehen, nicht ...“

Am Bahnhof werden auch die Gütertransporte für das Konzentrationslager abgewickelt, insbesondere Koks. Mit diesen Arbeiten ist ständig ein Häftlingskommando beschäftigt. Darunter befinden sich auch Tschechen, die Felix manchmal ansprechen, weil er im Dienst die tschechische Uniform trägt. Von den Einheimischen werden er und sein Kollege deswegen öfter als „die Herren vom Zirkus Krone“ verspottet. Felix kann sich – abgesehen vom Koks – insbesondere an ein Transportgut erinnern:

I: „Sind am Bahnhof in Mauthausen viele Güter angekommen, die fürs Lager bestimmt waren?“

S: „Viele Güter, kann ich sagen, dass ich in einem Wagen hab ich persönlich mit diesen Augen gesehen Gas in solchen kleinen Bomben oder größeren, weiß ich nicht, wie heute Brenngas ist, in diesen ... zum Kochen oder so was. War dort Zyklon, das Gas hat geheißen Zyklon.“

Diese Stelle ist insofern typisch für Zeitzeugeninterviews, als sich nicht beurteilen lässt, ob es sich dabei um eine authentische Erinnerung handelt oder ob diese nicht durch später gesehene Bilder und Filme ‚ergänzt‘ bzw. ‚vervollständigt‘ ist.

Auf die Frage, ob er über die Vorgänge im Lager Bescheid gewusst habe, antwortet Felix hingegen ausweichend. Man habe wohl Schüsse gehört, ein paar Informationen von den Mauthausener Bekannten, aber nichts Genaues.

S: „Und einmal haben wir ganz blöde Idee bekommen. Wir werden einen Spaziergang machen zum Lager, anschauen.“

Bei diesem Annäherungsversuch an das Konzentrationslager werden er und sein tschechischer Kollege von einem SS-Posten aufgehalten:

S: „Der hat gemeint, wir haben uns geirrt wahrscheinlich, den Weg. ‚Wir machen Spaziergang und wir sind am Bahnhof.‘ – ‚Wo sind Sie?‘ – ‚In Mauthausen Fahrdienstleiter!‘ – ‚Ja, aber weiter dürfen Sie nicht. Pfiat eich!‘ Und waren wir dann froh. Haben wir gesagt, tütütü, wir waren Trottel, dass wir so eine Idee gehabt haben.“

I: „Also, Sie wollten das schon sehen, nicht?“

S: „Sehen, nicht direkt im Lager, aber von außen von der Nähe wahrscheinlich, nicht. Wir haben alles gehört und haben ja alles schon damals alles gesehen, no, und das war ... ich weiß nicht, wie der Mensch so blöd ist, dass er bis zum Lager geht, wo alle Leute schon hundert Meter, und zweihundert, fünfhundert Meter lieber weiter gegangen sind, und wir haben uns zum Lager genähert. Das war Dummheit von uns.“

Im Zusammenhang mit der Erzählung über diese als brenzlich empfundene Situation weiß Felix doch sehr wohl über das Konzentrationslager Bescheid. Felix schildert eine Reihe solcher Begegnungen, z.B. mit einem SS-Offizier am Bahnhof, vor dem er sich durch die Tür drängt. Als dieser ihn anherrscht „Herr Fahrdienstleiter, wenn sie nächstes Mal hingehen, geben sie dem Offizier Vorrang“, antwortet Felix patzig:

„Für solche Komplimente hab ich nicht Zeit, ich muss auf die Sicherheit des Betriebes oder des Verkehrs schauen, ob das alles frei ist.‘ [...] Wenn ich gewusst hätte, wer das war. Nie hab ich kein Wort gesagt. Und er ist gekommen, der Vorstand: ‚Herr S., wissen Sie, wer das war?‘ Hab ich gesagt: ‚Ein SS von ...‘. – ‚Ja, ein SS, das war Herr Kommandant Obergruppenführer Ziereis vom Lager.‘ Mein Gott, in dem Moment war mein Herz in Unterhosen.“

Viele der Geschichten von Felix laufen auf die Pointe hinaus, dass er wieder einmal Glück gehabt habe. Er bringt das auch ausdrücklich mit seinem Namen Felix (lat. „der Glückliche“) in Verbindung. Dieses „Glück-gehabt-Haben“ ist ein Aspekt, unter dem Felix S. sein ganzes Leben sieht und nach dem er seine Erzählungen formt und pointiert.

Über das Netzwerk der Tschechen und auch Deutschböhmen werden Schmuggelaktionen in das Konzentrationslager durchgeführt. Hier ist der Primarius des Krankenhauses Neuhaus/Jindřichův Hradec in Südböhmen inhaftiert. Der Kollege von Felix stammt ebenfalls aus dieser Stadt und nimmt bei seinen Heimatbesuchen von der Ehefrau des Arztes regelmäßig Geld, Zigaretten und anderes in Empfang. In Mauthausen übergibt er diese Dinge dem Verwalter des Heeresverpflegungsmagazins, das in den lang gestreckten Gebäuden des historischen Salzmagazins im Ort untergebracht ist, einem Deutschen aus dem südböhmischen Krumau. Tschechische Häftlinge aus dem dort beschäftigten Arbeitskommando schmuggeln die Sachen weiter ins KZ.

Ortszentrum: Achmed – Überleben als „Negermischling“⁶

Achmed K. wird 1932 als uneheliches Kind einer in Wien lebenden Mauthausenerin und eines Musikers afroamerikanischer Herkunft geboren. Die Mutter gibt das Baby zur Großmutter nach Mauthausen in Pflege. In der Wohnung der Großmutter wächst Achmed auf und besucht auch die Volksschule Mauthausen. Als der gute Schüler in die Hauptschule übertreten möchte, bekommt er wegen seines „nicht arischen“ Aussehens Probleme mit nationalsozialistisch gesinnten Lehrern und den Schulbehörden. Er wird zu einer „rasenbiologischen“ Untersuchung in die Klinik am Spiegelgrund in Wien vorgeladen und als „Negermischling“ kategorisiert. Im Rahmen der ärztlichen Untersuchungen wird er mit einer Spritze sterilisiert. Der Vorgang wird ihm erst viele Jahrzehnte später durch die Nachforschungen eines Historikers bekannt und bewusst.⁷ Achmed muss seine Schulpflicht in der Volksschule beenden, was ihm beruflich zeitlebens Nachteile einträgt.

In der folgenden Erzählung – es geht um die Hitlerjugend – ist die Lebenssituation von Achmed wie in einer Filmsequenz zugespitzt:

„Meine Großmutter hat natürlich auch so eine Uniform kauft in Enns, [...] vom Braunhemd angefangt, bis zur Cordhosen. Aber dann hat's geheißen, für d'Neger gibt es nichts. [...] mit Tränen in den Augen hab ich zugeschaut, wie die anderen marschiert sind, und ich bin in meiner Uniform am Fenster gestanden. [schmunzelt] Die hab ich natürlich dann wieder auszogen, meine Großmutter hat's wieder hergeschenkt. Für mich ist der Fall gelaufen. Ich hab in kein Kino gehen dürfen, da sind sie oben gestanden damals, die Naziburschen, [...]. Also für die Neger spielen's keinen Film, aus. Ich war auch bei keiner Veranstaltung, bei nix hab ich hineindürfen.“ [atmet tief durch; man merkt, wie schwer ihn diese Erinnerungen heute noch belasten]

Die prägende Figur in Achmeds Leben ist die Großmutter. Die resolute Frau und ihr Netzwerk geben dem Jungen Halt und Schutz und sichern vielleicht sein Überleben. Ihr Mann, Achmeds Großvater, ist auf der Rollfähre beschäftigt gewesen, ein allseits bekannter und geachteter Mann, der 1920 in der Donau ertrunken ist. Die Wohnparteien im Schloss Pragstein, an dem auch die Rollfähre verankert ist, respektieren sie. Hier kann sich Achmed frei bewegen und sicher fühlen. Die Großmutter lässt ihn von privaten Lehrkräften unterrichten, bis der NSDAP-Ortsgruppenleiter davon erfährt und den betreffenden Lehrern Strafen androht. Sie verschafft ihm Zitherunterricht bei einer Frau, die ebenfalls gesellschaftlich am Rand steht und daher kaum beachtet wird.

Achmeds Großmutter arbeitet unter anderem als Hausgehilfin bei den SS-Offiziersfamilien Bachmayer (SS-Hauptsturmführer Georg Bachmayer, 1. Schutzhaftlagerführer) und Ziereis (SS-Standartenführer Franz Ziereis, Lagerkommandant), die vor der Fertigstellung der SS-Siedlung in Markthäusern der Umgebung wohnen.

Die größte Bedrohung für Achmed geht eindeutig von örtlichen Nationalsozialisten aus, allen voran einem örtlichen Bauunternehmer, der zu Kriegsbeginn in die Lager-SS eingetreten ist, dort in der Bauabteilung arbeitet, aber seine Baufirma weiterführt und im Ort stark präsent ist.

„Und dieser Kirschbichler, dem hat das eigentlich nie gefallen, dass ich da so umadum leb. [...] Der hat alleweil gestierlt, der hat alleweil gestachelt, den Buben möcht er haben, also mich möcht er haben und, und mich möcht er bringen ins KZ und weg. Unbedingt, unbedingt, unbedingt. Weil ich bin kein Arier und ich gehör da nicht her. Und natürlich, ja – die haben mir halt irgendwie die Stange gehalten, muss ich schon sagen, der Bachmayer selber hat gesagt, warum denn, der Bub ist so lieb, der hat ja niemandem was tan, der Lagerkommandant selber.“

Die beiden Söhne des Lagerkommandanten Ziereis sind Spielkameraden, der ältere von ihnen Klassenkollege und sogar Banknachbar von Achmed. Beide Kinder sind in der Klasse – jedes auf seine Weise – Außenseiter und bilden so ein ungleiches Paar. Achmed erinnert sich an gemeinsame Spielnachmittage:

„[...] riesige Eisenbahnen sind dort aufbaut worden von Märklin – die haben ja alles gehabt die Kinder, is ja klar. Und dieser Ziereis Sigi, der ist dann sogar bei mir in der Volksschule gesessen, in der Bank. Ja, wir haben uns irgendwie – naja, was heißt verstanden, ich hab ja nicht gewusst, was da ist, da oben, was sich da oben abspielt. Und das ist akzeptiert worden.“

An einer anderen Stelle berichtet er:

„Und einmal hat er gesagt zu mir, da hat er angeblich Geburtstag gehabt oder was, ob ich nicht mitfahrert auffi ins KZ mit ihm? Weil er ist Sohn vom ... der hat einidürfen, nicht. [...] Aber das hab ich dann abgelehnt, da hat meine Großmutter gesagt, na, tun wir das ja nicht!“ [schmunzelt]

Über das weitere Schicksal seines Klassenkollegen berichtet Achmed:

„[...] die sind ja mit der ganzen Familie abgefahren, die Amerikaner, sofort gleich nach dem Krieg. Und da ist dann aufkommen, dass der Bub, immer zu seinem Geburtstag, so alt was er war, hat er im Lager oben so und so viele Häftlinge derschießen dürfen. Und das hat er auch angeblich gemacht laut Aussagen der Amerikaner. – Natürlich war ich dann schon tod froh, dass ich da nicht irgendwo da mit ... weil das hätte auch dumm ausgehen können, nicht. Und dann ist er ja, ich weiß nicht sicher, aber ich glaub schon, was ich mich so erinnern kann ... ist der Bub nach Amerika kommen. Den haben sie dort ausgestellt als jüngsten Massenmörder.“

Die Geschichte vom Sohn des Lagerkommandanten, der zum Geburtstag Häftlinge erschießen darf, wird von allen Interviewpartnern in unterschiedlichsten haarsträubenden Versionen erzählt. Sie war offenbar gerüchteweise im ganzen Ort bekannt. Der Vergleich mehrerer Interviews lässt vermuten, dass sie letztlich auf Prahlereien unter den Schulkindern zurückgehen dürfte.

Nach Kriegsende wird Achmed von den amerikanischen Besatzungssoldaten wie ein Maskottchen behandelt, im Jeep mitgenommen und beschenkt. Aber seine Diskriminie-

rungsgeschichte geht unter anderen Vorzeichen weiter, er wird verdächtigt, die Amerikaner zu den Bauern zu führen, wo sie Lebensmittel plündern.

Vor den Toren des KZs: Hans – eine Kindheit neben dem Konzentrationslager⁸

Hans ist ein ‚routinierter‘ Zeitzeuge. Seine Formulierungen sind manchmal durch das oftmalige Erzählen geprägt, auf das Thema Konzentrationslager angesprochen kann er eine ganze Reihe von Geschichten ‚abrufen‘.

Zu Beginn des Interviews leitet er sofort von der Frage nach Kindheit und Elternhaus zu diesen Geschichten über, eine Folge von drastischen Geschehnissen, die er aus nächster Nähe mit angesehen hat. Hans F. erlebt die Errichtung des Konzentrationslagers als Nachbar mit. Die Familie lebt von den unsicheren Einkünften des Vaters als Steinarbeiter und einer kleinen Subsistenzwirtschaft. Sie bewohnt zunächst ein Haus unmittelbar an der Zufahrtsstraße gleich unterhalb des Konzentrationslagers. Später übersiedelt sie in ein Haus im Wiener Graben nahe am KZ-Steinbruch.

Hans beschreibt sehr bildhaft das gewalttätige Eindringen der Sphäre des Konzentrationslagers in seine ärmliche, aber bis dahin friedliche, agrarisch geprägte Welt. Bevor die Bauarbeiten für das Lager mit dem Aufstellen der ersten Baracken beginnen, wird – für das Kind unbegreiflich – das noch unreife Getreide abgemäht. Die gewohnte Lebenswelt des Kindes, ihre Regeln, ihre Werte und ihre Logik werden auf den Kopf gestellt. In mehreren seiner Erzählungen trifft der Gegensatz dieser beiden Welten direkt aufeinander, bei Hans ist das ein Erzähltopos:

„[...] wir haben zu Hause Ziegen gehabt und durch das, dass die [...] Bäume und die Sträucher alle abgeschnitten worden sind und nur jetzt das, das kleine, das gute [nachwachsende] Laub haben wir eingesammelt, und wenn wir dann gegangen sind in das Laub, dann hat es uns passieren können, dass wir riesige, ah, Blutstücke gesehen haben, wie die Häftlinge dort erschossen worden sind und das Blut ausgeronnen.“

Ein weiteres schreckliches Ereignis erleben Hans und seine Cousine, als die Kinder auf einem abgeernteten Feld neben dem Konzentrationslager die liegen gebliebenen Getreideähren aufsammeln:

„[...] wir haben [...] ungefähr drei Meter außerhalb des Stacheldrahtzaunes, [...] Ähren gelesen, [...] und auf einmal haben sie, da hat es eine Lagerpolizei gegeben, so wie die Militärpolizei, mit Schildern, und, und mit einem [Sperrdraht ein paar Meter vor dem Zaun] und die haben so einen jungen Burschen dahergetrieben, und er soll da drübersteigen. Er ist nicht drübergestiegen, da haben sie ihn genommen, zu zweit, haben ihn hingelegt, der hat die Hände über den Kopf gegeben, so, und der hat ihn regelrecht von hinten erschossen. Und dann ist [...] so einer von der Begleitkontrolle, [...] gekommen, hat eine Pistole genommen, hat noch einmal hinten

geschossen, und dann noch einer mit einer großen Pistole hat ihm von hinten in den Kopf geschossen.“

Viele Zeitzeugen berichten von ähnlichen Vorfällen, bei denen die SS gar nicht auf eventuelle Zuseher achtet. Zeugen werden allenfalls verschuecht, Kinder meistens überhaupt ignoriert. Viele Verbrechen finden praktisch in der Öffentlichkeit statt.

Nach der Übersiedlung in den Wiener Graben wird Hans Nachbar von leitenden Zivilarbeitern im Steinbruch sowie von SS-Offizieren und deren Familien, darunter der SS-Hauptscharführer Johann Spatzenegger (Kommandoführer im Steinbruch Wiener Graben), ein berühmter Mörder, und SS-Hauptscharführer Martin Roth (Kommandoführer des Krematoriums, als solcher auch für die Morde in der Gaskammer verantwortlich). Vor allem hat Hans Kontakt mit deren Kindern, mit denen er auch zur Schule geht.

„Ja, die Familie hat Spatzenegger geheißt und [...] wir sind mit den Kindern aufgewachsen, wir haben zusammen gespielt, wir sind zusammen in die Schule gegangen. Und [...] ist aber nie etwas gesprochen worden – ‚du, was macht dein Vater dort?‘ – das waren so, äh, gewisse Tabus, wo man eigentlich nicht sprechen wollte, weil man indirekt gewusst hat was dort passiert, und diese Leute [...] involviert waren, dieses Schreckliche zu machen.“

Auch an den Sohn des Lagerkommandanten kann Hans sich erinnern und erzählt seine Version der bereits erwähnten Geschichte:

„[...] so ein kleiner Wutzel war der, und, und [...] zu seinem zehnten Geburtstag hat er sich was wünschen können. Und da hat er gesagt, das habe ich selber gehört, er möchte, dass sich zehn Häftlinge aufstellen und er erschießen darf. Ist aber nicht zur Durchführung gelangt. Also es ist nie durchgeführt worden. Aber der Wunsch war da.“

Wie viele Jugendliche – meistens sind es 20 bis 25 Personen – besucht Hans regelmäßig die Fußballspiele der SS und erinnert sich an das direkt an den Fußballplatz angrenzende „Russenslager“ bzw. Sanitätslager. Die folgende Interviewstelle dokumentiert eindrucksvoll die Gewöhnungseffekte durch die ständige Konfrontation mit den Verbrechen im Konzentrationslager, aber auch die spätere Beschäftigung des Interviewpartners mit seinem eigenen damaligen Denken und Handeln:

„[...] die SS-Mannschaft, Spielgemeinschaft Oberdonau hat es geheißt, war [...] immer an erster Stelle, [...] Und dort wo das Russenslager war, wo das so genannte Krankenlager war, hat man jetzt auch wenn dort Fußball gespielt worden ist, auf zweirädrige Karren, so Holzkarren, da habe ich an die Pestzeit denken müssen, weil da hat man so Bilder gesehen, [...] Hat man jetzt hoch aufgeladen, so [...] nackte, kannst du sagen, Skelette. [...] Und die haben sie dort hinaufgezogen, [...] Und wir haben dort geklatscht und geschrien, wenn sie ein Tor geschossen haben, und dort hat sich das abgespielt. – Ja! Wir haben da zugeschaut. Das haben wir gesehen aber was. Das ist halt so. Und das ist jetzt, wenn du jetzt nachdenkst oder 10 Jahre später, wie es

war, hättest sicher anders gedacht, dass du damals gar nicht gedacht hast. – Was da passiert, schon aber das – ist mir Wurscht, was da passiert. Ich kann mich da nicht wegen dem jetzt. Und so war das und das soll nicht heißen – und – dass einem das nicht ganz Wurscht war. Aber du sagst: ‚Ich bin ein Bub! Soll ich mich mit dem belasten? Ich schaue lieber da, wer ein Tor schießt oder wer gewinnt.‘ Und das war so.“

Im Konzentrationslager: Franz – das Lager als Arbeitsplatz⁹

Franz H. wird 1927 in eine sozialdemokratisch geprägte Familie in Langenstein geboren. Sein Vater ist Schutzbundobmann und wird im Februar 1934 verhaftet. Nach der Gründung des KZs Mauthausen arbeitet der Vater als Bruchaufseher im Steinbruch Wiener Graben für die DEST. Daher bewohnt die Familie ab 1941 eine Wohnung in der Siedlung Wiener Graben. Von März 1942 bis Februar 1945 absolviert Franz H. eine Lehre als Betriebsschlosser bei der DEST im Konzentrationslager Gusen. Außer dem zivilen Meister, einem Deutschen aus Magdeburg, und den 12, 13 Lehrlingen arbeiten hier nur Häftlinge verschiedener Nationen.

„[...] wie gesagt am 1. März hab ich begonnen die Lehre, und beim Grundlehrgang als Betriebsschlosser musst halt feilen, sägen und so weiter und stehst halt ständig beim Schraubstock, gelt. Und vor mir war ein großes Fenster, und da war ein Hang, und da [...] haben [russische Kriegsgefangene] den Hang [abgegraben] um eine Werksbahn dorten zu legen, [...] Und [...] die sind umgefallen, vor Schwäche, wahrscheinlich zu wenig zum Essen und so weiter, ich seh heut noch, die haben so Wollmützen gehabt mit so einem Spitz, [...] hinten, auf ihrem Mantel, ‚SU‘ mit Farbe auffgeschrieben, SU also Sowjetunion, und [...] da haben sie einen Wagen stehen gehabt [...] auf den Wagen haben sie die, die umgefallen sind und die was nimmer fähig waren zum Stehen, [...] auffighaut, [...]. Und wenn der Wagen voll war, haben sie ihn obizogen, da war unten ein Lokschuppen, und nebenbei ein großer Kokslagerplatz, [...] da sind zwei Häftlinge gestanden, stärkere noch, die haben sie bei Hand und Fuß, links und rechts, und zack, obighaut über die Kokshalde, und unten haben sie sie aufgeladen und ins Krematorium gefahren. Also, da hab ich Szenen gesehen, dass welche, die was vom Wagen oba, die haben nachher wieder versucht, raufzugehen, weil sie gewusst haben, [...] wenn sie da obighaut werden, dann sind's weg. Und haben versucht wieder raufzugehen um wieder weiterzuarbeiten, damit's am Leben bleiben, gelt. Aber, wie gesagt, wie lange, und dann sind sie wieder, gelt [...] Das war ja, also für uns fürchterlich, ich bin nur mehr da gestanden und hab geschaut, was sich dort draußen abspielt. Bis sie draufkommen sind, und dann haben sie bei die Fenster Blech hingmacht, dünnes Blech in der [...] Sichthöhe, damit wir nimmermehr gesehen haben, was da draußen passiert, gelt?“

Aufgrund von derartigen Erlebnissen – sicher auch vor dem Hintergrund der elterlichen Prägung – solidarisiert sich Franz zunehmend mit den Häftlingen an seiner Arbeitsstätte

und versucht ihnen im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen. Besonders freundet er sich mit dem jungen Polen Cesta an, der in der Werkzeugausgabe arbeitet.

„Das war ganz ein netter Bursch, [...] mit dem hab ich ein gegenseitiges Vertrauen gehabt, [...] wir haben glaub ich daheim die Kleine Zeitung, glaub ich hat's geheißn, und da war immer auf der ersten Seite der Wehrmachtsbericht, gelt. Und diesen Wehrmachtsbericht, den hab ich da immer wieder, von Zeit zu Zeit, denen gebracht, gelt, also dem, und [...] die haben provisorisch eine Landkarte gehabt und haben verfolgen können, die Ostfront, wie die verläuft, gelt, wie die immer näher, also von Russland aus, nachernd Richtung Polen und so weiter. Eines Tages hat er zu mir gesagt: ‚Franz, heute haben sie meine Stadt befreit!‘“

Abschließende Bemerkungen

Die vier angeführten Interviewbeispiele sind nur eine Stichprobe aus dem vorliegenden Material. Sie rücken exemplarisch vier verschiedene örtliche Brennpunkte des Geschehens, aber auch vier unterschiedliche Milieus mit entsprechenden Lebenssituationen und sozialen Netzwerken in den Mittelpunkt. Sie zeigen, wie ergiebig und vielfältig diese Quelle für das behandelte Thema ist. Ebenso lassen sich wichtige methodische und quellenkritische Hinweise für die weitere Arbeit mit den Interviews ableiten.

Alle vier Interviews wurden mit Männern durchgeführt. Die Interviews mit Zeitzeuginnen enthalten zahlreiche weitere Aspekte des Themas, die hier nicht angerissen wurden.

Durchgängig zeigt sich in den Interviews die große Bedeutung von persönlichen Netzwerken und Solidargemeinschaften. Im Extremfall sind das überlebensnotwendige Bindungen. Die persönlichen Einstellungen, subjektiven Sichtweisen und Deutungen der Interviewpartner sind sehr stark vom familiären Hintergrund, dem persönlichen Umfeld und nicht zuletzt auch der weiteren Lebensgeschichte der Interviewpartner/-innen bestimmt. Die Methode des lebensgeschichtlichen Interviews berücksichtigt alle diese Aspekte und bietet eine gute Grundlage für die Interpretation jener Passagen, die direkt mit den Wechselbeziehungen zwischen dem Konzentrationslager und seinem Umfeld zu tun haben.

Viele Berichte zeugen von einer relativ geringen Distanz zwischen der SS und Ortsansässigen, es gibt vielfältige Austausch- und Begegnungsebenen. Kontakte werden wechselseitig sogar gesucht, wenn es Vorteile bringt. Zwar ist die Rangordnung und Machtverteilung in der Öffentlichkeit klar, aber im nachbarschaftlichen Kontakt scheint der soziale Status wichtiger zu sein wie etwa die Mitgliedschaft zur SS.

Die Grenzen des Konzentrationslagers erscheinen unscharf, zwischen ‚draußen‘ und ‚drinnen‘ gibt es eine durchlässige Grauzone, die viele Personen überschreiten können. Fast alle Befragten waren in der unmittelbaren Nähe des KZs, die meisten bei Gelegenheit sogar einmal drinnen. Auffällig und überraschend ist immer wieder die absolute Nähe der Menschen im Umfeld zu den grausamen Ereignissen.

Anmerkungen

- 1 Interviewprojekt *regionales Umfeld*. Durchgeführt im Auftrag des BMI zwischen August 2010 und Jänner 2011.
- 2 Hanns Haas u.a., *Verfeindete Brüder an der Grenze: Südböhmen/Südmähren/Waldviertel/Weinviertel. Die Zerstörung der Lebenseinheit „Grenze“ 1938 bis 1945*, Horn 1998, darin 105–127; Franz Pötscher, Erfahrungen aus dem Oral-History-Teil des Projektes.
- 3 Gordon J. Horwitz, *In the Shadow of Death. Living Outside the Gates of Mauthausen*, New York 1990.
- 4 Vgl. die Dokumentation: SPÖ Mauthausen (Hg.), *Der harte Weg. Die Geschichte der Arbeiterbewegung von Mauthausen*, Grünbach 1989.
- 5 Interview Felix S., durchgeführt von Franz Pötscher am 9.10.2002. Transkription im Besitz des Verfassers.
- 6 Interview Achmed K., durchgeführt von Franz Pötscher am 8.12.2010 im Rahmen des Interviewprojektes *regionales Umfeld* der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.
- 7 Vgl. den Beitrag in: Walter Sauer (Hg.), *Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert*, Wien 2006.
- 8 Interview Hans F., durchgeführt von Franz Pötscher am 26.11.2010 im Rahmen des Interviewprojektes *regionales Umfeld* der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.
- 9 Interview Franz H., durchgeführt von Franz Pötscher am 7.7.2010 im Rahmen des Interviewprojektes *regionales Umfeld* der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.

Kautzen und Český Rudolec: Zwillingssorte an der Systemgrenze?¹

Die nur etwa 15 Kilometer Luftlinie voneinander entfernten Ortschaften Kautzen und Český Rudolec (Böhmisch Rudoletz) waren seit 1948 nicht nur durch die Staatsgrenze zwischen Österreich und der Tschechoslowakei, sondern auch durch die Systemgrenze zwischen „West“ und „Ost“ voneinander getrennt. Ziel der Studie ist es, Entwicklungslinien zu verfolgen, Unterschiede und Parallelen nachzuspüren. Sie konzentriert sich dabei vor allem auf die 1970er und 1980er Jahre, als die unterschiedlichen Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme gefestigt schienen und dennoch eines davon 1989 gleichsam über Nacht – oder im Fall der Tschechoslowakei binnen knapp zweier Wochen – verschwunden ist.

Zur Ausgangslage im Jahr 1945 auf Makro- und Mikroebene

Das Jahr 1945 markiert sowohl für die Republik Österreich als auch die Tschechoslowakei das im Wesentlichen von außen herbeigeführte Ende der NS-Diktatur. Während jedoch die Tschechoslowakei als Siegerstaat galt, lebte Österreich bis zum Staatsvertrag von 1955 in einer Art Zwitterstellung zwischen „Besiegten“ und „Befreiten“. Die Regelungsmechanismen für den Umgang mit dem Erbe der NS-Zeit wiesen in ihren legislativen Grundlagen wie auch in der Umsetzung Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten auf. Die Tschechoslowakei versuchte sich bekanntlich der für die Katastrophe von Besetzung und Besatzung verantwortlich gemachten deutschen Staatsbürger durch Vertreibung und Aussiedelung zu entledigen. Als Grundlage dienten dabei einige der Dekrete des Präsidenten der Republik („Beneš-Dekrete“), die den Verlust der Staatsbürgerschaft und die Totalkonfiskation des Vermögens, kurz den völligen Verlust der Lebensgrundlagen regelten, sowie das Potsdamer Abkommen, das die Maßnahmen der Aussiedelung international *via facti* legitimierte. Parallel dazu wurden mithilfe der Retributionsgesetze Verantwortliche für Verbrechen ungeachtet ihrer Nationalität zur Verantwortung gezogen. Auch Österreich implementierte Gesetze zur Verfolgung der NS-Verbrechen. Die politischen Systeme waren so unähnlich nicht. So kam es zur Bildung von ‚kartellisierten‘ Parteiensystemen: In Österreich wurden anfangs von der Besatzungsmacht nur drei Parteien zugelassen, in der Tschechoslowakei waren es im Rahmen der „Nationalen Front“ im tschechischen Landesteil immerhin vier. Überparteilich organisierte Massenorganisationen wie Gewerkschafts- und Jugendverbände sollten die neue Einheit des Volkes im Gegensatz zu den aufgesplitterten „Ersten Republiken“ verkörpern.

Blicken wir nunmehr auf die beiden Ortschaften. Rudoletz war bis 1945 ein binationaler Ort gewesen. Als Resultat von ökonomisch bedingter Abwanderung von deutschen (Klein-)Bauern waren von der Böhmisches-Mährischen Höhe kommend im Lauf des 19.

Jahrhunderts Tschechen zugezogen. Nach der Errichtung des Tschechoslowakischen Staates 1918 wurden aus der zunächst noch relativ kleinen, marginalisierten Minderheit Angehörige des inoffiziösen tschechoslowakischen Staatsvolkes. Der Bau der tschechischen Schule sorgte für Zuzug an Lehrern und Beamten. Den größten Einschnitt stellte die Gründung der Staatlichen Forste im Zuge der Aufteilung des herrschaftlichen Großgrundbesitzes 1924 dar. Sozioökonomisch kann Rudoletz als land- und forstwirtschaftlich sowie gewerblich geprägter Mischort bezeichnet werden. Landwirtschaftliche Hauptanbaufrüchte waren Erdäpfel, Roggen, Hafer und Gerste. Als Pfarr- und Schulort war es Mittelpunkt für die landwirtschaftlich geprägten Dörfer der Umgebung und verfügte über die entsprechenden Serviceeinrichtungen. Die Hauptstraße verband Schloss, Schule, Meierhof und Kirche mit Bauernhöfen, Gasthäusern und Geschäften; an den Rändern hatten sich Kleinhäuslerviertel entwickelt. Eine Dominante des Ortes wurde das 1925 errichtete, überdimensionierte Gebäude der tschechischen Masaryk-Bürgerschule, das die tschechische Präsenz im Ort verkörperte.

Die Kontinuität der tschechischen Anwesenheit unterschied Rudoletz von den weiter südlich gelegenen, fast ausschließlich deutschsprachigen Ortschaften, sodass die „Stunde Null“ im Mai 1945 hier nicht zum totalen Kontinuitätsbruch geführt hatte. Die Anwesenheit eines deutschen Kriegsgefangenenlagers bedingte, dass die Aussiedelung der Deutschen nicht wie in der Umgebung durch einen radikalen Einschnitt vonstattenging, sondern sich fast ein halbes Jahr lang das deutsch-tschechische Zusammenleben unter den allerdings drastischen antideutschen Maßnahmen der Tschechoslowakischen Dritten Republik prolongierte.²

Die darauf folgenden Prozesse der Neubesiedelung unterschieden sich nur in Nuancen von denen in den Nachbarorten. Resultat des relativ großen Anteils an „Altsiedlern“ war immerhin die relative Stärke der nationalen Sozialisten³ und der christlichen Volkspartei⁴ im Ort. 1946 standen den 107 Stimmen für die Kommunisten⁵ 37 für die Volkspartei, 30 für die nationalen Sozialisten und neun für die Sozialdemokraten gegenüber.

In Kautzen war der Bruch nach 1945 nicht so stark. Während der NS-Ortsgruppenleiter nach Westen flüchtete, endeten die Strafverfahren gegen die übrigen NS-Funktionäre mit Einstellungen oder bedingten Verurteilungen. Die wegen ihrer Anwartschaft oder Mitgliedschaft bei der NSDAP außer Dienst gestellten Lehrer an der örtlichen Volks- und Hauptschule wurden bereits zwei Jahre darauf wieder zur Dienstleistung herangezogen. Integration, nicht Exklusion stand am Programm. Sozioökonomisch konnte (und kann) Kautzen als gewerblich-landwirtschaftlich-industriell geprägter Mischort bezeichnet werden. Typisch für die Region war die Dominanz der Textilwirtschaft in Kombination von Fabriksarbeit und Heimweberei; Hauptprodukte waren Frottéwaren wie etwa Handtücher. Viele der (Heim-)Weber besaßen noch Kleinstlandwirtschaften zur Eigenversorgung und um Zeiten der Erwerbslosigkeit zu überbrücken. Die Landwirte betrieben Mischwirtschaft mit Viehzucht, Milchwirtschaft und Ackerbau; Hauptanbaufrüchte waren Roggen und Erdäpfel. Ein in der später eingemeindeten Nachbarortschaft Illmau gelegener Meierhof kam 1957 in Besitz eines zugezogenen innovationsfreudigen Landwirtschaftsingenieurs, der 1964 einen eigenen Getreidesilo errichtete und so in Konkurrenz mit der Raiffeisen-Genossenschaft und ihrem Lagerhaus trat.⁶ Noch nach 1945 gab es im Gebiet der damaligen Marktgemeinde zwei Getreidemühlen. Der Großteil des Waldes war (und ist) im Besitz der Herrschaft Dobersberg der Familie Szapary.

Kautzen war Mittelpunkt der Pfarrgemeinde, aber auch gewerbliches und infrastrukturelles Zentrum für das bäuerlich-industrielle Umland sowie ein im Vergleich zu seiner Größe relativ bedeutender Schulort. Bereits 1927 nahm hier eine Hauptschule den Regelbetrieb auf. Kautzen war damit im Bezirk Waidhofen an der Thaya neben dem Bezirksort der zweite Hauptschulstandort. Die Lehrerschaft spielte eine wichtige Rolle im kulturellen und gesellschaftlichen Leben des Ortes. Vor wie nach dem Zweiten Weltkrieg bestand ein (Gasthaus-)Kino sowie eine (Pfarr-)Bücherei.⁷

Die soziökonomische Gliederung manifestierte sich auch im Ortsbild. Am Hauptplatz gruppierten sich Pfarrhof, Kirche, Gasthaus und Geschäfte; hier mündeten zwei Straßen mit Landwirtschaften, Kleinlandwirtschaften und Fabriksgebäuden sowie eine Zeile mit Bürgerhäusern. Daran schloss sich das Kleinhäusler- und Arbeiterviertel an. An den Ortsrändern entstanden in der Zwischenkriegszeit einige Bürgervillen. Vorwiegend bäuerlich geprägt waren dagegen die zur Marktgemeinde Kautzen gehörigen, südlich gelegenen Ortschaften Kleingerharts, Triglas und Pleßberg.

Die Nationalratswahlen im November 1945 brachten der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) 307 Stimmen, der Sozialistischen Partei Österreichs (SPÖ) 100 und der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) 18. Das nationalsozialistische Segment wurde politisch von der ÖVP aufgesogen.⁸ Das jüdische Eigentum – zwei Geschäfte – wurde nicht restituiert, sondern blieb im Vergleichsweg im Eigentum der neuen Besitzer.⁹ Das gesellschaftliche Leben der Nachkriegszeit wurde vom erstarkten Katholizismus dominiert, der auch Ausstrahlungskraft auf die sozialistischen Kernschichten des Ortes entwickelte. Die bis 1938 von Gewerbetreibenden, aber auch von Lehrern getragene „fortschrittliche“, kirchenferne, nationale, später meist nationalsozialistische „Intelligenz“ konnte an den 1946 wiedergegründeten Sportverein ‚andocken‘ und relativ früh wiederum einen Gegenpol zur Kirche bilden. Der relativ hohe Anteil an Beamten war auf die Anwesenheit eines Gendarmeriepostens, vor allem aber der Zollwachabteilung mit der auch architektonischen Präsenz in Gestalt des 1928 errichteten großen Zollhauses zurückzuführen.

Zwei (Sinn-)Systeme: Die 1950er und 1960er Jahre

Ort und Gemeinde Kautzen blieben gesellschaftlich von der Kirche dominiert. Schlüsselfiguren waren dabei die Kapläne, die trotz ihrer jeweils nur kurzen Aufenthaltsdauer in der Pfarre sowohl als Ansprechpersonen als auch Motoren im Aufbau einer katholischen Jugendbewegung fungierten. Der „Jugendbekenntnistag“ versammelte 1956 etwa 900 Jugendliche aus dem Dekanat Waidhofen/Thaya in Kautzen. Aber auch die Primizen von vier aus der Pfarre stammenden Neupriestern wurden zu machtvollen Kundgebungen des erstarkten Katholizismus. Zentrum des Pfarrlebens wurde das 1949 errichtete Pfarrheim (Jugendheim), in dem gut besuchte und akklamierte Theateraufführungen der Katholischen Jugend (KJ) aufgeführt wurden. Aber auch in den einzelnen Ortschaften wurden Gruppen gegründet und Theater gespielt. Ein Jahrzehnt später brachten die Kapläne moderne Gitarrenmusik und Gospel, Jazz und Rock'n'Roll nach Kautzen.

Ein alternatives Angebot zur Gestaltung der Freizeit bot den Jugendlichen nur der Sportverein, in dem seit 1947 sogar eine Damenhandballgruppe existierte, der vor allem Töchter der Bürgerschaft und Beamten, aber auch Junglehrerinnen angehörten. Parteipolitische

Jugendorganisationen waren keine vorhanden; das Ländliche Fortbildungswerk (LFW), der „Sprengel“, etablierte sich erst später und konnte an die Attraktivität der KJ nicht heranreichen. Während in den (später eingemeindeten) Ortschaften Illmau, Reinberg/Dobersberg und Engelbrechts, die einen hohen Anteil an Kleinlandwirten und Webern aufwiesen, starke sozialistische Fraktionen zeitweise auch den Bürgermeister stellten, blieben Kautzen und die übrigen Orte der Pfarr- und späteren Großgemeinde in der Hand der ÖVP.

Die 1950er und 1960er Jahre standen gemeindepolitisch im Zeichen des Aufbaus der örtlichen Infrastruktur. Erstes großes Projekt war der Neubau der Hauptschule sowie die Errichtung einer Ortswasserleitung gemeinsam mit der Nachbarortschaft Illmau, die zwar über mehr Einwohner, jedoch kaum Einnahmen verfügte, sodass sie sich bereits 1965 mit Kautzen vereinigte. Es folgten Asphaltierung und Neubau von Straßen und Güterwegen.

In Rudoletz standen die 1950er Jahre im Zeichen der von außen gesteuerten Umwandlung zum „Sozialismus“. Nukleus für die weitere wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung war der herrschaftliche Großgrundbesitz, der bereits 1945 gemeinsam mit der Dominanten des Ortes, dem im Stile der englischen Neugotik errichteten Schloss, verstaatlicht wurde. Meierhof, Brennerei, Gasthaus, Sägewerk und Mühle waren ab diesem Zeitpunkt in Staatsbesitz. Staats- und Herrschaftsforst wurden vereinigt, 1956 entstand schließlich ein Zweigbetrieb der Tschechoslowakischen Staatswälder, der im Laufe der nächsten Jahre ständig vergrößert wurde.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft wurde synchron zur gesamtstaatlichen Entwicklung zu Beginn der 1950er Jahre eingeläutet. Im Rahmen der Kombination aus Druck, Repression und Versprechungen wurde auch in Rudoletz im Zuge der gesamtstaatlich geführten „Kulakendebatte“ zur Liquidierung der privaten Landwirtschaft eine abgeforderte Liste von fünf „Dorfreichen“, allesamt Altsiedler, ausgearbeitet und an die Regierung weitergeleitet.¹⁰ Erst 1952 trat jedoch die Mehrheit der Landwirte in das Staatsgut ein. 1955 standen 239 am Staatsgut arbeitenden nur mehr elf selbstständig wirtschaftenden Landwirten gegenüber, ein Jahr darauf dann gar nur mehr vier. Ebenso zwangsliquidiert wurden alle Handwerks- und Gewerbebetriebe.¹¹

Dem ökonomischen Druck zur Gleichschaltung folgte der politische und ideologische. Nach dem „Coup de Prague“ im Februar 1948 wurde der örtliche Nationalausschuss von den nicht genügend willfährigen nationalen Sozialisten und Mitgliedern der Volkspartei „gesäubert“. Die faktische Leitung der Gemeindegeschäfte übernahm der „Aktionsausschuss der Nationalen Front“, dessen Dreier-Führung sich aus einem Lehrer, einem Landwirten und einem Forstangestellten zusammensetzte. Ideologischer Hauptgegner war jedoch der agile Pfarrer, der im Nationalausschuss als Abgeordneter der Volkspartei agierte und mit für den (im Vergleich zu den Nachbarortschaften erstaunlich) hinhalten den Widerstand der Nichtkommunisten gegen den lokalen KP-Putsch verantwortlich war. Erst das Jahr 1951 sollte den endgültigen Vernichtungsschlag der KP gegen ihren einzigen realen ideologischen Gegner in Rudoletz bringen: Im Zuge der groß angelegten Kampagne gegen die Kirche wurde der Pfarrer auf Geheiß des zuständigen „Bezirks-Kirchenreferenten“ im August 1951 aus dem Ort entfernt, interniert und schließlich dauerhaft versetzt. Die ideologische Arbeit wurde durch die Übernahme der gesamtstaatlich organisierten Aktionen wie dem „Friedensmarsch“, der Manifestation gegen den Korea-Krieg, unterstützt. Bereits bei den „Wahlen“ im Mai 1948 nach dem „Coup de Prague“ erreichte die

nunmehrige Einheitsliste der Nationalen Front in Rudoletz 100 Prozent der Stimmen. Diese Einheit war jedoch nur eine scheinbare: Exklusion, nicht Integration war die Folge der radikalen Umwandlung zum „Sozialismus“ im Ort.

Zentrales Projekt der Gemeindeführung war die Errichtung eines „Kulturhauses“, das im Juni 1948 seiner Bestimmung als neues Zentrum des gesellschaftlichen Lebens übergeben werden konnte und unter anderem Theater- und Filmvorführungen diente. Daneben gehörten der Straßenbau sowie die Installierung des Ortsrundfunks zu den infrastrukturellen Prioritäten der Gemeindepolitik. 1950 wurde der erste Kindergarten im Gebäude der Schule eingerichtet und ebenso wie diese in die Bemühungen zur Schaffung des neuen „sozialistischen Menschen“ einbezogen.¹²

Eine Modernisierung? Die ‚langen‘ 1970er Jahre

Die 1970er Jahre standen in Kautzen im Zeichen der letzten Blüte des Fordismus. Die örtliche Textilindustrie erlebte synchron zur Entwicklung im oberen Waldviertel einen neuen Aufschwung. Die Textilfirma Hermann errichtete 1975 eine neue Fabrikshalle im „Flachdach-Stil“. In diesen Jahren war der Bedarf an günstigen Arbeitskräften so groß, dass auch die ersten Gastarbeiter in Gestalt einiger türkischer Familien, aber auch junger Männer aus Jugoslawien in die Gemeinde kamen.¹³ Die zunehmende Frauenbeschäftigung führte zur Errichtung eines Kindergartens im ehemaligen Schulgebäude von Engelbrechts. Die örtliche Raiffeisenkassa hatte bereits 1965 auf Vollbetrieb umgestellt und begann sich zu einer modernen Geschäftsbank zu entwickeln; die Waldviertler Sparkasse eröffnete 1982 eine Filiale in Kautzen. Die örtlichen Geschäftsleute schlossen sich überregional agierenden Ketten an, um im härter werdenden Kampf um die Kunden weiterhin reüssieren zu können, blieben aber vorerst noch Hauptadressat des täglichen Einkaufes. Weiterhin gab es einen Bäcker, zwei Fleischhauer sowie drei Lebensmittelgeschäfte im Ort. Dazu kam das Raiffeisenlagerhaus mit angeschlossenem Lebensmittelmarkt. Die Filialen der Einzelhandelsketten Meinel und Konsum in der Bezirkshauptstadt wurden vorwiegend zur Abdeckung außergewöhnlicher Einkaufswünsche frequentiert. Während das „alte“ Handwerk (Schneider, Schuster, Wagner) mit der Pensionierung der Eigentümer endgültig verschwand, hatten einige Betriebe den Umstellungsprozess zu Installateuren, Spenglern, Automechanikern, Möbeltischlern und Raumausstattern bewältigt oder erfolgreich den Neustart gewagt.

1981 standen 331 (52 Prozent) in der Gemeinde beschäftigten Gemeindebürgern 305 Auspendlern gegenüber (48 Prozent). Von den 1981 in Kautzen beschäftigten Personen waren 28 Prozent im Primärsektor tätig, 43 Prozent im sekundären und 29 Prozent im tertiären Sektor.¹⁴ Im Jahr 1980 bewirtschafteten 16 der 146 selbständigen Landwirtschaftsbetriebe mehr als 30 Hektar, 80 zehn bis 30 und 40 zwei bis zehn Hektar.¹⁵ Im Vergleich dazu wirtschafteten 1970 noch 188 Landwirte, davon 76 Prozent im Vollerwerb.¹⁶

In der Hauptschule kam es im Laufe der 1970er Jahre in der Lehrerschaft zum Generationenwechsel. 1977 waren nur mehr zwei der 15 Lehrkräfte der Hauptschule vor 1945 geboren, sieben waren 1940er Jahrgänge, sechs 1950er Jahrgänge. Von den nach 1945 geborenen stammten bis auf zwei alle aus dem Kautzner Pfarrgebiet. Ihre Schulbildung hatten die meisten nach der örtlichen Volksschule entweder am Gymnasium in der Bezirksstadt

Waidhofen/Thaya oder in einer der Lehrerbildungsanstalten in Krems, Wiener Neustadt und Strebersdorf genossen.¹⁷ Gemeinsam mit den Bankangestellten (oft in Ehe verbunden), den jungen Betriebsnachfolgern der örtlichen Geschäftswelt, einigen Managern der (Textil-)Firmen, den Großgrundbesitzern und jungen Zollwachbeamten bildeten sie ein informelles Netzwerk, das durch den gemeinsamen Schulbesuch der Kinder noch verstärkt wurde. Verbunden damit war eine gewisse Entfremdung von der meist bäuerlichen Herkunftsfamilie mitsamt den am Hof verbliebenen Erben. Distanz hielt man auch zur örtlichen Arbeiterschaft, obwohl sich vielfältige Berührungspunkte ergaben und sich frühere Distinktionsmerkmale abgeschliffen hatten. So wurde etwa der 1965 eingeführte „Sportler-Maskenball“ am Faschingssamstag vor dem arbeitsfreien Sonntag anstelle des bürgerlich-bäuerlichen „Bürgerballs“ am Faschingsmontag (!) zur gemeinsamen repräsentativen Faschingsballveranstaltung. Bezugspunkt war zum Teil die Bezirkshauptstadt mit ihren vielfältigen Angeboten des Einkaufs und kulturellen Angebots, das sich jedoch meist auf Gastspiele von aus Wien kommenden Vertretern der bürgerlichen Hochkultur beschränkte. Erst die Gründung des Folkclubs Waidhofen an der Thaya brachte auch neue Angebote abseits der Hochkultur in die „Provinz“. Politische Heimstätte der Lehrerschaft war die ÖVP, genauer deren Teilorganisation ÖAAB (Österreichischer Arbeiter- und Angestelltenbund). Der Beitritt zu dieser wurde vorausgesetzt und von Seiten der Betroffenen auch nicht näher hinterfragt.

Der Lehrerberuf brachte nicht nur soziales Kapital, sondern auch Tagesfreizeit mit sich, die zum erheblichen Teil gemeinsam in den Organisationen und Vereinen der Gemeinde verbracht wurde. Ort der Freizeitgestaltung war vor allem der Sportverein, der nach einer zehnjährigen Unterbrechung 1964 wiedergegründet worden war. Wie bereits bei seinen beiden Vorgängern, waren auch diesmal Vertreter des örtlichen Bürgertums die maßgeblichen Protagonisten und stellten auch die Obleute. In einem gewissen Konkurrenzverhältnis zum Sportverein stand die örtliche Feuerwehr. Der Rangstreit auf der Ebene der Symbolik zwischen den beiden im Ort tonangebenden Institutionen stand symbolisch für die Trennung zwischen Landwirten in Kautzen und den Dörfern auf der einen und dem Bürgertum auf der anderen Seite.

Dennoch gab es auch Überschneidungen, standen die Zeichen auf Integration. Im Sportverein kamen zu den Vertretern des „alten“ Bürgertums jetzt die „neuen Mittelschichten“, vor allem Lehrer und Zöllner, als Funktionäre. Die Fußballmannschaften entwickelten Anziehungskraft auch auf die bäuerliche und dörfliche Jugend sowie die Arbeiterschaft. 1970 kamen zum Fußball die Sektionen „Turnen und Leichtathletik“ und 1972 „Motorsport“ hinzu. Mit Herbert Kasess übernahm 1973 zum ersten Mal ein Vertreter der Lehrerschaft die Stelle des Obmanns.¹⁸ Vor allem die Großereignisse wie die überregional ausstrahlenden Motor-Cross-Rennen und die damals sehr populären Wandertage erforderten personellen wie logistischen Großeinsatz mit enormen zeitlichen Aufwand für die ehrenamtlichen Funktionäre, für die der Verein zu einer Art „zweiter Familie“ geworden war. Neben dem schulischen und außerschulischen Sport bot der alteingesessene Gesangsverein „Hilaria“ den musikalisch begabten Lehrern ein Bestätigungsfeld.

Dagegen sank die Attraktivität der Kirche, obwohl die Katholische Jugend für die Sozialisierung weiterhin eine nicht unerhebliche Rolle spielte. Deren Aktionsradius hatte sich aber mittlerweile von der Pfarr- auf die Dekanatsgrenzen ausgedehnt. Im nahen Peigarten entstand in der ehemaligen Volksschule ein erstes Jugendzentrum: „Programm war jedes

Wochenende einfach über die Jugendgruppe und die Kapläne [...] und da sind wir zusammen gekommen eigentlich vom ganzen Bezirk.“¹⁹

Über die durch das Studium an Hochschulen und Universitäten überregionale Verankerung einzelner Aktivisten kamen auch die Themen und Aktivitäten der „neuen sozialen Bewegungen“ in christlicher Grundierung mit nicht allzu großer zeitlicher Verzögerung in den Ort: Engagement für die „Dritte Welt“, Arbeit mit Behinderten, rhythmische Messen. Über die Aktionen gegen das geplante Kraftwerk Zwentendorf und das atomare Endlager im Waldviertel wuchs man in die beginnende Umweltbewegung hinein.

Jugendtreff war aber auch das Gasthaus Koch. Guido Koch hatte das früher gutbürgerliche Gasthaus bereits in den 1960er Jahren zu einem „Szenetreffpunkt“ unter dem Namen „China-Town“ umgebaut, dessen Strahlkraft parallel zur beginnenden Vollmotorisierung bis in die Bezirkshauptstadt und darüber hinaus wirkte und unter anderem auch den jungen, später sehr populären österreichischen Entertainer Peter Rapp in seinen Bann zog. Koch war Alternativer und Szenewirt, bevor sich diese Begriffe überhaupt etabliert hatten, durch seine Herkunft aus alteingesessener Bürgersfamilie und seine kommunikative und symbolische Verankerung im Ort jedoch weder Außenseiter noch Aussteiger. Am anderen Ende des Spektrums stand der modernisierungsfreudige deutschnationale Gemeindearzt, der etwa mit der Errichtung einer „finnischen Sauna“ einen Pionierschritt setzte, der Kautzen als „Marke“ überregional positionierte. Ebenfalls überregionale Aufmerksamkeit gewann der Ort durch eine vorgebliche „Heiligenbild-Erscheinung“, die der Tochter einer Bürgersfamilie widerfahren war. Die „heilige Quelle“ im unweit des Ortes gelegenen „Rosental“ entwickelte sich seit den frühen 1970er Jahren zum Ziel eines nicht kirchlich sanktionierten Wallfahrtstourismus.²⁰

Symbolisch für die Kräfteverschiebung im Ort stand die ‚Übernahme‘ des traditionell von der Katholischen Jugend ausgerichteten Sonnwendfeuers und Kirtags durch Feuerwehr bzw. Sportverein, zunächst noch unter Beibehaltung der traditionellen Formen und Mitwirkung des Pfarrers.



Abbildung 1: Die Dominanten von Kautzen: Raiffeisen-Lagerhaus und Pfarrkirche

[Abbildung siehe Druckfassung]

(Wikimedia Commons)

Politisch standen die Jahre im Zeichen von Modernisierungs- und Zentralisierungsmaßnahmen. Die vom Land Niederösterreich initiierten Gemeindezusammenlegungen dominierten die Gemeindepolitik(en). Nachdem die Fusion von Kautzen und Illmau bereits vonstattengegangen war, gab es einen positiven Präzedenzfall. Dazu kam, dass die geplante neue „Großgemeinde“ mit der Pfarre ident sein sollte und somit ein Referenzrahmen vorhanden war. Der Zusammenlegung der Gemeinden vorangegangen war die Schließung der Volksschulen in den Ortschaften Engelbrechts (1965) sowie Reinberg-Dobersberg und Groß-Taxen (jeweils 1968). Die Zusammenlegung beförderte die Landespolitik, die sich als Mischung aus Benefizien und Warnungen bei Nichtbefolgung der Empfehlungen charakterisieren lässt. Nur im traditionell sehr selbstbewusst auftretenden Engelbrechts gab es ernsthafte Widerstände. Erst durch die persönliche Anwesenheit von hohen Vertretern der Landesbürokratie sowie einem vorteilhaften Vereinigungsübereinkommen ließen sich die Engelbrechtser schließlich doch „überzeugen“.²¹ Die bisherigen Bürgermeister wurden zum allergrößten Teil (geschäftsführende) Gemeinderäte der neuen Großgemeinde. Die nunmehr neu bestellten Ortsbesorger-Ämter in den ehemals eigenständigen Ortschaften wurden – bis auf eine, wo die Fusion auch zum Generationenwechsel genutzt wurde – von den ehemaligen Bürgermeistern ausgeübt.

An der politischen Kräfteverteilung änderten die Zusammenlegungen wenig. Dominiert im Gemeinderat blieb die ÖVP, der eine relativ starke SPÖ gegenüberstand.²² Die Volkspartei hatte sich zu einer Catch-all-Partei entwickelt, ihre Bindung an den örtlichen Katholizismus wurde (noch) schwächer und erfolgte eher über Einzelpersonen wie etwa dem sowohl kirchlich als auch gemeindepolitisch engagierten Hauptschuldirektor und Bürgermeister Franz Fraißl. Während die SPÖ auf ihre Stammwählerschaft konzentriert blieb, gelang es der ÖVP, die neuen Mittelschichten sowohl als Kandidaten als auch als Wähler bei den Gemeinderatswahlen zu gewinnen. Im „sozialdemokratischen Jahrzehnt“ gelang es der ÖVP so in einem entideologisierten, am Ausbau der örtlichen Infrastruktur und an Wohlstandsmehrung orientierten Modernisierungsdiskurs die Oberhand zu behalten. Dabei musste die ÖVP allerdings einen fein taxierten innerparteilichen Interessenausgleich beachten. Neben einem wählbaren Listenplatz für einen Vertreter aus jedem Ort war auch das Gleichgewicht der Bündnisse zu wahren, vor allem zwischen Bauernbund und ÖAAB. An der Führungsspitze stand ein ÖAAB-Bürgermeister (1950 bis 1990, darunter drei Direktoren der Hauptschule) jeweils einem Vizebürgermeister aus den Reihen des Bauernbundes gegenüber. Erst 1980 kandidierte mit der Hauptschullehrerin und ÖAAB-Funktionärin Waltraud Kolar zum ersten Mal eine Frau erfolgreich für den Gemeinderat. Während sich die SPÖ mit der Rolle des Juniorpartners zufrieden gab, lieferte die Unparteiische Wahlgemeinschaft (UPW)²³ des örtlichen Großgrundbesitzers in den 1970er Jahren der Mehrheitspartei heftige Attacken,²⁴ ohne sich jedoch in der inhaltlichen Ausrichtung ihres Programms, das im Wesentlichen aus Bau- und Ausbauvorhaben bestand, von dieser zu unterscheiden. Immerhin zwangen das erstmalige Antreten der UPW und die Versendung eines Wahlprogramms an die Haushalte die Mehrheitspartei überhaupt erst dazu, bei den nächsten Wahlen ebenso eines auszuschicken. Die Mandatsverschiebungen waren in den 1970er und 1980er Jahren minimal. Von den nach Abschluss der Zusammenlegungswelle insgesamt 19 Mandaten entfielen jeweils auf die ÖVP 13 bis 14, auf die SPÖ drei bis vier und auf die UPW eines bis zwei. Für den Gemeindevorstand bedeutete dies eine Verteilung von fünf Mandaten für die ÖVP zu einem für die SPÖ.

Auch baulich fanden die 1970er Jahre ihren Niederschlag im Ortsbild. An das Zollhaus anschließend entwickelte sich ein neues Ortsviertel, als langdienende Zoll- und Gendarmeriebeamte begannen, Eigenheime zu errichten. Die Kinder der Zöllner und Gendarmen genossen fast durchwegs bereits in den 1950er und 1960er Jahren eine höhere Schulbildung, oft auch in den Höheren Technischen Lehranstalten (HTL), und wurden so eine erste Gruppe des örtlichen *Brain-Drain*, kehrten sie doch nur in den seltensten Fällen nach ihrer Ausbildung in den Ort zurück. Wenig später setzte sich der Eigenheim-Boom unter den Lehrern, Beamten, aber auch Arbeitern fort, entstanden neue Straßenzüge oder erweiterten sich bestehende. Gegenüber dem Friedhof wurde Ende der 1970er Jahre nach der notwendigen Aufschließung mit dem Bau einer neuen Siedlung begonnen, die mittlerweile drei Straßenzüge im jeweils für das Jahrzehnt der Errichtung typischen Einfamilienhäuser-Stil umfasst. Der bis in die 2000er Jahre ungebrochene Bauboom sollte jedoch nicht über den stetigen, schleichenden Rückgang der Einwohnerzahlen hinwegtäuschen: So wiesen die beiden Orte Illmau und Kautzen 1951 zusammen noch 979 (davon Illmau 447, Kautzen 532), 1991 nur mehr 655 (davon Illmau 344, Kautzen 311) Einwohner auf. Die spätere „Großgemeinde“ hatte 1951 2.236, 1991 nur mehr 1.372 Einwohner.²⁵ Ursache war eine Kombination aus negativer Wanderungsbilanz und Geburtenrückgang. Kautzen übertraf mit diesen Zahlen noch die des Bezirkes, der in der Kombination von starkem Anteil an landwirtschaftlichen Betrieben in Ungunstlagen mit niedrigen Erträgen und krisengeschüttelter Textilindustrie ähnlich ungünstige sozioökonomische Grundlagen aufwies.

Der Modernisierungsboom setzte sich indessen ungebrochen fort. 1970 wurde eine Leichenhalle eingeweiht, 1974 konnte ein neues Feuerwehrhaus gemeinsam mit dem integrierten Postamt seiner Bestimmung übergeben werden. Unter enormer Beteiligung der Bevölkerung an der Arbeitsleistung ging auch der Bau des Sporthauses in den Jahren 1974 bis 1976 vonstatten. Kanal- und Ortswasserleitungsprojekte folgten. 1978 wurde schließlich auch ein neues Gemeindeamt mit angeschlossener Ordination und Arztwohnung errichtet. Bereits 1971 war ein Zubau zur Hauptschule errichtet worden, der unter anderem auch eine moderne Schulküche beherbergte; 1978 wurde ein Turnsaal mit der typischen Plattenbaukonstruktion mit Flachdach eröffnet.²⁶



Abbildung 2: Auch das Schloss Český Rudolec diente bis in die 1970er Jahre dem Staatsgut.

(Wikimedia Commons)

[Abbildung siehe Druckfassung]

Im Rudoletz der 1970er Jahre entwickelte sich der Forstbetrieb mit um die 400 Beschäftigten und insgesamt 22.000 Hektar Waldfläche zum gesamtstaatlichen Vorzeigeunternehmen. Motor dabei war eine Gruppe von jungen Hochschulabsolventen, die angezogen von den guten Arbeitsbedingungen und den angebotenen Dienstwohnungen Mitte der 1970er Jahre nach Rudoletz gekommen waren und mit Unterstützung der Direktoren ihre Vorstellungen von rationaler Forstarbeit verwirklichen konnten. Das landwirtschaftliche Staatsgut mit 170 Bediensteten im Jahr 1972, die 1.332 Hektar Ackerland bewirtschafteten und 429 Milchkühe und 923 sonstige Rinder versorgten, stagnierte dagegen und wurde schließlich 1978 nach Neubistritz (Nová Bystřice) eingegliedert, was jedoch zu einer weiteren Bürokratisierung und Verkomplizierung der Entscheidungsstrukturen im Beziehungsgeflecht der fachlichen und Standortvorgesetzten sowie der diversen gewerkschaftlichen und Partei-Betriebsausschüsse führte. Die beiden Großbetriebe waren nicht nur Arbeitsplatz, sondern sorgten auch für Ausspeisung, (über die gewerkschaftlichen Betriebsausschüsse) für Freizeitgestaltung und für kollektive Teilnahme an den Aktivitäten der Gemeinde. Daneben spielten die Schule sowie eine Außenstelle eines Schaltanlagen produzierenden Industriekombinats eine Rolle als Arbeitgeber. 25 Prozent der Beschäftigten pendelten zur Arbeit aus.

Politisch standen die 1970er und frühen 1980er Jahre ganz im Zeichen des entutopisierten „real existierenden“ Sozialismus, der seine Realisierung in der (materiellen) Bedürfnisbefriedigung der „Werk tätigen“ im Hier und die Heilsversprechungen der kommunistischen „Endzeit“ auf Zitate in ideologischen Sonntagsreden reduzierte. Nach den großen Umwälzungen und Verwerfungen im Zuge von Bevölkerungsaustausch und Kollektivierung hatte sich die örtliche Gemeinschaft in Rudoletz weitgehend stabilisiert und integriert. Die Unterschiede zwischen Alt- und Neusiedlern ebneten sich allmählich ein, der alte ideologische Hauptgegner Kirche wurde widerwillig toleriert und die Gewinner und Verlierer von Bevölkerungsaustausch und Kollektivierung in den 1940er und 1950er Jahren hatten sich zum großen Teil ins Pensionistendasein zurückgezogen. Die Kinder der „Hierbleiber“ und „Dorfreichen“ waren in das neue System hineingewachsen, wenn auch da und dort Mentalreserven blieben.

Die akademisch gebildeten Ingenieure des Forstes standen dem System zwar mit innerer Distanz gegenüber, wurden jedoch durch die vielfältigen Angebote an materiellen und immateriellen Möglichkeiten – wie Gelegenheiten des Einsatzes des Erlernten –, die ihnen ihr Betrieb bot, sowie Familiengründungen soweit in die (örtliche) Gesellschaft integriert, dass Gedanken an offenes Opponieren oder Anschluss an die Bürgerrechtsbewegungen wie die Charta 77 keine Handlungsoptionen bildeten. „Die Charta, das waren wie Nachrichten aus einer anderen Welt“.²⁷ Hingegen wurde der Eintritt in die Partei als Abtausch für Karrieresprünge abgelehnt. Gemeinsam mit einigen Junglehrerfamilien bildete man eine Art informelles Netzwerk im Ort, das sich von den Arbeitern am Staatsgut, aber auch von den Altsiedlern unterschied. Dem notwendigen gesellschaftlichen Engagement kam man in den diversen Organisationen der Nationalen Front (etwa als Pionier-Ausbildner), aber auch in den den staatlichen Einrichtungen vorgelagerten Institutionen nach. Wichtiger als die politischen Vorfeldorganisationen waren jedoch die örtliche Feuerwehr, die eng an den Forst angebundene Jägervereinigung sowie der Turn- und Sportverein Sokol, deren jährlichen Ballveranstaltungen Höhepunkte des gesellschaftlichen Lebens waren. Schwie-

riger war die Integration der Jugendlichen, deren Jugendklublokal des Öfteren Anlass zu Beschwerden bot.

Der jeweils für fünf Jahre mit der Einheitsliste der „Nationalen Front“ gewählte Ortsnationalausschuss (Místní národní výbor, MNV) wurde 1974, nach der Fusion mit der Gemeinde Radischen (Radikov), auf 24 Mitglieder erweitert. Innerhalb der Einheitsliste wurde auf einen fein austarierten Ausgleich geachtet, der zum Teil aber vorgegeben war. So wurden für die Wahl des Jahres 1986 bei Gemeinden in der Größenordnung von Rudoletz 57 Prozent Kommunisten, 41 Prozent Parteilose sowie zwei Prozent Angehörige der Volkspartei und Sozialisten (als Nachfolgepartei der nationalen Sozialisten) „empfohlen“. Die Genderverteilung sollte ungefähr drei zu eins zugunsten der Männer betragen. Bezüglich der beruflichen Gliederung standen den 60 Prozent Arbeitern²⁸ 20 Prozent Angehörige der „Intelligenz“ und sonstige gegenüber.²⁹ Wies der Nationalausschuss 1972 77 Prozent „Intelligenz“ gegenüber nur 23 Prozent Arbeitern auf, kehrte sich das Verhältnis 1981 zugunsten des gewünschten Vertretungsschlüssels um: 60 Prozent Mitgliedern der „führenden“ KP standen 40 Prozent Parteilose gegenüber. Nicht alle Parteimitglieder wurden jedoch direkt von dieser entsandt, sondern kamen auch über Listen der anderen gesellschaftlichen Institutionen und Gruppen, von der Feuerwehr über die Ortsgruppe des Roten Kreuzes bis hin zum Turnverein, auf die Einheitsliste. Die beiden größten Berufsgruppen auf der Liste stellten stets die Bediensteten von Forst und Staatsgut, was deren großen Einfluss auf die Gemeinde und Gemeindepolitik widerspiegelte.³⁰ Entsandt wurden sie entweder von den beiden gewerkschaftlichen Betriebsgruppen oder den jeweiligen Betriebsgruppen der KP. Höhere Angestellte von Forst und Staatsgut stellten auch Mitglieder im Rat³¹ sowie von 1971 bis 1980 (Staatsgut) und 1981 bis 1985 (Forst) auch die Vorsitzenden des MNV. Allen Schwierigkeiten zum Trotz gelang auch die Einhaltung der Frauenquote. Trotz des reinen Manifestationscharakters wurden vor den Wahlen jeweils sehr umfangreiche Programme ausgearbeitet und den Gemeindebürgern vorgestellt. Über die vielen Kommissionen³² war der MNV eng mit dem Netzwerk an Organisationen und Institutionen der „Nationalen Front“, aber auch mit der Schule, Leitbetrieben, dem Geschäft der Einzelhandelskette Jednota und dem Gasthaus verflochten. Daneben betrieb er selbst auch noch ein Kino sowie eine Gemeindebibliothek. Der Ortsrundfunk informierte über alle relevanten Ereignisse. Auch die Grundversorgung mit gewerblichen Dienstleistungen unterlag der Gemeinde; erst 1988 konnte wieder ein privater Gewerbebetrieb, ein Friseursalon, errichtet werden.

Rudoletz stand in den 1970er Jahren ganz im Zeichen von Zentralisierung und Modernisierung. Großzügig gewährte Unterstützungsaktionen von Bezirk und Kreis ermöglichten den Ausbau der kommunalen und schulischen Infrastruktur. Kindergarten, Ortswasserleitung, Abwasserkanal und eine neue Zentralheizung im Schulgebäude folgten. 1982 konnte endlich auch das neue Gebäude der Supermarktkette Jednota seiner Bestimmung übergeben werden, nachdem die alten Verkaufslokale bereits lange nicht mehr den gesteigerten Möglichkeiten und Bedürfnissen des täglichen Einkaufs genügt hatten. Wichtiger Bestandteil all dieser Baumaßnahmen war das Engagement der Gemeindebürger innerhalb der diversen vom Regime initiierten Mobilisierungskampagnen wie etwa der „Aktion Z“ (Zvelebování, Förderung/Aufbau), die Voraussetzung für das Fließen von Fördermitteln waren.

Ein weiterer Eckstein von Modernisierung und Zentralisierung waren die Schließung der dörflichen Kleinschulen und die Gemeindezusammenlegungen. Bereits 1960 wurden

die Dörfer Stoitzen (Stojecin) und Neudorf (Nová Ves) an Rudoletz angeschlossen, 1974 die Gemeinde Radischen eingegliedert; 1980 folgte Modes (Matějovec), das ebenso wie Rudoletz ein eigener Pfarrort war. Während die Zusammenschlüsse mit den Dörfern problemlos über die Bühne gegangen waren, stieß die Vereinigung mit Modes auf erhebliche Widerstände. Als letzter Schritt erfolgte 1988 die Fusion mit Markwarding (Markvarec), wobei als Zugeständnis an die dortige Bewohnerschaft der bisherige Vorsitzende des örtlichen Nationalausschusses den Vorsitz im nunmehr neuen, um die Abgeordneten aus Markvarec erweiterten Gremium übernahm. Dennoch brauchte es hier den Einsatz der Bezirksebene, um die Bewohnerschaft von den Vorteilen der Fusion zu ‚überzeugen‘. Als Ausgleich zum Verlust der örtlichen Autonomie wurden in den größeren Ortschaften „Bürgerausschüsse“ eingerichtet, was jedoch den Verlust an innerdörflichen Aktivitäten nur bedingt wettmachen konnte.

Baulich hinterließen die 1970er und frühen 1980er Jahre große Spuren im Ortsbild. Mit Kindergarten, Jednota und Kulturhaus und einer Mini-Plattenbau-Wohnsiedlung hatte sich ein „sozialistischer Raum“ im Ort entwickelt, der sich inmitten des „alten Dorfes“ und unweit von Kirche und Schloss deutlich von diesem abhob. Vor allem Angestellte und Beamte errichteten trotz des regen betrieblichen Wohnbaus eigene Reihenhäuser, sodass ganze Straßenzüge neu entstanden. Der Bevölkerungsverlust machte sich weniger im Hauptort (1961: 492, 1991: 667 Einwohner), als vor allem in den Ortschaften bemerkbar. In drei Dörfern der Gemeinde stellten die Zweitwohnsitzer 1985 bereits die Mehrheit, so etwa in Stoitzen, wo die Zahl der Hauptwohnsitze von 93 im Jahre 1960 auf 18 im Jahr 1991 sank.

Die 1980er Jahre: Paradigmenwechsel und zwei Wege der Bewältigung

Bereits in den 1970er Jahren hatten sich die ideologischen Leitmotive und Lagerbildungen in Kautzen weiter abgeschwächt. Die versuchte Restauration des traditionellen Katholizismus durch den neuen Pfarrer aus Polen (ab 1985) hatte nur den weitgehenden Rückzug des bisherigen Aktivsegments zufolge, ohne irgendwelche personellen oder ideellen Zugewinne zu bewirken. Zwar blieb der Kirchenaustritt noch genauso tabu wie etwa die Nichtteilnahme an der Erstkommunion, der Trend zur Unverbindlichkeit und Deutungspluralität der Feste jedoch stieg weiter an. Als der Konformitätsdruck wegfiel, gingen neben der Jugend und den jungen Erwachsenen zunehmend auch die nunmehr 40- bis 50-jährigen Angehörigen der in den 1970er Jahren sozialisierten „neuen Mittelschicht“ für den Besuch der Sonntagsmesse verloren.

Die Krisenerscheinungen im Ort, die sich etwa im Zusammenbruch eines großen Textilbetriebes manifestiert hatten, führten indes nicht zur Destabilisierung der Strukturen, sondern bewirkten unter anderem den Start der Dorferneuerungsaktion in Kautzen, die schließlich Ende der 1980er Jahre zu ungeahnter medialer und politischer Aufmerksamkeit führte und Kautzen kurzfristig auf die *mental map* Niederösterreichs setzten sollte. Ein Blick auf dessen Akteure zeigt einen großen Teil der Lehrerschaft, vor allem der Hauptschule, die die neuen umweltpolitischen Diskurse aufnahm und nach dem (Auf-)

Bau von Familie und Eigenheim in den 1970ern jetzt neue Möglichkeiten zum intensiven Engagement hatte. Nukleus für die weitere Entwicklung war dabei der „Arbeitskreis Schule und Umwelt“. Dazu kam die Übersiedelung des Wiener Architekten und Malers Manfred Stein in den Ort; dieser hatte sich in den frühen 1980er Jahren in der Entstehungsphase der Wiener Grün- und Alternativbewegung betätigt. Durch die familiäre Verankerung seiner Frau fand er rasch Anschluss nicht nur an die rund um die Person von Guido Koch gruppierte Szene an „Originalen“, „Aussteigern“ und Stadtflüchtlingen, die mittlerweile das Waldviertel als romantisiertes Rückzugsgebiet entdeckt hatten, sondern auch bei den örtlichen Honoratioren Gehör – nicht zuletzt stellte ja auch Koch selber ein wichtiges Bindeglied zwischen den beiden Gruppen dar. Mit dem weltoffenen Herbert Kasses war 1985 zum ersten Mal ein in den 1970er Jahren sozialisierter Lehrer Bürgermeister geworden. Als dritte *pressure group* der Dorferneuerung müssen einige Jungbauern mit Erwin Hornek an der Spitze bezeichnet werden, die in der Landwirtschaftlichen Fachschule Edelhof nicht nur eine fundierte landwirtschaftliche Ausbildung genossen hatten, sondern vom charismatischen Direktor Adi Kastner beeinflusst wurden, der als Waldviertel-Beauftragter des Landes NÖ gemeinsam mit vorwiegend bürgerlich-katholischen Aktivisten daran bastelte, der Region nicht nur Fördermittel, sondern auch ein neues, innovativ-modernes, gleichzeitig jedoch umweltbewusstes, an immateriellen Werten orientiertes Image zu verschaffen.³³ Dazu kamen schließlich externe Impulsgeber von den neuen Einrichtungen der Regionalentwicklung und Dorferneuerung in Bund und Land, die in Kautzen ein geeignetes Experimentierfeld zur Erprobung ihrer Visionen vorfanden und mit politischem und medialem Flankenschutz gegenüber Kritikern in und außerhalb der Gemeinde rechnen konnten. Legitimierend wirkten in weiterer Folge auch die vielen Preise von offizieller und offiziöser Stelle, die Gemeinde und Schule einheimsten.³⁴ Die Tiefenwirkung des hier vorgestellten Erneuerungsprozesses von oben ist nur schwer abschätzbar. Die Rolle des Gemeinderates bestand bis auf wenige Ausnahmen eher im Gewähren-Lassen als im aktiven Mittun.

In rascher Abfolge entstanden so nicht nur ein neu gestalteter Hauptplatz, sondern auch Heimatmuseum und Heimatbuch, die „Telestube“ Granit, ein lokales Mülltrennungs- und Vermeidungssystem, schließlich im bäuerlichen Umfeld eine Hackschnitzelheizung sowie weitere Projekte im Energiebereich. Eine Handwerksgruppe siedelte sich im von der Gemeinde angekauften Gebäude eines Konkursbetriebs an und begann mit der Produktion von Matratzen und Filzprodukten. Und schließlich sorgte das Duo Koch/Stein für Schlagzeilen, als es die Errichtung eines „Ufo-Landeplatzes“ an einer geomantischen Kraftlinie ankündigte. Der von Steins Schwiegermutter entfachte Wallfahrtstourismus wurde durch diesen medial transportierten Gag Zeitgeist gerecht durch Esoterik-Begeisterte abgelöst.

An der politischen Landschaft in Kautzen hatte sich indessen kaum etwas geändert. Zwar wurden mit Erwin Hornek und Waltraud Kolar 1990 zwei Leitfiguren der Dorferneuerung Bürger- und Vizebürgermeister, der traditionelle Verteilungsschlüssel innerhalb der weiterhin dominierenden ÖVP blieb jedoch genauso unverändert wie die Mandatsverteilung im Gemeinderat.³⁵ Nur 1995 bis 2000 war eine aus dem Kernsegment der Dorferneuerung gebildete Bürgerliste mit einem Mandat vertreten, um schließlich aufgrund des Mangels an Kandidaten wieder zu verschwinden.³⁶ Das integrative Potential überwog gegenüber den Konfliktlinien zwischen dem neuen Aktivsegmenten und dem System, dazu kamen berufliche Abhängigkeiten, die ein offenes Opponieren als nicht adäquat erschienen ließen.

In Rudoletz brachten die Wahlen zum MNV 1986 eine deutliche Erneuerung und Verjüngung der „Kader“ auf der Einheitsliste mit sich. Trotz der deutlichen Intensivierung der Aktivitäten, die auch der Person des neuen Vorsitzenden, dem Schuldirektor, zu verdanken waren, waren die Krisenerscheinungen in der Gemeinde unübersehbar geworden. Das Staatsgut stagnierte, die zunehmende Mechanisierung stellte die Beschäftigten vor Anforderungen, denen sie des Öfteren nicht gewachsen waren. Synchron zur Entwicklung auf gesamtstaatlicher, ja Block-Ebene („Perestrojka“) war durch die Lockerung der politischen Zügel die Mobilisierung der Menschen zu den inszenierten Manifestationen schwieriger geworden, wurde hier die Teilnahme am Maiaufmarsch verweigert, dort der verordnete Fahنشmuck nur mehr lax befolgt. Außerdem verstärkten sich die Schwierigkeiten mit der Jugend, die bereits vorher die Feste und Verbände zum Vehikel zur entideologisierten Freizeitgestaltung benutzt hatte und ihre Augen (und vor allem Ohren) gegen Westen richteten.³⁷ An der Deutungspluralität der Feste des sozialistischen „Jahreskreises“ hatten auch vorher schon keine Zweifel bestanden. Die Orientierung auf materielle Sicherheiten und Konsum sollte sich in dem Moment als Bumerang erweisen, als der Unterschied zum „Westen“ (oder auch nur zu dessen durch Medien transportierten Bildern) nicht mehr zu verbergen war. Die Tiefenwirkung all der Unzufriedenheit und Renitenz lässt sich freilich nur schwer abschätzen, befolgte doch die Mehrheit bis zum Ende die Vorgaben des Regimes.

Der Forst blieb Vorzeigebetrieb. Hier wurden erste PC-Programme entworfen und mechanisierte Verarbeitungsmethoden eingeführt. In ihrer Freizeit erprobten die nunmehr 30- bis 40-jährigen Ingenieure die neuen ökologischen Diskurse auf ihre Praxistauglichkeit; über ihre Außenkontakte waren sie über die Entwicklung im Westen gut informiert. Je stärker Engagement und Eigeninitiative waren, umso enger mussten die Grenzen, die das Regime setzte, empfunden werden, umso ungerechter die Bevorzugung von fachlich minder qualifizierten Parteimitgliedern bei der Postenvergabe erscheinen; umso sinnloser wurde auch das verlangte und ohnehin reduzierte Mindestmaß an Loyalitätsbeweisen bei den Wahlen oder Aufmärschen und überhaupt die Inflexibilität des Regimes, das nur sehr beschränkte Möglichkeiten zur Realisierung all der neuen Impulse bot, empfunden. Zwar reichte das alles noch nicht zum offenen Opponieren, doch informelle Kanäle sorgten nunmehr für die Verbindung zum Dissens, der sich etwa in Gestalt der Prager „Underground-Ikone“ Ivan Martin Jirouš („Magor“) die Region als Rückzugsgebiet erwählt hatte. Als im Spätherbst 1989 die Nachrichten aus der Hauptstadt einen Wechsel der Verhältnisse andeuteten, ergriffen sie die Chance und erzwangen auch in Rudoletz die „Samtene Revolution“.

Die Gemeinderatswahlen von 1990 brachten dem örtlichen Bürgerforum³⁸ und der aus ihrer Blockbildung „befreiten“ Volkspartei je fünf Mandate, den örtlichen Kommunisten nur mehr drei.³⁹ Das integrative Potential des Systems war zu schwach geworden, um dem Wunsch nach Veränderung noch auffangen zu können.

Anmerkungen

- 1 Die Studie beruht in Teilen auf Recherchen und Ergebnissen, die der Autor im Rahmen des ETZ-Projektes „Stories“ der Projektpartner *Narodní muzeum fotografie* [Nationales Fotomuseum] in Jindřichův Hradec (Neuhaus), *Jihočeský muzeum České Budějovice* (Böhmisch Budweis) und *Waldviertel Akademie* in Waidhofen/Thaya in den Jahren 2009–2012 durchgeführt hat. Publiziert wurden die Ergebnisse in: So nah so fern. Menschen im Waldviertel und in Südböhmen 1945–1989. Mit Beiträgen von Jiří Dvořák/Hanns Haas/Jan Kocina/David Kovářik/Sandra Kreisslová/Leoš Nikrmajer/Niklas Perzi/Jiří Petráš/Thomas Samhaber, Weitra 2012. Vgl. dazu besonders die Beiträge von Thomas Samhaber/Niklas Perzi, Kautzen, Ein Ort zwischen Konvention und Avantgarde, 177–208; Niklas Perzi, Böhmisch Rudoletz [Český Rudolec] 1971–1989. Politik in der Gemeinde – Gemeindepolitik zwischen Normalisierung und Modernisierung oder drei Diskurse in einem Dorf. Eine Annäherung, 209–247 und das Resümé von Niklas Perzi, Ausgewählte südböhmische und Waldviertler Orte – 1945–1989. Auf zwei Wegen in die Moderne?, 15–29. Daneben wurde Kautzen aufgrund seiner Rolle als einer der ersten Gemeinden der NÖ-Dorferneuerung wiederholt zum Gegenstand mehrerer (populär-)wissenschaftlicher Studien und Publikationen, u.a. vom aus Kautzen stammenden Autor dieser Studie selbst: Niklas Perzi/Franz Pötscher/Thomas Samhaber/Martin Kühne, Die Partnerschaft zwischen Kautzen und Staré Město. Überlegungen zu einem Versuch gelebter Nachbarschaft, in: Das Waldviertel 2 (1993), 148–169; Niklas Perzi, Vom Morgen im Heute: Dorferneuerung Kautzen (Schriftenreihe des Club Niederösterreich, Bd. 4/5), Wien 1994; Niklas Perzi, Manfred Stein. Architekt, Maler, Denker, in: Harald Hitz/Franz Pötscher/Erich Rabl/Thomas Winkelbauer (Hg.), Waldviertler Biographien, Bd. 1, Horn/Waidhofen an der Thaya 2001; Niklas Perzi, Kautzen 1938. Verfolgung. Beraubung. Vertreibung, Kautzen 2010; Josef Baum, Die Entwicklung lokaler Nachhaltigkeit am Beispiel der Region Kautzen in Niederösterreich. Bedingungen, Erfolge und Probleme beim Einschlagen des Weges einer nachhaltigen Entwicklung, unveröffentlichte Studie, o.O. 2003. Kautzen verfügt daneben auch bereits über zwei historische Überblicksarbeiten: Heinrich Rauscher, Heimatbuch der Pfarre Kautzen, Kautzen 1954; Franz Fraiße, Das Werden der Großgemeinde Kautzen, Kautzen 1988. Zu Český Rudolec liegt vor: Michal Stehlík, Český Rudolec v bouřlivém půlstoletí 1918–1960 [Böhmisch Rudoletz im stürmischen halben Jahrhundert 1918–1960], Dačice 2007 sowie einen Aufsatz von Bohumil Havlík, Obec v roce nula [Eine Gemeinde in der Stunde Null], in: Niklas Perzi/Michal Stehlík (Hg.), Zapomenutý všední den. 20. století v zrcadle středoeuropáského regionu – Verschwundene Lebenswelt-Vergessener Alltag. Das 20. Jahrhundert im Spiegel einer mitteleuropäischen Region, Waidhofen an der Thaya/Pomezí 2001, 73–87. Rudoletz war daneben auch ein Untersuchungsort des unter der Leitung von Hanns Haas 1995 bis 1998 durchgeführten Forschungsprojektes „Verfeindete Brüder an der Grenze. Die Zerstörung der Lebenseinheit Grenze 1938–1945“. Vgl. dazu den gleichnamigen Forschungsbericht von Hanns Haas/Peter Mähner/Bohuslav Beneš/Ewald Hiebl/Niklas Perzi/Franz Pötscher/Thomas Samhaber/Jindřich Schwippel/Franz Weisz, Horn 1998. Im Beitrag wird aus Platzgründen auf eine Anführung weiterer Literatur zu den „makrohistorischen“ Hintergründen verzichtet. Ich verweise dafür auf die in der oben genannten Publikation reichlich zitierte Literatur.
- 2 Vgl. Perzi, Český Rudolec, 210–212.
- 3 Československá strana národně socialistická [Tschechoslowakische national-sozialistische Partei, ČSNS]: Die Partei entstand am Ende des 19. Jahrhunderts als Gegenpol zur internationalen Sozialdemokratie und war in der Ersten Republik eine der führenden politischen Kräfte, der u.a. der langjährige Außenminister Edvard Beneš angehörte. Sie vereinigte nationale mit sozialen Forderungen, machte jedoch die Umwandlung ihres fast gleichnamigen deutschen Gegenübers in eine rassistische „Führerpartei“ nicht mit.
- 4 Československá strana lidova [Tschechoslowakische Volkspartei, ČSL].
- 5 Komunistická strana Československá [Kommunistische Partei der Tschechoslowakei, KSČ].
- 6 Fraiße, Großgemeinde Kautzen, 34.
- 7 Vgl. Rauscher, Pfarre Kautzen, 198.
- 8 Fraiße, Großgemeinde Kautzen, 25.
- 9 Perzi, Kautzen 1938, 14; NÖLA, Vermögensverkehrsstelle, Ar/Rest. Rudolf Reichmann, Ludwig Reichmann.
- 10 Státní okresní archiv Jindřichův Hradec (Staatliches Bezirksarchiv Neuhaus, SOKA JH), Fond Místní národní výbor Český Rudolec (Ortsnationalausschuss Böhmisch Rudoletz, MNV ČR), kniha č 3, zasedání 17.12.1952.

- 11 SOkA JH, Fond MNV ČR, Karton Nr.5.
- 12 Vgl. Stehlik, Český Rudolec, 48–51.
- 13 Vgl. Samhaber/Perzi, Kautzen, 179–181.
- 14 Zahlen nach Baum, Entwicklung 72.
- 15 Perzi, Morgen, 6.
- 16 Ebd., 108.
- 17 Angaben nach Karl Wanko, 50 Jahre Hauptschule Kautzen, Kautzen 1977, 25–29.
- 18 Vgl. 25 Jahre Union Sportverein Kautzen, Kautzen 1989, 17.
- 19 Interview mit Ernestine Pöcksteiner am 5.5.2010, geführt von Niklas Perzi und Thomas Samhaber im Rahmen des Projekts „Stories“.
- 20 Vgl. Perzi, Morgen, 44–54.
- 21 Gemeindearchiv (GA) Kautzen, Protokollbuch der Gemeinde Eingelbrechts, Sitzung vom 14.9.1970.
- 22 Vgl. Fraißl, Großgemeinde Kautzen, 49–52.
- 23 Die immer wieder behauptete (und dann schließlich ab dem Jahr 2000 durch eine Listenkombination auch bestätigte) Nähe zur FPÖ wurde von der UPW in Abrede gestellt.
- 24 GA Kautzen, „Liebe Mitbürger“. Aussendung der Unparteiischen Wahlgemeinschaft zur Gemeinderatswahl 1975 (Dezember 1974).
- 25 Zahlen nach Baum, Entwicklung, 65.
- 26 Vgl. Fraißl, Großgemeinde Kautzen, 52–54.
- 27 Interview mit Jan Gajdušek, geführt von Niklas Perzi am 11.7.2012.
- 28 Zur Arbeiterschaft wurden auch die Land- und Forstarbeiter gerechnet.
- 29 Perzi, Český Rudolec, 228.
- 30 SOkA JH, Fond MNV ČR, Karton Nr.1, Verzeichnis der Abgeordneten des Národní výbor 1981–1985.
- 31 Entspricht dem Gemeindevorstand in österreichischen Gemeinden.
- 32 Vergleichbar den österreichischen Gemeinderats-Ausschüssen.
- 33 Vgl. Andrea Komlosy, An den Rand gedrängt. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels, Wien 1988, 265.
- 34 Vgl. Perzi, Morgen, 22–26.
- 35 Vgl. Baum, Entwicklung, 20.
- 36 Kautzen Aktuell 2 (1995) 3.
- 37 SOkA JH, Fond MNV ČR, Karton Nr.2, Beschlussprotokoll der Ratssitzung des MNV ČR vom 3.3.1988.
- 38 Občanské forum, OF.
- 39 Štít [Der Schild] vom 15.6.1990.

Aufbruch für die Demokratie

Die apulische Landarbeiterbewegung (1949–1951)

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Geschichte der Beteiligung der süditalienischen Landarbeiter am demokratischen und republikanischen Wiederaufbau Italiens. Nach dem Ende des Faschismus wuchs bei den Landarbeitern die Hoffnung auf durchgreifende gesellschaftliche Veränderungen. Die Landarbeiter selbst wurden zum Sprachrohr neuer demokratischer Werte; sie kämpften gegen eine Herrenmentalität, die ihnen den rechtmäßigen Platz in der Gesellschaft verweigerte. Die Reaktion der Großgrundbesitzer verlief parallel zur brutalen Repression von staatlicher Seite.

Im Fokus meiner Forschung liegt die Geschichte der Landarbeiterbewegung in Apulien, vor allem im Arneo, im Süden Italiens zwischen Brindisi, Tarent und Lecce gelegen. Anhand von Archivdokumenten, zeitgenössischen Presseberichten und Zeitzeugeninterviews werden die historischen Ereignisse rekonstruiert und die am Prozess beteiligten Gruppen – Landarbeiter, Großgrundbesitzer, staatliche Institutionen, Gewerkschaften – definiert und ihre Beziehungen zueinander analysiert. Die Wahl des Forschungsgebietes fiel auf die Region Apulien, weil der dortigen Landarbeiterbewegung besondere Bedeutung zufällt: Die Landbesetzung im Arneo beendete die Phase der kurz vor Kriegsende begonnenen sozialen Kämpfe, deren Ziel die Vergabe unbewirtschafteter Ländereien war. Mit ihr begann eine neue Phase der Proteste für die Implementierung der neuen Verfassung und die Ausweitung der Agrarreform auf diejenigen Regionen, die wie Apulien bislang unberücksichtigt geblieben waren.

Der Zusammenhang zwischen Konflikt und Demokratie könnte stärker nicht sein: Zum Bewusstsein um die eigenen Rechte kommt die Fähigkeit der Landarbeiter, den Konflikt innerhalb des legalen Rahmens auszutragen und sich die Unterstützung der Bevölkerung zu sichern. Antifaschistische Politiker der verfassungsgebenden Versammlung der Italienischen Republik, wie der Landwirtschaftsminister Fausto Gullo und der Senator Lelio Basso, erkannten den demokratischen Wert der Landbesetzung und verteidigten die apulischen Landarbeiter und Gewerkschafter erfolgreich vor Gericht. Man kann hier also von einem doppelten Demokratisierungsprozess sprechen, vorangetrieben sowohl von den Landarbeitern als auch von staatlichen Einrichtungen Italiens.

Fall des Faschismus und demokratische Wiedergeburt

Die Ereignisse, die der Diktatur ein Ende setzten und die Geburt der Republik einleiteten, führten auch zu einem neuen zivilen und politischen Bewusstsein der süditalienischen Landarbeiter. Diese widersetzten sich nunmehr nicht nur der wirtschaftlichen Benachteiligung durch die Großgrundbesitzer, sondern auch der psychologischen Beeinflussung,

die diese mit sich brachte. Sozialisten, Kommunisten und Gewerkschafter verliehen dem Bedürfnis der Landarbeiter nach wirtschaftlichem und sozialem Aufschwung neuen Ausdruck und kanalisiert es in einen legitimen sozialen Kampf; die Landarbeiter selbst wurden nunmehr zu Gewerkschaftern und politischen Führungskräften. Der Landarbeiter Cosimino Ingresso formuliert das folgendermaßen:

„Nach dem Fall des Faschismus haben wir uns umgeschaut, bis dahin haben wir in einer Diktatur gelebt, da haben andere befohlen, und jetzt? Was machen wir jetzt? Wir haben allmählich verstanden, dass wir frei reden dürfen, und das war eine grandiose Errungenschaft der Kommunisten. [...] Uns war das faschistische Gedankengut, die faschistische Kultur eingepflicht worden, und auch, dass wir gegenüber den Reichen, den Großgrundbesitzern äußersten Respekt zeigen sollten, Hut ab und so, wir mussten alle ihre Schikanen ertragen.“¹

Ab 1943 hat sich der italienische Antifaschismus in den von den Alliierten befreiten Gebieten südlich der Gustav-Linie in der *Fronte Unico Antifascista* organisiert, der Sozialisten, Kommunisten und Christdemokraten angehörten. 1944 wurde in Rom die *Confederazione Generale Italiana del Lavoro* gegründet, besser bekannt als *Cgil unitaria*, ein Sammelbecken für katholische Kräfte, Sozialisten und Kommunisten.² Ab 1944 formierten sich in den südlichen Landkreisen die Verbände der Landarbeiter und Tabakarbeiterinnen neu.

Der Krieg hatte zu enormen wirtschaftlichen Missständen geführt. Davon war die Landwirtschaft nicht ausgeschlossen: so waren auch Häuser, Weinberge, Olivenhaine, Obstplantagen, Wälder und Weiden zerstört worden, ebenso urbar gemachtes Land und Bewässerungsanlagen. 1947 wurde der Gesamtschaden auf 400 Milliarden Lire geschätzt.³ Die Verhältnisse der Landarbeiter und Kriegsheimkehrer waren erbarmungswürdig und so wurde der Süden unweigerlich zum Schauplatz herber sozialer Konflikte. Die ersten Landbesetzungen ereigneten sich kurz nach dem 8. September 1943 (Waffenstillstandsabkommen zwischen Italien und den Alliierten), und zwar in den Gebieten, in denen es die ausgedehntesten Großgrundbesitze gab, also in Kalabrien (Landkreis Crotona), in Apulien (Landkreis Foggia) und in Sizilien (Landkreis Caltanissetta). Während dieser ersten Demonstrationen und Aktionen „elementarer Gerechtigkeit“ nahmen sich die „Landarbeiterheimkehrer“ – so nennt sie der Historiker Claudio Pavone – das, was sie als ihnen zustehend erachteten.⁴

Der Landwirtschaftsminister Fausto Gullo antwortete 1944 und 1945 mit mehreren Dekreten auf die in der ersten Nachkriegszeit ausgebrochenen Konflikte. Diese legten eine Neuverhandlung der Pachtverträge unter gewerkschaftlicher Beteiligung fest. Zudem wurde die Umverteilung unbewirtschafteter Flächen aus Großgrundbesitz an arme Landarbeiter geregelt. Damit legitimierten die Dekrete Gullos die Kämpfe und wurden gleichzeitig zu ihrem Motor.

Die süditalienischen Landarbeiter waren zugleich Tagelöhner, Pächter und Halbpächter. Ihr Einkommen bestand aus dem Lohn und einer geringen landwirtschaftlichen Eigenproduktion. Erstes Ziel der Landarbeiterbewegung war demnach die Verbesserung der Pachtverträge und der Arbeitsbedingungen zu Gunsten der Landarbeiter.⁵

Dank der Kampagnen von Gewerkschaften und Ortsverbänden der Linksparteien wurden die Forderungen immer lauter. Tausende Hektar unbewirtschaftetes Land wurden

besetzt. In etlichen Gemeinden kam es zur Generalmobilmachung. Die Gewerkschaften und Linksparteien verliehen den Forderungen der armen Landarbeiter und Tabakarbeiterinnen, die mit den Dekreten Gullos laut wurden, Schlagkraft und trugen so ihren Teil dazu bei, ausgehend vom Recht auf Arbeit in Süditalien ein neues demokratisches Bewusstsein zu schaffen.⁶ Die Demokratisierung Italiens ging also nicht automatisch einher mit dem Fall des Faschismus, sondern wurde erst durch den Eintritt dieser Akteure in den politischen Kampf lebendig.⁷

Die Kämpfe der Tabakarbeiterinnen und der Landarbeiter in Südapulien

In Südapulien hat der Faschismus zur Ausbreitung der Tabakanpflanzung und -verarbeitung beigetragen.⁸ Oftmals waren die Tabakarbeiterinnen sowohl in der Verarbeitung tätig als auch bei der Ernte. Die wirtschaftliche Ausbeutung der Tabakarbeiterinnen war einer der Gründe für die große Gewinnspanne der Konzessionäre, die in der Regel zugleich Pachteigentümer waren. Die Tabakarbeiterin Vituccia Guida erzählt 1946: „Ich war noch ein Kind, als ich anfang zu arbeiten, mit 12 Jahren kam ich in die Fabrik. Zuerst musste ich die Blätter glätten, dann war ich für die Auslese zuständig.“⁹

Cosimino Ingresso: „In Lecce und Landkreis arbeiteten ungefähr 60.000 Familien in der Tabakindustrie. Der Verdienst war zwar gering, aber ein bisschen etwas brachten sie nach Hause; ein Zubrot zu den anderen Arbeiten als Landarbeiter oder als Wein- und Olivenbauer auf dem bisschen Land, das uns gehörte.“

Vituccia Guida: „In der Fabrik haben alle davon geredet, es hieß, wir müssen streiken und plötzlich war ich mittendrin, bei denen, die den Streik organisiert haben [...] wir wollten höhere Löhne, denn wir haben sehr wenig bekommen, und die Vorsteherinnen haben uns schlecht behandelt und die haben auch ausgewählt, wer wie viele Tage arbeiten durfte, wer mehr, wer weniger als die anderen, und das wollten wir nicht. Manche haben den Vorsteherinnen Geschenke mitgebracht, und die durften mehr arbeiten. Wir haben dafür gestreikt, dass entweder alle arbeiten dürfen oder keine. [...] Wir sind in den Ortsverband gegangen und da war er, Gigi [der kommunistische Abgeordnete Giuseppe Calasso], wir haben ihm alles erzählt und er hat uns geholfen, die Demonstrationen vorzubereiten.“

Cosimino Ingresso: „In Lecce haben hauptsächlich die Tabakarbeiterinnen demonstriert, und nicht die Landarbeiter, denn wir waren ja über das ganze Land verstreut, also vier haben unter einem Eigentümer gearbeitet, fünf unter einem anderen. Die Tabakarbeiterinnen konnte man leichter organisieren, in einer Fabrik arbeiteten 70 bis 80 Frauen. Die haben es richtig gemacht, die haben gleich nach dem Krieg gebrochen, sie waren die ersten. Sie haben als erste verstanden, dass wir etwas ändern können, wenn wir kämpfen.“

Im November 1947 wurde ein nationaler Rahmentarifvertrag für die Tabakarbeiterinnen verhandelt, aber die apulischen Konzessionäre weigerten sich, ihn zu unterschreiben. Im Landkreis Lecce wurde ein 17 Tage andauernder Generalstreik ausgerufen (12. bis 29. November). Die Demonstrationen wurden von den Ordnungskräften niedergeschlagen; es gab viele Verletzte, zwei tote Arbeiter (Maci und Tramacere), unzählige Anzeigen und 25 Festnahmen, hauptsächlich von Gewerkschaftsmitgliedern. Die Streitsache der Arbeiterinnen endete nur scheinbar mit einem Sieg, denn die Gehaltserhöhungen waren sehr gering und das Recht auf Gründung von Betriebsräten kam nie zur Anwendung. Sie erhielten nur die Auszahlung der staatlich festgelegten Familienzulage.¹⁰

Die Widersprüchlichkeit in der Berichterstattung nationaler Zeitungen über die Vorfälle in Lecce spiegelt das durch den Zerfall der Einheitsregierung erzeugte politische Klima wider. *Il Popolo*, die Tageszeitung der *Democrazia Cristiana*, schreibt: „Konflikte in Campi Salentina. Sicherheitskräfte schießen auf Demonstranten, um nicht überwältigt zu werden. Sieben verletzte Carabinieri. Zwei Tote.“ In *L'Avanti!*, einem sozialistischen Blatt, erschien der Artikel „Polizei schießt auf Arbeiter“. Der Artikel schildert die Ereignisse folgendermaßen: „Die Polizei hat ein Massaker verübt; beim ersten Angriff wurden zwei Streikende verletzt; als die Demonstration sich daraufhin immer noch nicht auflöste, eröffnete die Polizei das Feuer; es gab viele Verletzte.“

Auf nationaler Ebene hatte sich die politische Lage verändert: Seit 1947 waren die Linksparteien nicht mehr an der Regierung beteiligt. 1950 spalteten sich von der Einheitsgewerkschaft *Cgil* republikanisch-christdemokratische und laizistisch-reformorientierte Kräfte ab und gründeten die Gewerkschaften *Cisl* und *Uil*.

Nachfolger des kommunistischen Landwirtschaftsministers Fausto Gullo wurde der reiche Großgrundbesitzer Antonio Segni. Der neue christdemokratische Innenminister Mario Scelba ermutigte Polizei und Carabinieri bei den Demonstrationen der Arbeiterinnen und Landarbeiter hart durchzugreifen.¹¹ Kurz nach dem Ausscheiden der Linksparteien aus der Regierung leiteten die Großgrundbesitzer rechtliche Maßnahmen gegen die Landarbeiterkooperativen ein und die Landarbeiter mussten viel von dem Land, das sie während der Jahre 1946/47 erstritten hatten, wieder abgeben.¹²

Das bestätigt der Generalsekretär der *Cgil*, Giuseppe Di Vittorio: „Grundbesitzer und andere reaktionäre Kräfte erkannten, dass mit der neuen Regierung, an der Kommunisten, Sozialisten und andere Linksparteien nicht mehr beteiligt waren, das Ende von Republik und demokratischer Freiheit und die gesellschaftliche Rückkehr zu überkommenen reaktionären Werten eingeleitet werden konnte.“¹³ 1948 gewann die *Democrazia Cristiana* die Wahlen und die Gewerkschaftsbewegung hatte alle Not, die bis dato erkämpften Rechte zu verteidigen.

1949 wurde in Süditalien erneut Land symbolisch besetzt. Am 24. Oktober 1949 besetzten kalabrische Landarbeiter mehrere Großgrundbesitze mit dem Ziel wirtschaftlicher und sozialversicherungsrechtlicher Verbesserungen sowie der Vergabe unbewirtschafteter Flächen. Auf einer Demonstration der Gemeinden Cosenza und Catanzaro waren unter den 14.000 Teilnehmern auch Frauen und Kinder. Die Besetzer rodeten Land und bereiteten es für die Aussaat auf. Zeitgleich wurden unter dem Zuspruch kalabresischer Parlamentsabgeordneter der *Democrazia Cristiana* Einheiten von Scelbas schneller Eingreiftruppe nach Kalabrien geschickt. Am 29. Oktober eröffnete die Polizei in Melissa, nördlich von Crotona gelegen, das Feuer und erschoss drei Landarbeiter.¹⁴ Nach den Ereignissen von

Melissa breitete sich die Landarbeiterbewegung rasch in Kalabrien und ganz Süditalien aus.¹⁵ In ganz Apulien fanden symbolische Landbesetzungen statt und es kam zu Streiks unter verkehrten Vorzeichen, denn, so bestätigt der Historiker Franco De Felice, diese zielten eher darauf ab, „Arbeit zu bekommen, als die Besitzverhältnisse in Frage zu stellen.“¹⁶

Im südlichen Apulien dauerte die längste Besetzung einen Monat (3. Dezember 1949 bis 3. Januar 1950). Das Arneo-Gebiet (im Besitz der Familien Tamburino und Bozzi Colonna) wurde mit Hilfe aller Arbeiter und Arbeiterinnen der Landkreise Lecce, Brindisi und Tarent symbolisch besetzt. Organisiert wurden die Besetzungen in ganz Süditalien, Apulien und Sizilien von lokalen Gruppierungen der Kommunisten und Gewerkschaften. Dies geschah oftmals am Sonntag, so dass tags darauf große Menschenmassen in die von den Landarbeitern ausgewählten Gebiete zogen.¹⁷ Ihren symbolischen Charakter erhielten die Besetzungen auch durch die Tatsache, dass sie öffentlich diskutiert und vorbereitet wurden, die Obrigkeiten also indirekt informiert waren.

In Kalabrien und Apulien wählten die Landarbeiter für die symbolischen Landbesetzungen diejenigen Flächen aus, auf die eine Art Gewohnheitsrecht bestand. Typisch für die Landarbeiterbewegung war der Versuch, Ländereien zurückzugewinnen, die bereits früher gemeinschaftlich genutzt worden waren. Ehemalige Landarbeiter berichten:

Giuseppe Leone: „Wir kannten das Arneo gut. Wir von hier, aus Salice Salentino [Brindisi], waren hier schon immer unterwegs. Im Winter haben wir hier Pilze gesammelt ... Schnecken, und da haben wir immer dieses ganze unbewirtschaftete Land gesehen; wir Landarbeiter haben gleich gesehen, dass das guter Boden ist, und dass es davon sehr viel gibt.“¹⁸

Salvatore Rizzo: „Eines Abends hieß es im Ortsverband der Cgil: ‚Morgen müssen wir ganz früh ins Arneo.‘ Am Morgen, und das war so gegen eins, zwei in der Nacht, haben wir unsere Räder genommen und sind rausgefahren, ganz langsam, mit Laterne, weil man hat ja nichts gesehen, das waren ja alles Schotterpisten. Wir mussten einer hinter dem anderen fahren, an schlimmen Stellen haben wir geschoben, bis wir an eine Stelle gekommen sind, wo wir uns mit anderen Arbeitern aus Veglie [Lecce] getroffen haben. Dann sind wir ins Arneo weitergefahren.“¹⁹

Cosimino Ingresso: „Aus San Pancrazio [Brindisi] kamen so an die 80, 100 Leute, eine Reihe ... gefolgt von drei, vier Karren voller Lebensmittel und anderem Zeug ...“

Salvatore Rizzo: „Wir hatten Unterstützer in den Dörfern, was haben die gemacht? Die haben die Läden abgeklappert und die Familien haben um Lebensmittel gebeten, damit wir den Aufstand fortführen können, damit wir was zum Leben haben, und die haben alles zu uns gebracht. Ich hatte die Aufgabe, eine Holzhütte zu bauen und alles, was uns gebracht wurde, kam da rein und mittags haben wir davon genommen und es verteilt, damit es was zu essen gab, und Wein. Es gab sehr viel.“

Die Landarbeiterbewegung in Süditalien hat die sozialen und politischen Strukturen ganzer Landstriche verändert. Der „Einfall [der Landarbeiter] in die Geschichte“ legte eine seit Jahrhunderten unter dem als typisch südlich erachteten bäuerlichen Bewusstsein aus

atavistischem Misstrauen, Fatalismus und Individualismus begrabene Solidarität frei.²⁰ Zentrum des gemeinschaftlichen Bewusstseins war das Dorf. Hier warfen die Familien alles, was sie besaßen, zusammen; ein Großteil der Bevölkerung unterstützte die Besetzungen.²¹ Diese neu entdeckte Solidarität steht jenen Normen, die der Politologe Edward Banfield später als „amoralischen Familismus“²² definieren wird, diametral entgegen. In nur wenigen Jahren der Landarbeiterbewegung wurde das vertikale, individualistische und klientelistische System ersetzt durch ein neues horizontales, kollektives und politisch reifes Solidaritätsmodell.²³ Die Landarbeiter nahmen aktiv am öffentlichen Leben teil. Dank der Dekrete des Landwirtschaftsministers Fausto Gullo wurden Institutionen erstmals als Garanten einer möglichen sozialen und wirtschaftlichen Besserung gesehen, anstatt wie bisher als weit entfernt, ja sogar feindselig wahrgenommen zu werden.

Salvatore Rizzo: „Damals gab es in den Dörfern nicht genug Holz; wir haben den Boden von der Macchie befreit, und versucht, ihn zu bestellen. Das so gewonnene Holz haben wir in die Dörfer geschickt, damit unsere Familien heizen konnten. Wir wollten dem Land etwas abringen, wenn wir Bäume fällen, dann pflanzen wir auch gleich etwas an [...] Als wir dort waren, war es sehr kalt, wir haben gehofft, dass sich die Situation bald bessert, dass wir ein Stückchen Land bekommen, das waren unsere einzigen Gedanken, aber dann gab es auch Momente, da haben wir mit den Freunden gescherzt, wenn es nichts zu tun gab, man musste die Stunden ja trotzdem totschiagen, am Feuer, alle im Mantel, es war eiskalt, Dezember, also saßen wir alle am Feuer und haben geredet, gelacht, an unsere Familien gedacht ... es gab so viel zu reden!“

Das Eingreifen der Polizei ließ nicht lange auf sich warten, für einige bedeutete das Angst, für andere eine Kraftprobe, für wieder andere Gefängnis.

Salvatore Rizzo: „Jedes Dorf hatte einen Platz, wir aus Salice in der Hütte, die aus den anderen Dörfern waren weiter unten, aus Holz haben wir diese Hütten gebaut. Und für jedes Dorf haben wir an einem riesigen Baum eine rote Fahne gehisst. Eine Fahne für Salice, Veglie, Leverano, Copertino, und tatsächlich kam eines Tages, als ich gerade Holz hackte, ein Polizist und hat gesagt: ‚Los, gehen wir!‘ ‚Wohin?‘ ‚In die Hütte!‘ So wie mich haben sie viele zur Seite genommen, wir waren ja beschäftigt, [...] ‚Wo habt ihr die Waffen?‘ Waffen?! Wir hatten keine Waffen! Nur Arbeitsmittel, wir sind ja nicht zum Kämpfen hergekommen, gegen wen denn? Wir sind da hingegangen, um das Land zu bestellen, wir hatten Arbeitsmittel und damit basta.“

Cosimino Ingresso: „Wir waren zu acht, neunt. Alle haben sie uns mitgenommen auf dem Laster der schnellen Eingreiftruppe und nach Porto Cesario gebracht. Und von Porto Cesario nach Nardò und da haben sie uns eingesperrt, [...] die Zelle war sehr dunkel und gerade mal so hoch wie ich groß und das auch nur in der Mitte, am Rand konnte ich nur gebückt stehen. In der Mitte war ein alter Tisch, und dann immer abwechselnd mal die Beine vertreten.“

Nach fast einem Monat der Besetzung wurde den Landarbeitern 4.800 Hektar Land versprochen. Tatsächlich erhielten sie nur 500 Hektar. Da sie nur sehr wenig Land erhalten

hatten und die Bürokratie beim Zuteilen des Landes sehr langsam war, zogen die Landarbeiter im Jahr darauf erneut in den Kampf. Hinzu kam, dass die Landwirtschaftsreform von 1950 die Gebiete Apuliens nicht mit einschloss. Die symbolischen Landbesetzungen hatten daher auch zum Ziel, die Reform auf diese Region auszudehnen.

Die Besetzung des Arneo: Repression, Prozess, öffentliche Meinung (Dezember 1950 bis Januar 1951)

Die zweite symbolische Besetzung des Arneo begann am 28. Dezember 1950. Dieses Mal schritt die Polizei mit Gewalt ein, um die Besetzung innerhalb kürzester Zeit zu beenden:

Giuseppe Leone: „Die Polizei war nicht sehr fair. Sie haben uns provoziert, aber dann sind die Abgeordneten Giuseppe Calasso und Marino Guadalupi gekommen und haben gesagt: ‚Achtung, Leute! Wenn ihr auch nur einen Stein werft, können sie das als Grund anführen, warum sie auf euch geschossen haben, die bringen euch um, reagiert nicht auf die Provokationen, bleibt ganz ruhig.‘ Einmal haben sie Tränengas eingesetzt, die Leute dachten, sie würden blind davon ... das haben die gedacht! Ich war ja schon beim Militär und habe gesagt: ‚Das ist nichts, gar nichts, nehmt nasses Gras!‘ Weil am Morgen liegt Tau, da ist das Gras nass: ‚Befeuchtet euch die Augen, das ist nichts!‘ Also, das war nicht sehr anständig, Gas einzusetzen.“

Salvatore Rizzo: „Es kam massenhaft Polizei, sie haben uns die Räder weggenommen, sie haben unseren ganzen Proviant verbrannt, haben ihn weit weg geworfen, die Weinflaschen haben sie kaputt gemacht, sie haben alles zerstört.“

Die Unterdrückungsmaßnahmen der Ordnungskräfte richteten sich zunächst gegen die Gewerkschaftsführer, die als „Anstifter zu illegalem Handeln“ galten. Viele von ihnen wurden in den frühen Stunden des 28. Dezember 1950 festgenommen, so heißt es in einer Mitteilung Grimaldis, des Präfekten von Lecce, an den Innenminister Scelba:

„In Folge andauernder Aufhetzung von Seiten der Gewerkschaftsführer strömten heute in den frühen Morgenstunden ca. 1200 Landarbeiter [...] unter Anführung von Gewerkschaftsvertretern in kleinen Gruppen auf Nebenstrecken und Wegen in das Arneo und besetzten das Land symbolisch [...] Im Verlauf der vorigen Nacht nahm der Polizeikommissar von Nardò im Zuge präventiver Maßnahmen drei als Anführer identifizierte Personen in Gewahrsam, die eine Liste mit 300 Namen bei sich führten [...] Am Morgen wurden vier Anführer aus dem Partito Comunista in Gewahrsam genommen, unter ihnen Casalino Giorgio, Sekretär der Cgil im Landkreis. Für den morgigen Tag werden weitere Landbesetzungsversuche erwartet, weshalb angemessene Maßnahmen durch die Polizei in Zusammenarbeit mit den Streitkräften vorbereitet wurden.“²⁴

Die Sichtweise des Präfekten von Lecce findet sich auch in der Tageszeitung *La Gazzetta del Mezzogiorno*.²⁵ Es wird zwar Verständnis für das Elend der Landarbeiter aufgebracht, diese werden aber nicht als eigenständige politische Akteure akzeptiert. Es herrscht die Ansicht, dass die Landarbeiter nicht in der Lage seien, in das politische Geschehen einzugreifen und noch viel weniger, ihren Anspruch auf das Land der Großgrundbesitzer zu formulieren. Noch weniger Akzeptanz fanden die Gewerkschafter als Repräsentanten der Aufständischen: ein Mitspracherecht in den Verhandlungen wurde ihnen nicht eingeräumt. Es oblag allein dem Präfekten, mit den Großgrundbesitzern über die Verteilung der nicht oder schlecht bestellten Felder zu verhandeln. Die Gewerkschafter galten nicht als Sprachorgan für die Forderungen der Landarbeiterbewegung, sondern als Aufwiegler und Unruhestifter aus den Reihen der Linksparteien, die den Konflikt und seine Protagonisten instrumentalisieren und die Landarbeiter zu illegalen Aktionen gegen die legitimen Eigentümer anstiften wollten.

Die Berichterstattung der Tageszeitung *La Gazzetta del Mezzogiorno* fällt regierungsfreundlich aus: stets wird betont, wie umsichtig und rasch die Regierung handelt, um den Konflikt zu Gunsten der Landarbeiter zu lösen; kein Wort hingegen über die Niederschlagung des Aufstandes durch die Ordnungskräfte, deren korrektes Verhalten der „Widerspenstigkeit“ der Landarbeiter gegenübergestellt wird. Stilistisch erinnern diese Artikel an die Briefe des Präfekten von Lecce an das Innenministerium; sie oszillieren zwischen Ironie und Polemik, in der Schusslinie stets Linksparteien und Gewerkschaftsführer. Das liest sich folgendermaßen:

„Diese Besetzungen können unter keinen Umständen mehr hingenommen werden; unabdingbar war das Einschreiten der Ordnungskräfte, die noch am selben Tag die Räumung der illegal besetzten Gebiete veranlasst und dabei einige der gewalttätigsten Männer festgenommen haben, unter ihnen der Sekretär der Cgil im Landkreis, Giorgio Casalino. Es heißt, die Landarbeiter seien heute Morgen unter Führung des Abgeordneten Calasso zurückgekehrt in dem erneuten Versuch, das Gebiet zu besetzen.“²⁶

La Gazzetta del Mezzogiorno interpretiert die Landbesetzung als „demagogischen Trick, um das durchaus erschütterte Schicksal der Gewerkschaft zu mildern“.²⁷ In einer Aufzeichnung der Präfektur vom 2. Januar 1951 heißt es:

„Die aus verschiedenen Gemeinden in das Arneo geströmten Landarbeiter wurden von den Sicherheitskräften unter Leitung des stellvertretenden Polizeipräsidenten entfernt. Von den Streitkräften und der Polizei verfolgt flüchteten die Besetzer querfeldein; 22 Landarbeiter wurden verhaftet; beschlagnahmt wurden 64 Räder und 4 Fahnen, davon zwei rote mit der Aufschrift ‚Widerstandsbündnis Tagelöhner und Landarbeiter Copertino‘, sowie der von kommunistischen Organisationen gestellte Proviant [...] die in den zurückliegenden Tagen errichteten Baracken wurden zerstört [...] Die Besetzer sind nach der Säuberungsaktion durch die Ordnungskräfte in ihre Heimatgemeinden zurückgekehrt.“²⁸

Mit den Inhaftierungen vom 3. Januar beendete die Polizei die Demonstrationen im Arneo, aber die Woche intensiver Kämpfe hallte nach und führte schließlich mit den Artikeln Giovanni Modesti in *Il Paese* und *Paese sera* (Rom) und Vittorio Bodinis in *Omnibus* (Mailand) zum nationalen Aufstand.²⁹

Giovanni Modesti beschreibt in seinen Artikeln eine gereifte Landarbeiterbewegung, die mit Unterstützung aller Arbeiter und Arbeiterinnen um die Ausübung demokratischer Rechte sowie den wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung kämpft, dabei aber Repressionen von Anhängern des faschistischen Erbes ausgesetzt ist. Vittorio Bodini zeichnet in seinen poetischen Artikeln die Ereignisse nach, die zum Aufstand der Landarbeiter geführt haben. Dieser wurde von der Überzeugung getragen, dass die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Region nur durch sichere Arbeitsplätze und durch ein einheitliches landwirtschaftliches Reformprojekt erreicht werden könne.³⁰

Die kritische Berichterstattung über die gewaltsame Niederschlagung des Aufstands durch die Ordnungskräfte und über die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Landarbeiter führte zu einer angeregten Debatte, an der auch Innenminister Scelba teilnahm. So heißt es in *Il Paese* vom 4. Januar:

„Die Polizeiaktion hatte zum Ziel, die Landarbeiter ein für alle Mal von unbewirtschafteten Landflächen zu vertreiben. Die Polizei wurde aus der Luft vom Militär unterstützt, es bestand Funkkontakt zur schnellen Eingreiftruppe, die aus einem Zug von zwölf Wagen bestand. Gestern gegen 14 Uhr sichteten die Bauern die Militärmaschine auf Erkundung im Tiefflug über den besetzten Gebieten. Nach ungefähr 15 Minuten fiel eine große Zahl an motorisierten Kräften ein und umzingelte blitzschnell das kleine Grüppchen Männer, das sich zu diesem Zeitpunkt vor Ort befand. Dieser wütende Angriff war der Auftakt zu einer Reihe vandalischer Polizeiaktionen, die darin endeten, dass 200 Fahrräder aus dem Besitz der Landarbeiter, die zum besagten Zeitpunkt mit Pflügen beschäftigt waren, zerstört, ihre Kleidung und persönlichen Gegenstände mit Benzin überschüttet und verbrannt wurden. Außerdem zerstörten die Mitglieder der schnellen Eingreiftruppe große Mengen an Nudeln, Brot, Wein und anderen Lebensmitteln, die die salentinische Bevölkerung³¹ zum Zeichen der Solidarität mit den Arbeitern des Arneo gesammelt hatte.“³²

Auf *Il Paese* folgte *Il Paese sera* mit einem beißenden Artikel von Giovanni Modesti mit dem Titel: „Im Kreis Lecce ist der Krieg ausgebrochen“. Darin malt sich der Autor aus, wie der Polizeipräsident von Lecce die Aktion zur Unterdrückung des Landarbeiteraufstands per Funk befiehlt.³³ Aufmacher waren in beiden Blättern die Nachrichten über die Besetzung, gefolgt von tiefgründigen, detaillierten Reportagen über die Situation der Landarbeiter in dem Gebiet.³⁴ Gegen den Journalisten Giovanni Modesti und seinen Herausgeber Fausto Coen wurde Anzeige erstattet wegen Verbreitung von Unwahrheiten und Störung der öffentlichen Ordnung. Die Anzeige wurde begründet mit der Falschmeldung, die Luftwaffe habe an der Räumungsaktion teilgenommen. Beide Journalisten wurden vom römischen Gericht freigesprochen.

Wie aufgeheizt die politische Debatte in jenen Jahren war, zeigen die konträren Kommentare in den Tageszeitungen *Il Paese* und *Gazzetta del Mezzogiorno*:

Il Paese: „Die Landarbeiter des Salento schreiben seit einiger Zeit wunderschöne Seiten in der Geschichte der Arbeiterbewegung. Es gab viele Tote zu beklagen, Opfer der todbringenden Hetze einer kirchentreuen Regierung; viele sitzen ein, andere müssen vielleicht noch ins Gefängnis. Aber ihr Kampf – das kann man ruhig so sagen – wird die schönste Seite unseres neuen Risorgimento.“

La Gazzetta del Mezzogiorno: „Das marxistische Abenteuer im Arneo – tausende Landarbeiter wurden Opfer extremistischer Propaganda – ist gestern dank des tatkräftigen und zugleich menschlichen Einschreitens der Ordnungskräfte beendet worden. Diese sind nach erfolglosen Verhandlungen mit unnachgiebigen Rädelsführern zur Tat geschritten. Die Landarbeiter haben die Flucht ergriffen, ihre Fahrräder zurückgelassen, die Baracken in Brand gesteckt. [...] Es ist wieder Ruhe eingekehrt im Arneo, was aber nicht heißen muss, dass die unbewirtschafteten Flächen dies auch bleiben sollen, ganz im Gegenteil, man darf darauf hoffen, dass sie den Landarbeitern unter Einhaltung der gesetzlichen Richtlinien anvertraut werden; diese sehen die Zuweisung des Bodens auf Antrag bei den zuständigen Behörden vor.“³⁵

Nach Beendigung der Besetzung wies der Präfekt von Lecce vier Landarbeiterkooperativen 295 Hektar Land zu, das von Großgrundbesitzern der Region freigegeben worden war.³⁶

Ende Januar jedoch lagen bereits mehrere Festnahmen und Anzeigen vor und die Abgeordneten Calasso, Di Donato, Semeraro Santo, La Torre und Guadalupi baten Innenminister Mario Scelba im Parlament zu intervenieren, um die Hintergründe für die Festsetzung der Arbeiter in Erfahrung zu bringen. Unter den Inhaftierten befanden sich viele Gewerkschaftsführer und der Sekretär der Cgil im Landkreis, Giorgio Casalino, sowie der Sekretär des *Partito Comunista* im Landkreis, Giovanni Leucci.³⁷

Den Gewerkschaftern wurde öffentliche Aufforderung zu strafbaren Handlungen vorgeworfen, sowie willkürliche Besetzung von Gebieten, schwere Sachbeschädigung, Volksverhetzung und politische Subversion. Der Bericht des Präfekten von Lecce an den Innenminister über die Festnahme von Giovanni Leucci zeigt die politischen Hintergründe der Festnahme:

„Leucci, glühender Verfechter der kommunistischen Ideologie, ein Charismatiker, der die Massen aufzuhetzen weiß, ist bereits im Vorfeld der illegalen Handlungen im Arneo als Aufwiegler und Anführer der Landarbeiter aufgefallen. Er hat die Kampagne von langer Hand vorbereitet und öffentliche Versammlungen und Treffen an lokalen Gewerkschaftssitzen und Ortsverbänden des Partito Comunista zu propagandistischen Zwecken missbraucht. Auf diesen Treffen stachelten Leucci und andere, mittlerweile inhaftierte Gewerkschaftsvertreter die Landarbeiter zu strafbaren Handlungen an. Der oben erwähnte Leucci wird als gefährliches Element für die demokratische Ordnung des Staates eingestuft; [...] Leucci, von Beruf Herrenfriseur, hat vor Antritt seines politischen Amtes eine Vorbereitung an der Schule des Partito Comunista in Bologna absolviert.“³⁸

Die Cgil wies den Landwirtschaftsminister Antonio Segni darauf hin, dass die Besetzung des Arneo zusammenhänge mit der unzureichenden Anwendung des Gesetzes über die

Zuweisung unbewirtschafteter Flächen an die Bauernkooperativen und mit dem Ausschluss Apuliens von der mit dem Gesetz „Stralcio“ verabschiedeten Landwirtschaftsreform. Sie bat, den Fall der inhaftierten Arbeiter und Gewerkschafter zu untersuchen und dabei die zutiefst sozialen und wirtschaftlichen Motive, die dem Kampf gegen die Unterdrückung der Landarbeiter zu Grunde lagen, zu berücksichtigen.³⁹

Der Strafprozess gegen 60 Arbeiter, die für die Straftaten während der willkürlichen Besetzung der Ländereien im Arneo verantwortlich gemacht wurden, wurde am 17. April 1951 in Lecce eröffnet.⁴⁰ Als Verteidiger trat eine Gruppe von Anwälten auf, darunter Ex-Landwirtschaftsminister Fausto Gullo und die Abgeordneten Mario Assennato (*Partito Comunista*), Mario Marino Guadalupi und Lelio Basso (beide *Partito Socialista*). Die Verteidigung stützte sich auf Artikel 42 und 44 der italienischen Verfassung, in denen erstens geregelt ist, dass Eigentum verpflichtet und sein Gebrauch dem Wohle der Allgemeinheit dienen soll, und dass zweitens Eigentum vom Gesetz geschützt wird. Jedoch sieht das Gesetz zum Zwecke der sozialgerechten Bodennutzung und gerechter gesellschaftlicher Strukturen auch Pflichten und Auflagen für private Grundbesitzer vor, begrenzt die endlose Erweiterung und verpflichtet zur Umgestaltung von Großgrundbesitz. Zusätzlich wurde Artikel 4 der italienischen Verfassung zitiert, in dem die Republik allen Bürgern das Recht auf Arbeit garantiert und die Bedingungen nennt, die der sinnvollen Umsetzung dieses Rechts vorauszusetzen sind. Nach dem Verweis auf die Grundprinzipien der Verfassung bestritt die Verteidigung, dass die willkürliche Invasion der Ländereien Dritter zum Zwecke der Besetzung oder persönlichen Bereicherung (Artikel 633 des Strafgesetzbuchs) erfolgte. Besonders die Plädoyers der Abgeordneten Gullo und Basso wiesen auf die Diskrepanz zwischen der juristischen Tradition des faschistischen Kodex Rocco und der neuen republikanischen Lesart hin. Die Landbesetzung durch 3.000 Aktivisten war eine symbolische Aktion, um die Regierung auf die Situation im Arneo und auf die dramatische Arbeitssituation der Landarbeiter aufmerksam zu machen. Und so kam es auch, dass die Regierung die Agrarreform in Folge der symbolischen Landbesetzungen auf die Landkreise Brindisi, Tarent und Lecce ausgeweitet hat. Am Ende mussten die Grundbesitzer zugeben, keinen Schaden erlitten zu haben. Der Carabinieri, der ausgesagt hatte, dass er angegriffen worden war, musste zugeben, dass er gefallen war und Hilfe von einem Gewerkschafter erhalten hatte.

Die Gewerkschafter wurden hauptsächlich von Fulvio Rizzo verteidigt. Er erinnert sich an sein Plädoyer:

„Diese Herren, Gewerkschafter, werden bezeichnet als Unruhestifter, als Urheber und Antreiber dieser Demonstration, von der es heißt, sie sei illegal gewesen. Die Gewerkschaften sind ein historisches Diktat, eine soziale Notwendigkeit [...] die eigentliche Aufgabe eines jeden Gewerkschaftsführers ist nicht allein die Organisation der Arbeiterbewegung, sondern vielmehr die Aufklärung der Arbeiter über ihre Ansprüche und über die im geltenden Recht zulässigen Forderungen, sowie darüber, welche Ansprüche durch Nachfolgegesetze entstehen könnten. [...] Die Gewerkschafter haben diesen Herren erklärt, dass es angebracht wäre, die Begünstigungen und Regelungen der Agrarreform auf den Landkreis Lecce auszuweiten, sie haben keine Straftat begangen, sie haben niemanden aufgewiegelt, sie haben nur ihre Pflicht getan, das, was getan werden musste.“⁴¹

Fausto Gullo verweist dann auf das Streikrecht, das garantiert werden müsse, und unterstreicht in seinen in Auszügen von Vittorio Bodini wiedergegebenen Ausführungen:

„Es ist absurd, von einem Angriff auf das Eigentumsrecht zu sprechen [...] dann gäbe es eine unerträgliche juristische Ungleichbehandlung von Landarbeitern und Fabrikarbeitern: erstere besetzen unbewirtschaftetes Land, um auf genau dieses Problem aufmerksam zu machen und um das Land produktiv nutzen zu können, letztere besetzen die Fabriken, um zu verhindern, dass sie geschlossen und somit unproduktiv werden: beide Parteien besetzen etwas, das ihnen nicht gehört, um diese berühmte Sozialfunktion von Eigentum und das Recht auf Arbeit zu verteidigen. Würden die Landarbeiter verurteilt und die Fabrikarbeiter freigesprochen, verfele die Gesetz-sprechung in eine schreckliche Absurdität und bekräftigte die Unterordnung der Landarbeiter nicht nur unter ihre Arbeitgeber, sondern auch unter ihre Arbeitskollegen aus der Industrie. Und da der Norden industrialisiert ist und der Süden ein Bauernstaat, schiene es, als ob die Unterlegenheit des Südens qua Gesetz legitimiert sei.“

Das Gericht folgte der Verteidigung in ihrer Argumentation grundlegend und sprach 35 Angeklagte frei; 25 Angeklagte wurden zu einem Monat Haft auf Bewährung und der Zahlung von 6.000 Lire verurteilt. Vittorio Bodini schließt seinen Artikel über den Prozess wie folgt:

„Mit dem Wort ‚Fahrrad‘ endet der Prozess wie ein Drama, in dem die letzten Worte immer deutlich auf das Hauptmotiv verweisen. Ab morgen werden wieder 63 Fahrräder durch das Salento-Gebiet rollen. Räder, die man sich so nicht vorstellen kann, die man so noch nicht gesehen hat; Räder wie Skelette, die nur noch von ein bisschen Schnur zusammengehalten werden: Rahmen aus Tischen, Sättel ohne Form, verrostete Lenker und Reifen, Pedale, die wie die Kurbel eines Brunnens quietschen. Diese metaphysisch-trostlosen Räder müssen eine Seele haben.“⁴²

Die Agrarreform wurde also auf das Arneo-Gebiet angewandt, aber es wurden hauptsächlich jene trockensten, steinigsten Landstriche abgegeben, von denen der Landwirtschaftsinspektor sagte, sie seien auf Grund „ihrer spezifischen geologischen Beschaffenheit und in Verbindung mit den geringen Niederschlägen“ nicht geeignet, den Arbeiter an sein Land zu binden; „sollten ihn äußere Notwendigkeiten doch dazu zwingen, wird er immer in armseligen Umständen leben.“⁴³ Nur in Einzelfällen ergänzte der Staat die Landübergabe mit einem Bodenaufbereitungsprogramm.

Salvatore Rizzo: „1954 habe ich einen Hektar und 9 Ar erhalten. Wir haben so viel gearbeitet! Wir haben massenhaft Steine rausgeholt [...] die eine Hälfte ist Macchie, die andere Olivenbäume. [...] Es gab die Agrarreform, aber die Democrazia Cristiana hat alles an ihre Freunde verteilt, denen haben sie ein Haus gebaut, sie haben ihnen Kühe, Pferde, oder irgendwas anderes hingestellt, damit die anfangen konnten; wir mussten alles alleine machen.“

Giuseppe Leone: „Guagnano hatte 6.000 Einwohner, 1.000 sind nach Deutschland emigriert, fast alles Linke.“

Diese Aussagen zentraler Gestalten des Konflikts antizipieren die zukünftigen Ereignisse in Süditalien. Sie sind Ausdruck eines erbarmungslosen Urteils über eine halbherzige, klientelpolitische Agrarreform, die zum Hauptgrund für die Emigration der Landbevölkerung werden sollte.

Anmerkungen

- 1 Cosimino Ingresso, geboren in Guagnano, Landkreis Lecce, am 30. Mai 1926, seit 1949 über dreißig Jahre Parteisekretär des Partito Comunista von Guagnano und Sekretär der Abteilung für Landarbeiter der CGIL von 1950 bis 1974. Alle angeführten Interviews befinden sich im Archivio Gianni Bosio in Rom. Die Interviews sind nahezu vollständig abgedruckt in: Grazia Prontera, *Una Memoria Interrotta, lotte contadine e nascita della democrazia nel Mezzogiorno, il Salento 1944–1951*, Lecce 2004.
- 2 Stefano Musso, *Storia del Lavoro in Italia, dall'unità a oggi*, Marsilio, Venezia 2002, 175–207.
- 3 Camillo Daneo, *Breve storia dell'agricoltura italiana. 1860–1970*, Milano 1980, 152.
- 4 Claudio Pavone, *Appunti sul problema dei reduci*, in: Nicola Gallerano (Hg.), *L'altro dopoguerra*, Roma e il sud 1943–1945, Milano 1985, 89–106.
- 5 Anna Rossi-Doria, *Il ministro e i contadini. Decreti Gullo e lotte nel Mezzogiorno 1944–1949*, Roma 1983, 32.
- 6 Marcello Flores/Nicola Gallerano, *Sul PCI un'interpretazione storica*, Bologna 1992, 183; vgl. Adolfo Pepe, *La Cgil e la costruzione della democrazia*, in: Ders. (Hg.) *Storia del Sindacato in Italia nel '900*, Roma 2001.
- 7 Vgl. Piero Bevilacqua, *Breve storia dell'Italia Meridionale dall'ottocento a oggi*, Roma 1997.
- 8 Vincenzo Santoro/ Sergio Torsello (Hg.), *Tabacco e tabacchine nella memoria storica*, Lecce 2002.
- 9 Vituccia Guida, geboren in Copertino, Landkreis Lecce, am 31. März 1916. Tabakarbeiterin, Aktivistin des Partito Comunista von Carmiano, seit 1946 Mitglied des Verbandes der Tabakarbeiterinnen von Carmiano.
- 10 Salvatore Coppola, *Il movimento contadino in Terra d'Otranto (1919–1960)*, Lecce 1992, 118–119.
- 11 Cfr. G. C. Marino, *La repubblica della forza. Mario Scelba e le passioni del suo tempo*, Milano 1995.
- 12 Paul Ginsborg, *Storia d'Italia dal dopoguerra ad oggi*, Torino 1996, 97.
- 13 Michele Magno, *La Puglia tra lotte e repressioni*, Bari 1988, 73–74.
- 14 Ginsborg, *Storia d'Italia dal dopoguerra a oggi*, 96–101; Piero Bevilacqua, *Le campagne del Mezzogiorno tra fascismo e dopoguerra. Il caso della Calabria*, Torino 1980, 447–456.
- 15 Giovanni Mottura/ Umberto Ursetta, *Il diritto alla terra. Partito di massa e lotte agrarie: Calabria 1943–1950*, Milano 1981; Maurizio De Vitis, *Riforme agrarie e movimento contadino nel Mezzogiorno d'Italia (1944–1950)*, Lecce 1998.
- 16 Franco De Felice, *Il movimento bracciantile in Puglia nel II dopoguerra (1947–1969)*, in: Ders. (Hg.), *Campagne e movimento contadino nel Mezzogiorno d'Italia dal dopoguerra ad oggi*, Bd. I, Bari 1979, 153–414, hier 291.
- 17 Giuliana Saladino, *Terra di rapina*, Palermo 2001.
- 18 Giuseppe Leone, geboren in Guagnano, Landkreis Lecce, am 5. März 1925, lokaler Gewerkschaftsführer der Cgil von Guagnano und seit 1946 Mitglied des Partito Comunista.
- 19 Salvatore Rizzo, geboren am 21. Dezember 1929 in Salice Salentino, Landkreis Lecce. Seit 1951 Mitglied des Partito Comunista und von 1951 bis 1961 Sekretär der Jugendabteilung des Partito Comunista von Salice Salentino.
- 20 Der Anthropologe Ernesto De Martino beschäftigte sich in *Sud e Magia* und *La terra del rimorso* mit den Traditionen der ländlichen Bevölkerung der symbolisch besetzten Gebiete. Vgl. Ernesto De Martino, *Sud e Magia*, Milano 1959 und ders., *La terra del Rimorso*, Milano 1961.

- 21 Gabriella Gribaudo, Mito dell'eguaglianza e individualismo: un comune del Mezzogiorno, in: Gloria Chiarenese/Guido Crainz/Gabriella Gribaudo (Hg.), *Italia 1945–1950, Conflitti e trasformazioni sociali*, Milano 1985, 455–564.
- 22 Vgl. Edward C. Banfield, *Una comunità del Mezzogiorno*, il Mulino, Bologna 1958.
- 23 Vgl. Anna Rossi-Doria (Hg.), *La fine dei contadini e l'industrializzazione in Italia*, Cosenza 1999.
- 24 Archivio di Stato di Lecce, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.
- 25 Die Artikel über die Besetzungen im Gebiet Lecce stehen meist auf den Seiten 5 oder 6 in *La Gazzetta del Mezzogiorno*, im Teil „Nachrichten aus Lecce“. Alle Artikel sind gezeichnet E. Scar. Fer.
- 26 Occupazioni di terre nel comprensorio dell'Arneo, in: *Gazzetta del Mezzogiorno*, 30.12.1950.
- 27 Le occupazioni di terre all'Arneo, in: *Gazzetta del Mezzogiorno*, 2.1.1951.
- 28 Archivio di Stato di Lecce, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.
- 29 *Omnibus* war das erste italienische Klatschblatt. Die wöchentlich vom Verlag Rizzoli (Mailand) herausgegebene Illustrierte erschien erstmalig im März 1937 unter der Chefredaktion von Leo Longanesi; sie bestand aus zwölf Seiten Politik und Literatur in Verbindung mit zeitgenössischer Fotografie. Von 1939 bis 1946 erschien das Blatt nicht. Vittorio Bodini veröffentlichte folgende Artikel über das Arneo-Gebiet: *Laereoaplano fa la guerra ai contadini*, 4. Februar 1951, und *Arneide ultimo atto*, 20. Mai 1951, unter Chefredakteur Giovanni Titta Rosa. Vgl. Piero Albonetti/Corrado Fanti, Longanesi e Italiani, Faenza 1993.
- 30 Vittorio Bodini (geb. Lecce 1914 – gest. Roma 1970), Dichter und Übersetzer, studierte Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre Literaturwissenschaft in Florenz. Dort lernte er Eugenio Montale, Carlo Gadda und Vasco Pratolini kennen und stellte Kontakt her zwischen den liberal-sozialistischen Organisationen Apuliens und dem florentinischen Antifaschismus. Über sein Leben und Werk: Oreste Macrì, Vittorio Bodini. *Tutte le poesie*, Mondadori, Milano 1983; Fabio Grassi (Hg.), Vittorio Bodini, *I fiori e le spade, scritti civili (1931–1968)*, Bari 1984; Antonio Lucio Giannone (Hg.), Vittorio Bodini, *Barocco del sud, racconti e prose*, Lecce 2003.
- 31 Salento bezeichnet das Gebiet zwischen Brindisi, Lecce und Tarent, eingekeilt von Adriatischem und Ionischem Meer. Bis 1915 hieß dieses Gebiet Terra d'Otranto.
- 32 Automezzi della Celere e un aeroplano impiegati contro i contadini del Salento, in: *Il Paese*, 4.1.1951.
- 33 È scoppiata la guerra in provincia di Lecce, in: *Paese Sera*, 5.1.1950.
- 34 I contadini del Salento hanno giurato che quella terra non resterà più nuda, in: *Il Paese*, 5.1.1951; All'Arneo la polizia ha stabilito lo stato d'assedio ma i contadini sono rimasti a presidiare le terre incolte, in: *Il Paese*, 6.1.1951; La fertile terra del Salento sbarrata ai contadini da cartelli con la dicitura: „Riserva di caccia“, in: *Il Paese*, 9.1.1951; Ufficiali dell'esercito impiegati nelle repressioni poliziesche dell'Arneo, in: *Il Paese*, 10.1.1951; Tutta la proprietà dei Tamborrino è coperta di macchie e di erbacce, in: *Il Paese*, 11.1.1951.
- 35 Fine dell'avventura dell'Arneo, in: *Gazzetta del Mezzogiorno*, 5.5.1951.
- 36 Präfekt Grimaldi, Antwort auf „Esposito della Confederterra circa provvedimenti per le terre incolte del comprensorio dell'Arneo“, an das Landwirtschaftsministerium, 19.2.1951, Archivio di Stato di Lecce, Fondo prefettizio, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.
- 37 Parlamentarische Anfrage vom 26.1.1951, Archivio di Stato di Lecce, Fondo prefettizio, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.
- 38 Präfekt Grimaldi, Bericht an Innenminister Scelba über die Festnahme von Giovanni Leucci, 24.1.1951, Archivio di Stato di Lecce, Fondo prefettizio, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.
- 39 Präfekt Grimaldi, Antwort auf „Esposito della Confederterra circa provvedimenti per le terre incolte del comprensorio dell'Arneo“, an das Landwirtschaftsministerium, 19.2.1951, cit.
- 40 Der Strafprozess wurde „Mellone und andere“ betitelt, nach dem ersten festgenommenen Gewerkschaftsführer, Salvatore Mellone aus Nardò; er fand statt vom 17. bis zum 24. April 1951 vor dem Geschworenengericht in Lecce.
- 41 Fulvio Rizzo, geboren in Tricase, Landkreis Lecce, am 5. Februar 1917, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Führungsmitglied der Sozialistischen Partei in Lecce, 1948 war er Präsident des Fronte Popolare im Landkreis, Sekretär des Gewerkschaftsbundes von Lecce und Verteidiger im Prozess „Mellone und andere“, Interview vom 23. Dezember 2001.

- 42 Arneide ultimo atto, in: Omnibus, 20. Mai 1951.
- 43 Bericht des Landwirtschaftsinspektors an den Präfekten von Lecce: Circa la situazione del comprensorio dell'Arneo, 7.1.1951, Archivio di Stato di Lecce, Fondo prefettizio, Categoria 28, Fascicolo 3418, Busta 290: Occupazioni delle terre nella provincia di Lecce/Landbesetzungen im Landkreis Lecce.

Mikrogeschichte und Oral History

Das Projekt *MenschenLeben* – Erzählebenen
lebensgeschichtlicher Interviews und Fragen der Auswertung
in der Sekundäranalyse

Mikrogeschichte und Oral History

Im Zuge des Aufbrechens des historiografischen Theorie- und Methodenkanons in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts strebten Forscher/-innen nach einer „complete revision of existing tools of research“¹. Die Mikrogeschichte als eine dieser Innovationen postulierte nicht mehr den Blick durch das Teleskop auf die Gesellschaft, sondern griff zum Mikroskop, um sich dem Menschen und seiner Umwelt analytisch zu nähern.² Den Fokus dieser Vergrößerung des Maßstabs³ bilden Individuen und kleine Räume. „Es gehe jetzt darum, die Menschen, und insbesondere die ‚kleinen Leute‘, die bisher aus der Geschichte ausgeblendet worden seien, in die Geschichte einzubeziehen“, so Georg G. Iggers.⁴ Anhand der von den Menschen hinterlassenen und greifbaren Ego-Dokumente werden die Biografien und Lebenswelten früherer Epochen sowohl im sozialen und sozial-kommunikativen als auch im geografischen Sinne rekonstruierbar.⁵

In dieser Suche nach der/dem Einzelnen in der Geschichte und den Möglichkeiten der induktiven Verallgemeinerung gewonnener Erkenntnisse überschneidet sich der Zugang der Mikrogeschichte mit jenem der Oral History. Wenngleich die wissenschaftliche Tradition der mündlichen Befragung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im angelsächsischen Raum bis in die 1920/30er Jahre zurückreicht, hat ihre Etablierung in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ab den 1970er Jahren eine ähnliche intellektuelle Grundlage wie jene der Mikrogeschichte, wobei die Oral History stärker auf Aspekte der Alltags-, Geschlechter- und Regionalgeschichte abzielte: die ‚Meistererzählungen‘ der ‚großen Geschichte‘ sowie die sozialwissenschaftlichen Paradigmen zu überwinden und dadurch den Menschen die Sprache und Deutungshoheit über ihr eigenes Dasein zurückzugeben; sie in der Geschichte sichtbar zu machen, indem die/der Einzelne aus den Strukturen herausgehoben wird bzw. die Wechselwirkungen zwischen den Individuen und den gesellschaftlichen Strukturen analysiert werden.⁶ Dass diese Wahlverwandtschaft der Methoden ihr Fundament in einem politisch linken Verständnis hat und beide Neuerungen sich zunächst mit heftigen akademischen Legitimationszwängen gegenüber den etablierten Zugängen konfrontiert sahen, sei nur am Rande in Erinnerung gerufen.

In der Praxis der beiden Forschungsfelder haben sich unterschiedliche Fokusse herausgebildet. Während das Gros der mikrogeschichtlich Arbeitenden seinen Schwerpunkt in der (Frühen) Neuzeit ansiedelt,⁷ ist Oral History *qua natura* in der Zeitgeschichte – im

klassischen Rothfels'schen Sinn als die „Epoche der Mitlebenden“⁸ verstanden – verortet. Arbeitspraktische Grundlage der Oral History bildet das *tool* des technisch aufgezeichneten Interviews, das in der wissenschaftlichen Analyse getätigte Aussagen reproduzierbar und damit verifizier- oder falsifizierbar macht. Ähnlich der Mikrogeschichte gilt auch für die Oral History, dass sie ihren Blick von der mit dem Teleskop eingefangenen und untersuchten anonymen Masse abwendet und ihn hin zur mikroskopischen Schau auf die Einzelperson richtet. Hinzu kommt jedoch, dass sich die Forscherin bzw. der Forscher in diesem Prozess dialogisch mit der interviewten Person auseinandersetzt, somit an der Entstehung der Quelle teilhat und ergo die Sphäre der in den Geschichtswissenschaften lange Zeit als unbedingt anzustrebend erklärten wissenschaftlichen Objektivität verlässt. Diese doppelte Subjektivität der Interviews – hier die Erfahrungswelten der interviewten Person, da die Beeinflussung der Gesprächssituation durch die interviewende Person – ließ in den Anfangsjahren viele Fachvertreter/-innen am Wert der Oral History als adäquate wissenschaftliche Methode zweifeln.⁹ Ähnlich der Mikrogeschichte konnte jedoch auch sie ihren Standpunkt klar vertreten und sich in den zurückliegenden Jahrzehnten als eigenständige Forschungsdisziplin durchsetzen.

In der alltäglichen Praxis der Oral History entsteht die überwiegende Mehrzahl an Interviews in einem bestimmten Forschungskontext und wird explizit auf eine definierte Fragestellung hin geführt. Unterschiedliche Gesprächsmodi, von Experteninterviews, standardisierten bzw. semi-standardisierten Befragungen über leitfadenzentrierte Gespräche bis hin zu lebensgeschichtlichen Erzählungen und narrativen Interviews, erfordern unterschiedliche Interviewsettings und führen dadurch zu unterschiedlichen Ergebnissen. Das Erkenntnisinteresse bestimmt dabei die Wahl des Zugangs.

Das Interview, in welcher Ausprägung auch immer, stellt auch in zeitgeschichtlich ausgerichteten mikrogeschichtlichen Studien ein wichtiges *tool* dar, ermöglicht es doch eine intensive Auseinandersetzung mit Lebensweisen und Lebenswelten der Menschen quer durch die Jahrzehnte und bietet zudem die Möglichkeit der Rückfrage und Vertiefung. Es bleibt einer anderen Arbeit vorbehalten, die Schnittmenge von (frühen) Oral-History-Projekten und mikrogeschichtlichen Studien sowie die jeweiligen methodisch-theoretischen Grenzziehungen und Befruchtungen aufzuarbeiten.¹⁰ Die Beiträge in diesem Band von Franz Pötscher über die Lebenswelten rund um das KZ Mauthausen und von Nikolas Perzi über die österreichisch-tschechische Grenzregion können stellvertretend für dieses Oszillieren zwischen den Methoden genannt werden. In diesen Einzelaspekte fokussierenden Gesprächen wird entsprechend den für die Forschungen zur Verfügung stehenden Ressourcen eine bestimmte Anzahl an Personen interviewt, deren Auswahl sich an der Fragestellung der Studie orientiert. Der Typus des Leitfadeninterviews garantiert in diesen Arbeiten eine möglichst intensive und detaillierte Erzählung sowohl in Oral-History-Interviews als auch in Gesprächen im Rahmen von mikrogeschichtlichen Studien.

Abgesehen von diesen themenzentrierten Befragungen werden zunehmend umfangreiche Interview-Sammlungen angelegt und in öffentlich zugänglichen Archiven gesichert. Derartige Projekte haben sich primär der Erhebung und Bewahrung von Lebensgeschichten verschrieben und weisen daher nicht zwingend einen einheitlichen inhaltlichen Hintergrund auf. Sie sind bemüht, dem mit dem Tod von Menschen verbundenen Verlust von Lebenserfahrung und Lebenspraktiken vorzubeugen, indem deren Erzählungen konserviert werden. Eine unmittelbare Auswertung des erhobenen Materials nach

Abschluss der Interviewphase ist wegen dieses Gedankens des Bewahrens zu Projektbeginn noch nicht zwingend eingeplant. Für spätere Forschungsvorhaben bedeutet dies, dass Wissenschaftler/-innen auf bereits bestehende Interviews zurückgreifen, wodurch sie die Unmittelbarkeit der Gesprächssituation verlieren und mit einer im wahrsten Sinne des Wortes ‚klassischen‘ Quelle arbeiten. Dennoch liegt ein besonderer Reiz in dieser Annäherung, erlaubt sie doch anhand von Originaltönen ein noch weiter zurückreichendes Eintauchen in die Geschichte.

Bekanntestes Beispiel dieser prioritären Sammlung von Lebensgeschichten ist wohl das von Steven Spielberg initiierte *Visual History Archive* des *USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education*, das in den 1990er Jahren mehr als 52.000 Interviews mit Opfern der nationalsozialistischen Rassenideologie videografisch aufgezeichnet hat. Erst einige Jahre nach Durchführung der Gespräche und ihrer archivarischen Aufarbeitung wurden die Interviews an der *University of South California* und an der *Freien Universität Berlin* zugänglich gemacht und für unterschiedliche Projekte genutzt.¹¹ In Österreich führte das vom Bundesministerium für Inneres finanzierte *Mauthausen Survivors Documentation Project* (MSDP) von 2001 bis 2003 über 800 Audio- und Videointerviews mit ehemaligen Häftlingen des Konzentrationslagers Mauthausen in ganz Europa, Israel und den USA durch. Das seit 2007 laufende MSDP-Anschlussprojekt *Mauthausen Survivors Research Project* (MSRP) verwendet diese Gespräche und wertet sie inhaltlich aus.¹²

Dieser Sammlungstradition sieht sich auch das am *Technischen Museum Wien mit Österreichischer Mediathek* angesiedelte Oral-History-Projekt *MenschenLeben* unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz verpflichtet. Ziel des Projekts ist die Schaffung eines umfangreichen Bestandes von lebensgeschichtlichen Interviews im Archiv der Österreichischen Mediathek. Inhaltlich bieten die Gespräche einen breiten Querschnitt durch die österreichische Bevölkerung, indem Menschen unterschiedlichen Alters und Berufs, unterschiedlicher Herkunft, Religion, Sozialisation etc. geschulten Interviewerinnen und Interviewern in mehrstündigen Gesprächen ihr Leben erzählen. Die Interviews vermitteln somit nicht nur einen Einblick in die ‚österreichischen Lebenswelten‘ von der Monarchie bis zur Gegenwart, sondern machen direkt über die Erzählungen der Interviewten und indirekt über die Auswertung der Gespräche den Wandel in unterschiedlichen Lebensbereichen sichtbar und nachvollziehbar. Eine Primärauswertung der Gespräche ist auf Wunsch des philanthropischen Sponsors des Projekts nicht geplant, sodass *MenschenLeben* primär Quellenproduzent für wissenschaftliche Sekundäranalysen unterschiedlicher Fragestellungen und Disziplinen ist. Die Palette an möglichen Einsatzgebieten reicht von historischen Arbeiten wie beispielsweise der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Veränderungen durch die 68er-Bewegung über technikgeschichtliche Fragestellungen zum Wandel der Arbeitswelten durch die Motorisierung und Automatisierung, soziologischen Untersuchungen zum Phänomen der Alleinerzieherschaft und ihrer gesellschaftlichen Rezeption bis hin zu psychologischen Studien über Traumata und deren (diskursiver) Verarbeitung.

In den *MenschenLeben*-Interviews kommt das von Edoardo Grendi postulierte „außergewöhnlich Normale“¹³ der Biografien zum Vorschein, das Regelmäßigkeiten ebenso wie Unregelmäßigkeiten eines zeit- und raumspezifischen Kontextes der Gesellschaft zu ergründen hilft. Die Interviewten sind dabei wahrnehmungs-, deutungs- und handlungsmächtige Akteure innerhalb ihres jeweiligen Aktionsradius. In Projekten wie *MenschenLeben* geführte Interviews und gesammelte Dokumente können somit zu einem Teil des

mikrogeschichtlichen Quellenfundus werden, der durch weitere Recherchen und Quellen (Hausforschungen, Personalakten, Behördenakten etc.) kontextualisiert und mit dem relevanten makrogeschichtlichen Referenzrahmen in Beziehung gebracht werden muss.

Im Rahmen des bis Ende 2014 laufenden Projekts entstanden bislang über 530 Interviews mit einer durchschnittlichen Länge von knapp dreieinhalb Stunden. Sämtliche Gespräche sind in den Räumen der Österreichischen Mediathek anhör- und nutzbar; sie werden im Sinne des *open access* sukzessive über die Website www.oesterreich-am-wort.at in voller Länge und ohne Einschränkungen inklusive Teiltranskription zur allgemeinen Nutzung zugänglich gemacht und sind sodann Teil der *public domain*.

Erzählebenen lebensgeschichtlicher Interviews

Kern und Ziel lebensgeschichtlicher Interviews ist die umfangreiche und detaillierte Darstellung des eigenen Lebens durch die interviewte Person. Der Soziologe Fritz Schütze prägte dafür den Begriff der „biographischen Selbstpräsentation“, dessen Methodik und Hermeneutik er wie folgt umreißt:

„Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt möglich ist. Nicht nur der ‚äußerliche‘ Ereignisablauf, sondern auch die ‚inneren Reaktionen‘, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern gelangen zur eingehenden Darstellung. Zudem werden durch den Raffungscharakter des Erzählvorgangs die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet, markiert und mit besonderen Relevanzsetzungen versehen. Schließlich kommen auch Stümpfe der Erfahrung von Ereignissen und Entwicklungen zum Ausdruck, die dem Biographieträger nicht voll bewußt werden, von ihm theoretisch ausgeblendet oder gar verdrängt sind oder doch zumindest hinter einer Schutzwand sekundärer Legitimationen verborgen bleiben sollen. Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methoden Zugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert.“¹⁴

Mit diesem Ansatz sollte Schütze das Verständnis der deutschsprachigen Oral History entscheidend prägen. Wissenschaftler/-innen übernahmen seine Grundgedanken und erweiterten bzw. adaptierten sie. Das Bemerkenswerte an diesem Zugang ist die Herausforderung an die interviewte Person, „Sinnzuschreibungen“ über das eigene Leben und die (soziale) Umwelt vorzunehmen und dem Gesagten dadurch Gewicht zu verleihen.¹⁵ Beim Blick auf die Struktur lebensgeschichtlicher Erzählungen, von Schütze sinnigerweise als „Erzähltext“ bezeichnet, lassen sich unterschiedliche soziale und sozialgeografische Erzählebenen benennen. Diese treten selten in Reinform auf, sondern sind miteinander verwoben und fließen ineinander. Um die Nutzungsmöglichkeiten bestehender Interviews

in mikrogeschichtlichen Studien deutlich zu machen, seien vier grobe Kategorien dieser „Erzähltexte“ anhand konkreter Beispiele aus dem Projekt *MenschenLeben* differenziert.

Ego-Aussagen

Die grundlegendste Ebene des lebensgeschichtlichen Interviews bilden jene Sprechakte, in denen die interviewte Person ausschließlich über sich selbst, prägende Ereignisse, ihre Gefühle und Erfahrungen spricht. Erzählungen über markante Einschnitte unterschiedlicher Lebensphasen, vom Empfang der Erstkommunion im Kindesalter über die erste Autofahrt nach bestandener Führerscheinprüfung bis hin zum Kampf gegen schwere Erkrankungen, sowie Verbalisierungen alltäglicher Praktiken, etwa die häufige und ausführliche Thematisierung des Schulweges als einziger Tagesabschnitt, der als Freizeit im Sinne von arbeitsfreier Zeit im ländlichen Tagesrhythmus empfunden wurde, konturieren diese Ebene der Ich-Bezogenheit.

An der Erzählung des ehemaligen Gendarmen und nunmehrigen Bio-Landwirts Herbert Rockenschaub wird die Vermischung der unterschiedlichen Ebenen deutlich, wobei die Schilderung der eigenen Gefühlslage den Mittelpunkt seiner Ausführungen bildet:

„Kurz nach der Hochzeit Ende des Jahres 1987 wurde ich mit Verdacht auf Darmverschluss ins Krankenhaus eingeliefert und notoperiert, wo man anschließend einen Krebs feststellte, Dickdarmkrebs. Mir wurden von den Medizinerinnen zwei Jahre gegeben. Ich war am Boden zerstört, hatte viele Schulden, war frisch verheiratet und dann eben dieses Schicksal! Ich lehnte damals die Chemotherapie ab und entschloss mich, meinen Hof biologisch zu führen und mich von nun an mit biologischen Lebensmitteln zu ernähren.“¹⁶

Erzählungen über soziale Einheiten und Netzwerke

Bereits in der kurzen Sequenz aus dem Rockenschaub-Interview wird erahnbar, dass den größten Gesprächsanteil in den *MenschenLeben*-Interviews Erzählungen über kleinräumige soziale Einheiten einnehmen. Diese reichen von der Zweierbeziehung und der Familie über die Schulklasse, die Kollegialität im Berufsleben, die Gemeinschaft im Vereinsleben bis zur sozialen Interaktion in Dörfern und Gemeinden. Den Erkenntnissen der Kognitionspsychologie folgend lässt die soziale Wahrnehmung die Interviewten in diesen Gesprächsteilen ihren gesellschaftlichen Aktionsraum rekonstruieren; sie legen gleichzeitig ihre individuelle Wahrnehmung der Umwelt offen und definieren ihren eigenen Status innerhalb dieses gesellschaftlichen Mikrokosmos.¹⁷ In der Möglichkeit, diese Abhängigkeiten und Verarbeitungsmechanismen dialogisch zu ergründen, liegt die Stärke des Interviews als wissenschaftliches *tool*. Erzählungen werden als die individuelle Wahrheit akzeptiert und durch die Analyse und Kontextualisierung in ihrer jeweiligen (biografischen) Funktion interpretiert.¹⁸

Die Braunauerin Lea Olczak erinnert sich an ihre Maturafeier 1941 am Realgymnasium in Salzburg, die interpersonellen Aktionen und Reaktionen und bezieht ihre Erzählung am Ende auch auf die Gegenwart:

„Ich weiß, wie wir Maturafeier hatten, das hat sich in der Schule abgespielt. Vis à vis von der Schule war ein nettes Weinlokal und dann haben wir halt ... Ich mein, da hat sowieso der Professor mitgemacht, nicht. ‚Geh ma dort noch hinein!‘ Das war für uns ganz was Besonderes [lacht]. Es hat sich überhaupt ..., alles war harmlos. Und dann ist die Mutter einer Schülerin gekommen und die findet uns dort und die hat dem Professor einen Vorwurf gemacht: Es hat geheißt, das spielt sich in der Schule ab, und jetzt sitzen wir da! Daran kann ich mich noch gut erinnern: Wir waren alle ganz perplex und der Professor hat gesagt: ‚Ich bin dabei und es ist überhaupt nichts Besonderes, wenn wir da jetzt noch sitzen!‘ Das ist heute natürlich alles undenkbar, das war total anders damals.“¹⁹

Schilderungen über den Zweiten Weltkrieg und die Kameradschaft im Soldatenverband stellen ein zentrales Erzählernarrativ österreichischer Männer des Geburtsjahrganges 1925 und älter dar.²⁰ Der Kriegsveteran und Mitbegründer des Kameradschaftsbundes der Ortsgemeinde Enzenkirchen Leopold Wieder erläutert seine Beweggründe, seit einigen Jahren nicht mehr an öffentlichen Auftritten des Vereins teilzunehmen:

„Hinter der Kirche war die Aufstellung und der Karli und ich, wir standen abseits. Ich ging nicht zu den anderen und stellte mich nicht in Reih und Glied [lacht]. Ich wollte nicht! Will ich nicht! Man soll immer in Reih und Glied stehen, vielleicht mit jemandem, der gar nicht im Krieg war.“²¹



Abbildung 1: Hochzeit von Franziska und Leopold Wieder 1943

[Abbildung siehe Druckfassung]

(Sammlung MenschenLeben)

Neben den digital aufgezeichneten Audiodateien der Interviews archiviert *MenschenLeben* Scans von Fotos, Briefen, Urkunden, Behördenschriftstücken etc., die die interviewten Personen dem Projekt zur Verfügung gestellt haben. Diese Unterlagen sind über das Gesprochene hinaus von großer Bedeutung für die Rekonstruktion einer Biografie, eines sozialen Raumes und einer bestimmten Zeit, da sie die getätigten Aussagen mit einer visuellen und schriftlichen Ebene unterlegen, von Klassenfotos über Ansichtskarten aus dem Urlaub und Hochzeitsmappen bis hin zu tagebuchartigen Taschenkalendern und Asylbescheiden. Die Dokumente ermöglichen dadurch – in Abwandlung von Clifford Geertz' Diktum²² – eine ‚dichtere biografische Beschreibung‘, als das Interview allein es vermag. Winfried Schulzes Definition von Ego-Dokumenten trifft in ähnlicher Weise auch auf die Oral History zu: „Es sollen darunter alle jene Quellen verstanden werden, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig, ob dies freiwillig – also etwa in einem persönlichen Brief, einem Tagebuch, einer Traumniederschrift oder einem autobiographischen Versuch – oder durch andere Umstände bedingt geschieht.“²³ In der Praxis der ‚mündlichen Geschichte‘ ist dieser Prozess zweigeteilt, da neben der Sammlung von zur Verfügung gestellten Unterlagen auch die aktive Recherche nach weiteren Spuren des Interviewten in der Geschichte im Auswertungsprozess unerlässlich ist.

Narrative über Politik, Nation und Nationalitäten

Neben den umfangreichen Aussagen zur eigenen Person und zum kleinräumigen Sozialnetz setzt die dritte Erzählebene das Ich in Beziehung zum Staatsgebilde und seinen Repräsentantinnen und Repräsentanten. Der im Gegensatz zum Stadtteil, Dorf oder zur Gemeinde vergleichsweise ephemere nationale und zumeist auf die politische Ebene fokussierende Bezugsrahmen erweist sich für einen Großteil der interviewten Menschen in unterschiedlichem Ausmaß als identitätsstiftend, sowohl im positiven als auch im negativen Sinne.

Auf die österreichische Innenpolitik angesprochen, reagiert der ehemalige Linzer Bankangestellte Alois Koschka mit unmissverständlichen Worten:

Interviewer: „Wenn man Kreisky mit den heutigen SPÖ-Politikern vergleicht: Was hat Kreisky ...“

Alois Koschka [unterbricht, laut]: „Weil er ehrlich war! Der war ehrlich und hat sich selbst nicht bereichert. Die [heutigen Politiker] schauen doch alle nur auf sich! [lange Pause, seufzend] Der Bruno, ja!“²⁴

Auffällig ist die relativ geringe Relevanz von vermeintlich bedeutenden Zäsuren der österreichischen Geschichte im Vergleich zu individuellen, familiären oder dorfgemeinschaftlichen Veränderungen und Ereignissen.²⁵ So schildert beispielsweise der Mühlviertler Bauer Franz Eder anschaulich und auch nach 55 Jahren noch mit Begeisterung den Ankauf des ersten 15er Steyr-Traktors und eines Ladewagens im Jahr 1957, erwähnt jedoch im gesamten Interview mit keinem Wort die annähernd gleichzeitig stattfindenden Verhandlungen und Unterzeichnung des Staatsvertrags, den Abzug der Alliierten, also auch der russischen

Besatzungsmacht aus dem Mühlviertel, und die parlamentarische Verabschiedung der immerwährenden Neutralität.²⁶ Die alltagsrelevanten Kohäsionskräfte zur Familie, zum Dorf und seinen Einwohnerinnen und Einwohnern drücken sich somit auch in empirisch deutlich nachvollziehbarer Weise in den lebensgeschichtlichen Interviews aus.

Weltsicht der Interviewten und allgemein-philosophische Aussagen

Im Laufe der mehrstündigen Gespräche stehen die Gesprächspartner/-innen immer wieder vor der als notwendig empfundenen Herausforderung, ihr eigenes Tun und ihre Haltungen zu einem bestimmten Themenkomplex in einen größeren Zusammenhang zu stellen und dem Erzählten dadurch Sinn und Kohärenz zu verleihen. Sie präsentieren ihre Sicht der Welt, an der sie selbst als handelndes Subjekt oder betroffenes Objekt nicht zwingend teilhaben, sodass diese Gesprächsteile oftmals den Charakter eines allgemein-philosophischen Rasonierens aufweisen.

Auf die Frage nach seiner Einschätzung des Lebens in Österreich in 20 Jahren antwortet der ehemalige Bundesheeroffizier Wolfgang Mitterecker:

„Es ist einmal die Frage: Gibt es die EU in 20 Jahren noch. Wenn es die EU in 20 Jahren nicht mehr gibt, dann kann man eigentlich wirklich nicht sagen ... Und die wirklich große Unbekannte ist für mich die ... Ich glaube, die Ami fürchten nach wie vor den falschen Feind, die Ami fürchten nach wie vor die Russen. Die Russen sind meiner Meinung nach nicht mehr gefährlich. Die Herausforderung werden die Chinesen und Inder sein, allein schon aufgrund der Bevölkerungszahl.“²⁷

Noch einmal sei der 1934 im tschechischen Kunžvart geborene und 2011 in Linz verstorbene Alois Koschka zitiert, der Mikro- und Makroebene äußerst anschaulich in Beziehung bringt:

„Darum sage ich ja, ich habe drei Nationen, die ich nicht mag: Die Tschechen, die haben meinen Großvater von Haus und Hof vertrieben, dann die Jugoslawen, die haben meinen Vater erschlagen, und die Polen mag ich auch nicht, weil sie sich Ostpreußen angeeignet haben. Das sind meine drei Nationen! Ob das jetzt ein Neger, ein Chinese, ... ist mir ganz egal! Aber diese drei Nationen, die bringe ich nicht in den Magen, solange ich lebe.“²⁸

Ähnlich der oben angeführten Absenz von Erzählungen über die vermeintlich bedeutenden ‚Marksteine‘ und ‚Wendepunkte‘ der österreichischen Geschichte rekurren die Interviewten auf globale Phänomene und Ereignisse wie den internationalen Terror insgesamt und die Verheerungen und Folgen des 11. September 2001 im Besonderen, die Euro-Einführung oder Naturkatastrophen wie den Tsunami im Dezember 2004 nur in Ausnahmefällen. Um zu Erzählungen über diese Themen zu gelangen, bedarf es konkreter Nachfragen durch die Interviewerin bzw. den Interviewer. Der Schluss, demzufolge diese ‚weltverändernden‘ Einschnitte in der subjektiven Wahrnehmung keine große Relevanz im eigenen Leben aufweisen, liegt nahe.

Fragen der Sekundäranalyse lebensgeschichtlicher Interviews

In einem Großteil der Einzeluntersuchungen mittels Oral History werden Interviews in einem spezifischen Projektkontext und mit einem daraus abgeleiteten Erkenntnisinteresse durchgeführt. Demgegenüber greifen mehr und mehr Arbeiten – im österreichischen Rahmen primär jene mit Fragestellungen zum „Ständestaat“, zum Nationalsozialismus und zur Shoah – aufgrund des Fehlens von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und dank der mit der mittlerweile langen Tradition der Oral History eng verbundenen Archivierung der Gespräche auf bestehende Interviews zurück. Gerade in diesem Bereich kommt eine forschungsethische Dimension hinzu, die entmenschlicht-technisiert wie folgt beschrieben wird: „Auf vorhandene Daten zurückgreifen zu können, nimmt zudem Rücksicht auf Befragte, insbesondere wenn es sich um sensible Forschungsthemen und schwierig zu erreichende Populationen handelt, die so vor einer Überbefragung geschont werden.“²⁹ Qualitative Forschungsmethoden bedienen sich also Instrumentarien, die bislang vornehmlich in quantitativen Auswertungsverfahren Verwendung fanden. Die Interviews werden einer Sekundäranalyse unterzogen, indem sie auf neue, zum Zeitpunkt ihrer Durchführung nicht im Zentrum des Interesses stehende Fragestellungen hin ausgewertet werden. Forscher/-innen stellen Aussagen in andere Kontexte, sie analysieren den Gesprächsinhalt oftmals auch entgegen der ursprünglichen Befragungszintention.³⁰

Aus diesem ‚Recycling‘ ergeben sich unterschiedliche Herausforderungen und Probleme für die Analyse, von denen in der Folge zentrale Themenbereiche angesprochen und die prophylaktischen Vorarbeiten im Projekt *MenschenLeben* benannt werden. Diese Ausführungen benennen allgemein zu Reflektierendes und stellen keine Richtlinie zur Durchführung einer qualitativen Sekundäranalyse dar, da je nach Erkenntnisinteresse die Befragungs- und Auswertungsparameter, mit denen an die Interviewdaten herangegangen wird, definiert werden müssen.

Jenseits des Gesprochenen – Metadaten des Interviews

In der Arbeit mit Interviews stehen die Schütz’schen „Erzähltexte“ im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Dass die Erzählungen jedoch ganz massiv von nonverbalen Einflüssen während des Gesprächs, von situativen Momenten und *self-fulfilling prophecies* des Befragungskontextes abhängen und diese Variablen auf die Interviews rückwirken, wurde von der Oral History ausführlich dargestellt. Vor der Interpretation in der Sekundäranalyse müssen sich Wissenschaftler/-innen also bestmöglich mit den Entstehungsbedingungen der qualitativen Quelle auseinandersetzen, um ein ‚Gefühl‘ für das Gespräch zu entwickeln. Wie fand die Kontaktaufnahme mit der zu interviewenden Person statt? An welchem Ort und zu welcher Zeit wurde das Interview durchgeführt? Wer war neben den beiden Gesprächspartnern noch anwesend? Wie kann die physische und psychische Verfassung von interviewender und interviewter Person eingeschätzt werden? Gab es eine spürbare Sympathie oder Antipathie der beiden? Diese und viele andere Fragen bilden eine ‚Metaquelle‘ zum Interview, die für die Sekundäranalyse zentrale Aufschlüsse über das Wesen und die konkrete Gestalt der Audioquelle geben kann. Aus diesem Grund ist es unumgänglich, seitens des Primärprojekts möglichst viele Informationen zum Interview

zu sammeln, gemeinsam mit dem Audio zu dokumentieren und in der Forschungspraxis zugänglich zu machen. In der Sekundäranalyse muss diese Metaquelle natürlich auch vor dem Hintergrund des seinerzeitigen Erkenntnisinteresses des Projekts gesehen und dieses mitbedacht werden. Dazu ist es notwendig, die Projektintentionen offen zu legen.³¹

Da *MenschenLeben* qua Auftrag des Geldgebers bemüht ist, möglichst viele lebensgeschichtliche Erzählungen in Österreich zu dokumentieren, verfolgt das Projekt keine *hidden agenda* hinsichtlich bestimmter Fragestellungen.³² Der sich daraus ergebende Vorteil ist, dass sich die Interviewten nicht schon durch die Kontaktaufnahme auf ein bestimmtes Themenfeld vorbereiten und sich dadurch im Interview mehr oder weniger ausschließlich auf die damit verbundenen Erzählkomplexe kaprizieren.³³

Neben der Erstellung eines Gesprächsverlaufs, der die Themen und Inhalte des Interviews auf etwa fünf bis 15 Seiten (je nach Länge des Gesprächs) zusammenfasst,³⁴ verwendet *MenschenLeben* zudem ein Set an Formularen, das von der Interviewerin bzw. vom Interviewer zu jedem Gespräch ausgefüllt wird und die ‚soft facts‘ des Interviews festhält. Ein *Kontaktdatenblatt* gibt Aufschluss über die Prä-Interview-Phase, vom Hinweis auf die zu interviewende Person über die Kontaktaufnahme bis zur Einschätzung der Dringlichkeit der Durchführung des Gesprächs. Das im Zuge des Interviews ausgefüllte *Personendatenblatt* erhebt zentrale sozialstatistische Daten, darunter einerseits Angaben zur schulischen Ausbildung sowie zu Berufs- und Lebensstationen der interviewten Person und andererseits Informationen zu den Eltern, zur Partnerin bzw. zum Partner, zu Kindern und anderen Verwandten. In der Analyse wird dadurch die Einordnung der interviewten Person in ein soziales und familiäres Netz erleichtert. Das *Datenblatt zur Interviewsituation* hält die subjektive Einschätzung der Interviewerin bzw. des Interviewers über unterschiedliche Aspekte des Gesprächs, des Interviewsettings und der interviewten Person fest.³⁵

Diese detaillierte Forschungsdokumentation bietet für Wissenschaftler/-innen nicht nur einen umfassenden und kompakten Datenpool, sondern ermöglicht es außerdem, mit der im Rahmen von *MenschenLeben* interviewten Person bei Bedarf Kontakt aufzunehmen und so ein weiteres Gespräch zu führen, in dem spezifische Fragen für das eigene Forschungsinteresse gestellt werden können.

Folgeinterviews – Möglichkeiten und Grenzen

Ein Großteil der *MenschenLeben*-Interviews besteht aus einem einzelnen Gesprächstermin, in dem ein mehrstündiges Interview geführt wird. Eher selten wird nach dieser ausführlichen Unterhaltung ein zweiter Gesprächstermin vereinbart, der die Unterhaltung fortsetzen und Themen vertiefen soll. Bereits ein zweiter Gesprächstermin in zeitlicher Nähe zum ersten kann im Grund als Folgeinterview bezeichnet werden, da nicht zwingend eine längere Spanne zwischen den einzelnen Treffen liegen muss. Die Praxis im Projekt hat bislang gezeigt, dass die meisten Interviewpartner/-innen bereit sind, sich für ein Gespräch Zeit zu nehmen und über ihr Leben zu berichten, nach dieser oftmals kathartischen Erzählung jedoch im Folgeinterview verstummen und sich kaum mehr zu ausführlicheren Schilderungen animieren lassen. Eine Schlussfolgerung dieser Feststellung und gleichzeitig auch eine Möglichkeit in der Forschungspraxis ist, längere Zeit zwischen den einzelnen Interviews verstreichen zu lassen, um somit auch der interviewten Person Abstand zum

Erzählten gewinnen zu lassen. Diese Option steht nur bis zu einem bestimmten Grad offen, sind doch in vielen Projekten, beispielsweise rund um Fragestellungen zum Nationalsozialismus und zur Shoah, *Follow-Up-Interviews* aufgrund des Todes der interviewten Person nicht mehr möglich. Ähnlich ist es auch bei einigen von *MenschenLeben* Interviewten, da die ältesten, mittlerweile verstorbenen Befragten Jahrgang 1908 waren. Auch *Follow-Up-Interviews* mit geografisch weit entfernten Menschen sind aufgrund knapper Forschungsbudgets eher die Ausnahme denn die Regel.

Um das Potenzial von Folgeinterviews für wissenschaftliche Arbeiten zu gewährleisten und nutzbar zu machen, hat sich *MenschenLeben* entschlossen, bereits von Beginn des Projektes an auch jüngere Menschen zu interviewen. So wurden bislang etwa zehn Prozent der Interviews mit jungen Erwachsenen zwischen 19 und 30 Jahren geführt. Gerade bei dieser Personengruppe ist die Aussicht, sie in einer unbestimmten Zeit erneut befragen zu können, für historische, soziologische und psychologische Fragestellungen und Langzeitstudien von großer Bedeutung.

Interpretation von Interviews und ihre wissenschaftliche Validität

Für die Auswertung mündlicher Quellen bieten sich unterschiedliche Methoden an, die in den meisten Fällen von primäranalytischen Ansätzen ausgehen.³⁶ Unbestrittener wissenschaftlicher Standard ist die Prämisse, dass sich in den Interviews subjektive Wahrheiten über vergangene Ereignisse und Epochen äußern und nicht ‚objektive‘ Geschichte abgebildet wird. „So gelten denn auch die Erinnerungen von ZeitzeugInnen nicht so sehr der erinnerten Vergangenheit, sondern der rezipierenden Gegenwart. Erinnerungen sind also nicht eigentlich nur die Mitteilung des Gewesenen, sondern vielmehr der Ausdruck des Gewesenen in der Gegenwart“, meint etwa Karin Stögner.³⁷

Um in der Sekundäranalyse, deren Vorteil im Vergleich zur Primäranalyse in der größeren Distanz zur befragten Person als Quelle besteht,³⁸ eine möglichst valide Interpretation der lebensgeschichtlichen Interviews garantieren zu können, ist die Einbeziehung der oben beschriebenen Metadaten unumgänglich. Dazu gehört aber auch die soziale und kulturelle Kontextualisierung sowohl des Interviews als interaktivem Prozess als auch der Inhalte der Erzählung. Ähnlich der Verflechtung von Mikro- und Makroebene in der Mikrogeschichte³⁹ bedarf es somit auch in der Oral History der umfassenden und quellenkritischen Verknüpfung von individuell Erlebtem und Erinnerungtem mit Erkenntnissen anderer Fachrichtungen und Disziplinen. In der Interpretation ist dabei vor allem Vorsicht vor Projektionen gegenwärtiger Vorstellungen und Werthaltungen in die Vergangenheit angebracht, denn historische ‚Wahrheit‘ wurde und wird situativ und diskursiv rekonstruiert. Der Anspruch unumstößlicher Objektivität durch Ausblenden subjektiver Wahrnehmungen ist jedoch eine Chimäre überholter Geschichtsvorstellungen.

Zustimmung der Interviewten zur Interpretation

Das Spezifikum der Sekundäranalyse liegt sowohl in der methodischen Herausforderung der Arbeit mit bestehenden qualitativen Daten als auch in der institutionellen Rahmung. Während Forscher/-innen in der Primäranalyse nicht nur Koproduzierende sondern zudem ‚Eigentümer/-innen‘ der generierten Quellen sind, werden in der Sekundäranalyse Archive im Forschungsprozess zwischengeschaltet. Diese intermediäre Ebene vergrößert auf der einen Seite die Distanz zur interviewten Person und muss auf der anderen Seite die rechtliche Absicherung sowohl hinsichtlich der Aufbewahrung als auch der Zugänglichkeit und Nutzbarkeit der Interviews sicherstellen. Wurden diese juristischen Belange in Oral-History-Projekten lange Zeit vernachlässigt, so gilt die Unterzeichnung einer Einverständniserklärung durch die interviewte Person, in der die Auswertung, Archivierung und Nutzung des Interviews geregelt werden, mittlerweile als *state of the art*. Ist dies gewährleistet, steht die Re-Analyse des qualitativen Materials offen. Mit der Unterzeichnung des Formulars treten die Interviewten im Regelfall die Werknutzungsrechte an ein Projekt bzw. ein Archiv ab, sodass sie formaljuristisch keinen Einfluss mehr auf die Nutzung des Interviews haben.

In der Interpretation im Zuge der Sekundäranalyse stellen Forschende nun anhand ihrer Recherchen in den Archiven Aussagen der Interviewten in einen Frage- und Erkenntniskontext, der im Normalfall nicht ident mit jenem zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews ist. Diese Diskrepanz wird zusätzlich vergrößert, indem in der Auswertung einzelne Passagen herausgegriffen und in das eigene Narrativ integriert werden, zumal wenn ‚schmissige‘ Aussagen aus dem Kontext gelöst werden.

Um hier ethisch und interpretatorisch möglichst korrekt zu arbeiten, empfehlen sich – soweit möglich – die (erneute) Kontaktaufnahme mit der interviewten Person und die Diskussion der eigenen Rückschlüsse.⁴⁰ Dieses in Primäranalysen als Standard geltende Vorgehen wird aufgrund der größeren emotionalen Distanz der Involvierten in der Sekundäranalyse zumeist vernachlässigt, doch bietet gerade diese erneute Auseinandersetzung mit den analysierten Biografien bzw. Rekonstruktionen von Lebensläufen großes Potenzial, kommen Forscher/-innen doch dadurch zu einem tieferen Verständnis der ausgewerteten Erzählungen. Dass sich dieser Analyseschritt in der Forschungspraxis jedoch aufgrund von Alter, Krankheit oder Tod der interviewten Personen oftmals als unmöglich erweist, wurde bereits angeführt.

Fazit

Der Einsatz von Oral History für zeitgeschichtliche mikrohistorische Studien zur Erfassung der subjektiven Sichtweisen der Betroffenen ist ein weites Feld mit vielen Unebenheiten und Unwägbarkeiten, inhaltlich und methodisch jedoch gewinnbringend und unumgänglich.⁴¹ Beziehen Forscher/-innen nicht nur eigenständig durchgeführte Interviews in die Analyse mit ein, sondern gehen mittels bestehender Interviews noch einen Schritt weiter in der Geschichte zurück und tiefer in die zu analysierende Thematik, sind sie mit großen Herausforderungen in der Sekundäranalyse konfrontiert. Ein Weg, wissenschaftlich und ethisch korrekt mit diesen qualitativen Daten umzugehen, besteht in den oben

skizzierten Schritten: Arbeit mit der Originalquelle, Einbeziehung sämtlicher verfügbarer Metadaten, zeitliche, soziale und kulturelle Kontextualisierung, Quellenkritik und Reflexion der Interpretation. Nur unter Beachtung dieser Voraussetzungen werden sowohl die Oral History als auch die Mikrogeschichte dem an sich selbst gestellten Anspruch gerecht, die Menschen in der Geschichte wieder sicht- und hörbar zu machen.

Anmerkungen

- 1 Giovanni Levi, *On Microhistory*, in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, 4. Aufl., Cambridge 1995, 93–113, hier 94.
- 2 Das Bild des Teleskops und Mikroskops übernehme ich aus Peter Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt am Main 2005, 67.
- 3 Zur Skalierung in der Mikrogeschichte vgl. Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main/New York 2009, 13–17 und 33 f. sowie Levi, *On Microhistory*, 95–98.
- 4 Georg G. Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 1993, 74.
- 5 Zu den Ego-Dokumenten vgl. Winfried Schulze, *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, Berlin 1996, 11–30. Zum Konzept der Lebenswelten vgl. Hanns Haas, „Städtische Lebenswelten“ vom Ende des Weltkriegs bis zur Jahrtausendwende, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelten seit 1945*, Wien/Köln/Weimar 2000, 9–35 und die Einleitung von Ewald Hiebl und Ernst Langthaler in diesem Band.
- 6 Dorothee Wierling, *Oral History*, in: Michael Maurer (Hg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Band 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, 81–151, hier 82–94 und Donald A. Ritchie, *Doing Oral History. A Practical Guide*, 2. Aufl., New York 2003, 19–23.
- 7 Martin Scheutz, „... irgendwie Geschichte ist es doch“. *Mikrogeschichte in der österreichischen Frühneuezeitforschung*, in: Martin Scheutz/Arno Strohmeier (Hg.), *Was heißt „österreichische“ Geschichte? Probleme, Perspektiven und Räume der Neuzeitforschung*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, 73–92.
- 8 Hans Rothfels, *Zeitgeschichte als Aufgabe*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 1 (1953) H. 1, 1–8, hier 2.
- 9 Zur (frühen) Kritik an der Teilhabe der Forscherin bzw. des Forschers am Entstehungsprozess der Oral History vgl. Paul Thompson, *The Voice of the Past. Oral History*, Oxford/London/New York 1978, 91–100 und Harald Welzer, *Das Interview als Artefakt*, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen* 13 (2000), H. 1, 51–63.
- 10 Relevante Arbeiten sind hierbei u.a. Heinz Blaumeiser u.a., *Ottakringer Lesebuch. Was hab ich denn schon zu erzählen ... Lebensgeschichten*, Wien/Köln/Graz 1988; Daniel Bertaux/Isabelle Bertaux-Wiame, *Jugendarbeit bei freier Unterkunft und Verpflegung – Bäckerlehrlinge und Hausmädchen im Frankreich der Zwischenkriegszeit*, in: Gerhard Botz/Josf Weidenholzer (Hg.), *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen*, Wien/Köln 1984, 235–280; Nelleke Vakker/Jaap Talsma, *Frauen und Arbeit in der Zwischenkriegszeit – Näherinnen in Amsterdam*, in: Ebd., 281–292; der Film *Küchengespräche mit Rebellinnen* (Österreich 1984, 80 Minuten, Regie: Karin Berger).
- 11 Siehe die offiziellen Homepages <http://dornsife.usc.edu/vhi/> und <http://www.vha.fu-berlin.de/> (15.06.2012).
- 12 Gerhard Botz/Brigitte Halbmayr/Helga Amesberger, „Zeitzeugen- und Zeitzeuginnenprojekt Mauthausen“ („Mauthausen Survivors Documentation Project“ – MSDP). *Genese, Projektstruktur und erste Ergebnisse*, in: *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes* (Hg.), *Jahrbuch 2004 (Schwerpunkt Mauthausen)*, Wien 2004, 30–67. Zum *Mauthausen Survivors Research Project* vgl. <http://msrp.univie.ac.at/> (17.06.2012).
- 13 Zitiert nach Axel Rütth, *Erzählte Geschichte. Narrative Strukturen in der französischen Annales-Geschichtsschreibung*, Berlin 2005, 161.

- 14 Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik 13 (1983), 283–293, hier 285 f.
- 15 Zum lebensgeschichtlichen Interview vgl. Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main/New York 1995; Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann, Rekonstruktionen narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, 2. Aufl., Wiesbaden 2004, 17–94; Alexander von Plato, Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen 13 (2000), H. 1, 5–29.
- 16 Technisches Museum mit Österreichischer Mediathek (TMW mit OeM), Sammlung *MenschenLeben* (SML): Interview mit Herbert Rockenschau, geführt von Maria Falkner, Perg, 10.02.2011.
- 17 Norbert Cobabus, Wirklichkeiten – Wie wir „die Welt“ erleben und erkennen. Eine erkenntnistheoretische sowie individual- und sozialpsychologische Untersuchung, Münster 2002; Joseph Forgas, Soziale Interaktion und Kommunikation. Eine Einführung in die Sozialpsychologie, 4. Aufl., Weinheim 1999.
- 18 Vgl. Alessandro Portelli, *The Order Has Been Carried Out. History, Memory, And Meaning of a Nazi Massacre in Rome*, New York 2003, der darin anhand themenzentrierter Interviews den unterschiedlichen Erinnerungsebenen an das Vergeltungsmassaker der deutschen Wehrmacht an 335 italienischen Zivilistinnen und Zivilisten in den Ardeatinischen Höhlen (Fosse Ardeatine) im Jahr 1944 im italienischen kollektiven Gedächtnis nachspürt.
- 19 TMW mit OeM, SML: Interview mit Lea Olczak, geführt von Matthias Gruber, Braunau, 23.02.2010. Zu Aspekten ihrer Lebensgeschichte vgl. auch Lea Olczak, „Jede Partei buhlte um die Stimmen der Nazis“, in: Verein für Zeitgeschichte (Hg.), *Endlich vorbei. Erinnerungen von Braunauer Zeitzeugen bis 1955*, 2. Aufl., Aspach/Wien/Meran 2005, 135–142.
- 20 Gerhard Botz (Hg.), *Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus*, Wien 2005.
- 21 TMW mit OeM, SML: Interview mit Leopold Wieder, geführt von Roger Michael Allmannsberger, Enzenkirchen, 10.08./26.09.2011.
- 22 Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main 2003.
- 23 Schulze, *Ego-Dokumente*, 21.
- 24 TMW mit OeM, SML: Interview mit Alois Koschka, geführt von Markus Weiglein, Linz, 02.07.2010.
- 25 Vgl. die Einleitung von Ewald Hiebl und Ernst Langthaler in diesem Band.
- 26 TMW mit OeM, SML: Interview mit Franz Eder, geführt von Tanja Karlsböck, Sarleinsbach, 24.04.2011.
- 27 TMW mit OeM, SML: Interview mit Wolfgang Mitterecker, geführt von Johannes Hofinger, Salzburg, 17.05.2011.
- 28 TMW mit OeM, SML: Interview mit Alois Koschka, geführt von Markus Weiglein, Linz, 02.07.2010.
- 29 Andreas Witzel/Irena Madjendović/Susanne Kretzer, Sekundäranalyse qualitativer Daten. Zum gegenwärtigen Stand einer Forschungsstrategie, in: *Historical Social Research* 33 (2008) H. 3, 10–32, hier 13.
- 30 Paul Thompson, *Re-Using Qualitative Research Data: A Personal Account* [50 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 1 (2000), Artikel 27, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0144-fqs0003277> (25.04.2012); Brigitte Halbmayr, Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews. Reflexionen zu einigen zentralen Herausforderungen, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen 21 (2008), H. 2, 256–267; Petra Notz, Sekundäranalyse von Interviews am Beispiel einer Untersuchung über das Spannungsfeld von Beruf und Familie bei Managern [41 Absätze], in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 6 (2005), Artikel 34, <http://nbn.resolving.de/urn:nbn:de:0144-fqs0501347> (25.04.2012); Witzel/Medjedović/Kretzer, Sekundäranalyse qualitativer Daten.
- 31 Das Interviewprojekt über die Studierenden der Universität Wien im Jahr 1938 sei hier als Beispiel angeführt, da die Durchführenden eine umfassende Forschungsdokumentation angelegt haben und die Interviews über die Österreichische Mediathek für weitere Nutzungen und Fragestellungen zur Verfügung stehen. Vgl. Herbert Posch/Doris Ingrisich/Gert Dressel, *„Anschluß“ und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien*, Wien 2008, v.a. 35–60.
- 32 Zur Problematik vgl. Halbmayr, Sekundäranalyse qualitativer Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews, 258 f.

- 33 Diese Erfahrung machte *MenschenLeben* in der Kooperation mit dem Salzburger Stadtarchiv, wo im Rahmen des Projekts „Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus“ lebensgeschichtliche Interviews geführt werden, die nicht nur die persönlichen Eindrücke in den Jahren des Nationalsozialismus erfragen, sondern das gesamte Leben der interviewten Person dokumentieren. Die Interviewpartner/-innen berichten aufgrund des *briefings* über den Projektkontext im Vorgespräch jedoch beinahe ausschließlich über die NS-Zeit, sodass die Interviewer/-innen explizit nach dem Leben vor und nach diesem einschneidenden Abschnitt fragen müssen. Zum Projekt siehe http://www.stadt-salzburg.at/internet/websites/nsprojekt/ns_projekt/home.htm (20.06.2012).
- 34 Aus Kosten- und Effizienzgründen verzichtet *MenschenLeben* auf die Erstellung von Volltranskripten. Mit dem Gesprächsverlauf soll Forschenden die grundlegende inhaltliche Orientierung im Interview garantiert werden, um so in der Arbeit mit der Originalquelle schneller zu den gesuchten Inhalten zu gelangen. Der Vorteil dieses Zugangs liegt in der Tatsache, dass Forschende dadurch mit der Originalquelle arbeiten müssen und sich nicht auf Transkripte, die bereits eine Form der Interpretation darstellen, vertrauen können.
- 35 Die in ihrer Ausführlichkeit sehr unterschiedlichen *Datenblätter zur Interviewsituation* beinhalten folgende Kategorien: Interviewpartner (Verhalten allgemein, Einschätzung der Konzentration, der Müdigkeit, der Sicherheit und der Glaubwürdigkeit, Kleidung, Erscheinungsbild, Atmosphäre), Beziehung zu anwesenden Personen im Haushalt (Anzahl der anwesenden Personen im Haushalt, Verhalten der Personen, Beziehung zu und Interaktion mit der interviewten Person), Umgebung (Gebäude, Lage, Einrichtung, Stil, Zustand, Atmosphäre), Individualität des Interviewers (Tagesverfassung, Gefühl zum Interviewpartner, Selbsteinschätzung), Interaktion zwischen Interviewer und Interviewpartner (Gesprächs-Atmosphäre), Sonstiges.
- 36 Siehe beispielsweise Gabriele Rosenthal, *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*, 3. Aufl., Weinheim/München 2011, 212–234 und Lucius-Hoene/Deppermann, *Rekonstruktion narrativer Identität*, 317–330.
- 37 Karin Stögner, *Lebensgeschichtliche Interviews und die „Wahrheit der Erinnerung“*. Einige Überlegungen zum Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP), in: Eleonore Lappin/Albert Lichtblau (Hg.), *Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, 169–179, hier 171.
- 38 Vgl. Witzel/Medjendović/Kretzer, *Sekundäranalyse qualitativer Daten*, 13.
- 39 Vgl. die Einleitung von Ewald Hiebl und Ernst Langthaler in diesem Band.
- 40 Katherine Borland, „That’s not what I said“. *Interpretative conflict in oral narrative research*, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hg.), *The Oral History Reader*, 2. Aufl., London/New York 2008, 310–321.
- 41 Vgl. die Einleitung von Ewald Hiebl und Ernst Langthaler in diesem Band.

Abstracts

Otto Ulbricht: Diverging Paths of Microhistory. Aspects of the History of Reception

This contribution looks at the new direction microhistory in Germany and the United States has taken. As a consequence of the characteristics of microhistory and the respective conditions prevailing in the two countries, microhistory took on different shapes as early as the beginning of the 1990s. By now scholars in Germany have turned away from studies in villages and try to use microhistory in inquiries of subjects with global dimensions. Here, microhistory is used in different ways and for different purposes, but always with a stress on agency. To broaden the scope of microhistory, it has been proposed to try it for subjects that are not well documented in contrast to the source material used in general. Such endeavours are not seen in some of the latest studies from the United States where there was a strong interest in the narrative right from the beginning. The understanding of microhistory as the study of the everyday experience of common people presented as a narrative can still be found as the examination of two recent examples shows.

Angelika Eppler: Global Microhistory. Moving Toward a Relational History

Microhistory and global history are usually considered as opposed to each other or as a mere re-launch of the well-known micro-macro controversy. This article argues instead that both approaches share a broad common ground: Both approaches overcome methodological nationalism by dissolving the history of fixed and enclosed units into the history of relations. This common ground is easily overlooked because microhistory and global history emerged in very different academic settings. Whereas from the late 1970s onward, microhistory developed mainly in opposition to social history, global history emerged more than a decade later, building on the spatial turn. Despite the common ground, it is difficult to combine the two approaches. By borrowing basic theoretical tools from gender history this article succeeds in developing a concept of a global microhistory that draws on both approaches and overcomes the respective shortcomings of micro- and global history.

Margareth Lanzinger: Re-Positioning the Local in the Actor-Network Space – Global-Historical Challenges and Illyrian Tax Policies

The essay argues for a new understanding of the global which goes beyond its separation from other levels of spatial analysis. According to Latour's actor-network theory, the global can be conceptualised as a network of interconnected localities where people act and interact within place-specific contexts. The essay illustrates this argument with reference to the negotiations between the French central bureaucracy and local elites of rural communities

in the 'Illyrian Provinces' in former Tyrol and Salzburg during the Napoleonic Wars in the early nineteenth century.

Ernst Langthaler: From Container to Network? Space in Microhistorical Perspective

The 'spatial turn' in the social and cultural sciences has emphasised two aspects of our notion of space: first, space as a *product* of social and cultural practices (in contrast to space as a determining factor); second, space as an inter-related *network* (in contrast to space as a container). Microhistory offers a well-suited toolbox for putting praxeological and relational theories of space into research practice. From this perspective, the essay outlines a research design which comprises a bundle of inter-connected local microhistories. The author exemplifies this 'trans-territorial microhistory' by the emergence of a globalised agro-food chain from soybean production to pork consumption in the twentieth century.

Lukáš Fasora: Microhistory and the History of Working-Class Culture. Examples from Current Czech Research

The author uses microhistory to understand working class and working-class culture. The major drawbacks for microhistorical research are the small number of authentic primary sources from the lower social classes in the nineteenth century and the frequent political manipulation of sources related to the history of the working class and its interpretation in the twentieth century. The current state of research into themes using microhistorical methodology demonstrates a lack of thorough methodological debate and exposes problems within Czech historiography. It is from this frame of reference that the author analyses the historiography of the past decades and suggests possible trends for microhistorical research. The article makes a number of references to works from Czech historical studies using microhistorical methods in working-class contexts.

Christoph Boyer: History as a Science?

The essay presents some preliminary ideas on the possibility of history as a science *sensu stricto*, i.e. as an explanatory enterprise. Historical explanations ought to be based on laws (in the ideal case) or at least on 'regularities' (in the normal case). There is no principal problem in transferring the Hempel-Oppenheim concept of scientific explanation to the realm of history. Beyond single explanations, historians ought to construct more general explanatory theories with a broad 'range of action'. The concept of individuality (i.e. of persons or events) and the concept of contingency can be integrated into such a theoretical framework without difficulties. The 'scientific approach' implies that the historian's business should not be limited to producing micro-descriptions of a multi-faceted past (which is allegedly not accessible to generalization). But this should not be misunderstood as a

verdict against microhistory: Micro-approaches may be theory-based in the same way as macro-approaches.

Andrea Griesebner: From Letter to Research Project. Reconstruction of a Research Process or Microhistory at Work

The starting point of the article is an undated letter from the eighteenth century that the author had accidentally found in a local archive at the end of the 1990s. In awkward handwriting and with unusual phonetic spelling a wife is responding to her husband's request for divorce. Noteworthy was not only the self-confidence expressed in the letter, but also the fact that the couple was living in a Catholic territory, where other denominations were not tolerated until 1781. The article focuses on the research process undertaken to figure out how and why a couple could possibly negotiate a divorce, in the light of the fact that Catholicism deems marriage a sacrament and does not allow divorce. The description of microhistory at work reveals not only how historians can find new sources about so-called 'ordinary' people, but also sheds light on the alternate legal institution of 'separation from bed and board', one that had lost its importance with the introduction of civil marriage in 1938. This might explain why it was nearly forgotten in Austrian historiography until recently. The author demonstrates how the contextualization of an unimportant letter written by an ordinary woman can unlock a new field of research, namely the marriage jurisdiction of the courts of the Catholic Church (until 1783) and that of the secular courts (after 1783). While starting at the micro-level to contextualize the above-mentioned divorce letter, the analysis of the marriage litigation takes the meso-level as its starting point. The article makes clear that the back and forth between the micro-, meso- and macro-levels of investigation does not only reveal valuable insight into the diverse perspectives of a single source, but also opens up a window into social and cultural relations, which are invisible to approaches limited to one level of society.

Norbert Schindler: The Controversy over the Wetterläutverbot in Salzburg in 1785. Microhistory in Action

The article examines the 1785 controversy in Salzburg surrounding a new law that prohibited the use of church bells to warn people of bad weather. The court protocols from this year highlight a decade-old conflict and provide an example of an ongoing peasant rebellion. Despite careful preparation, the rural folks resented the government's new law and understood the prohibition as an encroachment on their village autonomy. Traditional peasant rituals surrounding weather predictions could not simply be discarded as superstitions. The conflict between the state and peasant culture highlights how peasants approached weather and protection from natural disasters differently. After the outlawing of the use of church bells as an early warning system, peasants started to blame the government for any destruction and demanded compensation.

Norbert Franz: Rural Communities and the Modern State in Nineteenth Century France: Two Villages in Comparative Perspective

The article treats two fundamental processes of modern state-building in comparative perspective: the integration of rural communities into modern state administration and the expansion of modern state activities to traffic and cultural infrastructure at the local level. The article explores these processes in two villages near Bar-le-Duc in Eastern France. First it asks if these processes can actually be found in these small administrations. Next, the author investigates the possible extent of the collaboration between local administrative representatives and the upper levels of state administration. Thereby, the article treats the paramount question if the modern bureaucratic state arrived everywhere, even in the last village of the countryside, far away from the centres of political power. Based upon the quantitative analysis of the local financial reports and the qualitative analysis of other administrative sources, this case shows the following results: Both local administrations were integrated parts of the state administration. They tended to strengthen their activities in traffic and cultural infrastructure, especially for primary schools. In case of conflicts with the state administration the local authorities developed wide scopes to achieve their goals. They succeeded under the condition that the local political elites were supported by the majority of the local population.

Robert Hoffmann: „Es ist dies der Ausfluß meines ‚in sich lebens‘ gegenüber des äußeren Gesellschaftslebens.“ From the Diary of a Merchant

The diary of Alexander Haidentaller, the owner of a small general store, presents an extraordinary primary source. It allows the social historian to gain rare insight into the life of a merchant and follow the monologue of an ordinary man who kept a diary and recorded his own reflections over the period of several decades. Haidentaller wrote about the trials and joys of his private life, he wrote about his business, his finances and about political events. He also wrote about his extended family and about his own health and state of mind. The diaries fill eleven volumes and consist of more than 4,000 handwritten pages. The entries cover the years from 1903 to 1946. The diaries illustrate both the author's wish to document his daily experiences and his desire for permanent self-reflection.

Hans Heiss: A Global Place. Franzensfeste/Fortezza: Fortress, Village, Metaphor

The small village of Fortezza/Franzensfeste is located in the middle of the Alps, along the Brennero road, the most important route to connect Northern and Southern Europe. The 900-people-village (2011) got its name from the giant building of a fortress, erected between 1833 and 1838 to protect the important alpine passage, which had revealed its strategic role during the Wars of the Austrian Empire in the years from 1797 to 1809. The enormous construction of the Fortress was completely unnecessary and the fortress has never been involved in any military operation. At the time of the building of the fortress the village of

Franzenfeste did not exist. This stretch of the valley had only a few settlements. There were only a couple of farmsteads near the train station that made a living of poor agriculture, and a few inns. The village came into existence only later, with the construction of the railway and the train station in 1867 and with the immigration of workers and poor families from Vorarlberg and Tyrol. The population of Franzensfeste/Fortezza grew rapidly after 1867, but fluctuated because of constant immigration and emigration. When the village and the entire region of Southern Tyrol were under the rule of Austria, railway workers and employees were politically mostly engaged in the Social Democratic Party, which created conflicts with the mostly conservative authorities. After the annexation of Southern Tyrol by the Italian Monarchy in 1919, things changed rapidly: Austrians left Fortezza – which is since then the official name – and Italians quickly became the majority. Fascism and World War II left their traces in Fortezza, which after 1945 experienced a boom period fuelled by transport and tourism. After 1995, when in the context of the European Unification Fortezza lost its status as a control area, the village fell into economic depression. Today, the place has gained new importance as the starting point for a great tunnel under the Brenner pass. Furthermore, the population is changing with the influx of immigrants. Constant instability and fluctuating population are the trademark of the village, with its own traces of modernity.

Stefan Eminger: The Upper and the Lower Village. A Case Study of Local Politics in Lower Austria between Monarchy and Communal Reform, 1900–1960

The article focuses on the ‘exceptional normal’ (E. Grendi). In the small rural village Münchensthal a rivalry between two socially, ethnically and ideologically similar groups subsisted. This rivalry shaped village politics for generations. At first glance, the only difference between the two groups seemed to be the local district, respectively the neighbourhood. Starting with this local conflict, the article focuses on aspects of village politics. The article discusses the following questions: Who were the actors of village politics? How were these and other groups constituted? How did party politics interfere with local realities? How did the village respond to these interventions ‘from outside’ and ‘from above’ and, vice versa, how did the larger political apparatus deal with regional and local *Eigensinn* (Alf Lüdtke), especially during the crisis of 1918, 1934, 1938 and 1945? How did village politics transform over time?

Peter Melichar: A Case for Microhistory? The Written Record of Otto Ender

How do you deal with the biography of famous politicians? How can you get rid of what Pierre Bourdieu called the ‘biographical illusion’? Otto Ender, now forgotten, was a politician between the two world wars, who played a prominent role as Head of the District of Vorarlberg, Chancellor of the Republic and Minister in the Dollfuss cabinet. This article asks, using this politician as an example, whether it is justifiable to use microhistorical detail by utilising the biography of the famous. Can microhistory, which up to now mainly

concentrated on rural society and the poor, also be used for the analysis of public persons or even political and/or urban elites? In this case, Otto Ender's notes revealed recommendations, rejections and also anti-Semitic practices. It is thus clear, as a conventional biography of a politician is leaked out, just assumed as a given fact, what in the course of history proves to be effective and therefore meaningful.

Brigitte Entner: A Village in Turmoil – Resistance as a Collective Practice?

At the end of 1942 in the Slovenian-speaking communities of Bad Eisenkappel-Vellach/Železna kapla-Bela and Zell/Sele in Carinthia, a mass arrest of about 200 men and women took place. Nazi authorities believed these people to be supporters of the resistance. On April 29, 1943, twelve men and one woman were executed in Vienna. According to the collective memory, these people were the only victims from the village because of their resistance to the Nazis. There were, however, more than 40 men and women who lost their lives in concentration camps. Their resistance against the Nazi regime is now forgotten, because they are seen as victims of Nazi persecution. This article investigates the different kinds of resistance within one village, e.g. the cooperation between the Catholic opposition and the Communist resistance. It shows how the memory of these events continued after the war and how it changed according to the bilateral relations between Yugoslavia and Austria, the climate of the Cold War, the national conflict in Carinthia and the revision of history in Slovenia since 1991.

Franz Pötscher: Mauthausen – Life Near the Concentration Camp. A Narrative History.

The interactions between Nazi concentration camps and their near surroundings have gained increasing attention in the last years. The author deals with this topic by narrative interviews with people who lived in the settlements near the camp of Mauthausen. Building on four of these interviews, the article focuses on locations along the path from the railway-station to the camp. The interviewees were children, teenagers or young adults in those days. They had various points of contact with the sphere of the camp: as neighbours, play- and class-mates of the children of SS-officers, as an apprentice in the SS-company DEST, in everyday occupational life, or because they were living directly beside the camp-area. They all have memories of various contacts and incidents in relation to the concentration camp. It is often striking and surprising how close the people living in these areas were to the atrocities. The interviews refer to many aspects that are not documented in any other way. Therefore, these sources – with all their uncertainties – are indispensable for a microhistorical approach to this subject.

Niklas Perzi: Kautzen and Český Rudolec: Twin Towns at the Iron Curtain?

The aim of the article is to compare the development of the villages of Kautzen and Český Rudolec in Lower Austria and Moravia after the Second World War. Both villages served as minor trade and industrial centres for the surrounding agrarian regions. Although situated only fifteen kilometres from each other, both were totally separated in the latter half of the twentieth century, not only by the state border between Austria and Czechoslovakia, but even more so by the 'system border' between East and West. After the Second World War, the situation in Český Rudolec was characterized by severe discontinuity, caused by the expulsion of the majority population, the historically German speaking inhabitants, and the forceful establishment of a new incoming Czech speaking population. After the Communists took over power in Czechoslovakia 1948, the collectivisation of the agrarian and industrial sector had taken place against the opposition of the remaining small group of so called 'old settlers', who stayed on after Second World War. A new socialist lifestyle with entirely new structures was established. In Kautzen, the continuity after the war was much more preserved. The Austrian Peoples Party became now the political home of not only their supporters from amongst the Catholic farmers, but also integrated the majority of former National Socialist Party members from the local middle classes. It dominated the political sphere while the everyday life was dominated by the Catholic Church. The processes of modernization in both communities during the 1970s show similar characteristics, beginning with the communal reform and culminating in the construction of new infrastructure. In the 1980s the development again diverged severely. The Communist regime was unable to integrate the new social discourses of the middle-classes into the system and finally collapsed, while in Kautzen the continuity of the community and its continuous social development proved stronger.

Grazia Prontera: The Struggle for Democracy. The Peasant Movement in Puglia, 1949–1951

This article focuses on the participation of peasants from Italy's Puglia region in the construction of a democratic and republican Italy. Hope in decisive social change was reinforced among peasants by the end of Fascism and the birth of the Italian Republic. Trade unionists played a fundamental role in raising consciousness among peasants of their rights. Peasants themselves became promoters of new democratic values and challenged the attitudes of patronage which has hindered their acceptance as legitimate social subjects. The peasant movement met violent repression by the police. The link between conflict and democracy could not have been stronger. Peasants' consciousness raising was coupled with the capacity to direct social conflict in institutional channels and to secure the support of the community. The democratic value of these occupations was defended by antifascist political leaders who formed part of the constituent assembly such as the Minister of Agriculture Fausto Gullo and the Senator Lelio Basso. Gullo and Basso also acted as lawyers in defence of peasants and trade unionists from Puglia. Therefore, what is at stake here is a double democratic phenomenon, with peasants on one side and southern Italian institutions on the other.

Johannes Hofinger: Microhistory and Oral History. MenschenLeben – Narrative Levels in Life Story Interviews and Questions of Secondary Analysis

After exploring similarities and dissimilarities between microhistory and oral history, the article addresses different narrative levels in stories taken from the oral history project *MenschenLeben* (ego-documents, social entities and networks, narrations on politics, nation and nationalities, view on the world and philosophical statements). The second part deals with questions related to the secondary analysis of qualitative data and refers to four key concepts in this process: the integration of meta-data, the options and limits of follow-up-interviews, interpretation and scientific validity, and the consent of interviewees.

Weitere Titel in dieser Reihe

Rita Garstenauer/Günter Müller (Hrsg.)

Aus der Mitte der Landschaft

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2011, Band 8

254 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 29.90 · ISBN 978-3-7065-5100-7

Dietmar Müller/Angela Harre (Eds.)

Transforming Rural Societies

Agrarian Property and Agrarianism in East Central Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2010, Band 7

230 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 29.90 · ISBN 978-3-7065-4950-9

Markus Cerman/Erich Landsteiner (Hg.)

Zwischen Land und Stadt

Wirtschaftsverflechtungen von ländlichen und städtischen Räumen in Europa 1300–1600

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2009, Band 6

250 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 29.90 · ISBN 978-3-7065-4799-4

Rita Garstenauer/Erich Landsteiner/Ernst Langthaler (Hg.)

Land-Arbeit

Arbeitsbeziehungen in ländlichen Gesellschaften Europas (17. bis 20. Jahrhundert)

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2008, Band 5

292 Seiten, zahlreiche s/w-Tabellen und Übersichtstafeln, € 29.90 · ISBN 978-3-7065-4631-7

Hanns Haas/Ewald Hiebl (Hg.)

Politik vor Ort

Sinnegebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2007, Band 4

320 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen, € 44.90 · ISBN 978-3-7065-4475-7

Weitere Titel in dieser Reihe finden Sie auf www.studienverlag.at